

Tai-wang-kau, oder das Gelbe-Pagoda-Fort im Kantonfluß.

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

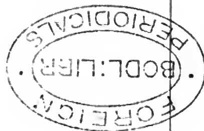
Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Albert Ostertag.

Zweiter Jahrgang. 1858.



Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Druck von C. Schultze.

Vorwort.

Wenn ein Wandersmann, der durch flachere Gegenden oder über niedrigeres Hügelland seinen Weg zu ziehen gewohnt war, nun plötzlich in die hehre, majestätische Alpenwelt unsers Schweizerlandes eintritt, so ahnt er wohl bald den Unterschied zwischen dem frühern mühelosen Dahinschlendern über die hinter ihm liegenden kleinen Hügel und weiten Thalgründe, und den jetzt ihm bevorstehenden Mühen und Anstrengungen, die das Wandern durch diese mächtige Gebirgswelt mit sich bringen wird. Aber es ist eine allbekannte Erfahrung, daß der neue Ankömmling, obgleich er staunend vor den gewaltigen Bergkolossen dasteht, im Anfang die wirklichen Entfernungen und Dimensionen noch keineswegs kennt oder auch nur ahnt. Er hat ein Gebirgsthal zu durchschreiten, und er meint, daß eine Viertelstunde ihn von einem Ende zum andern führen werde; aber sein ungeübtes Auge täuscht ihn, — das Thal ist mehr als stundenbreit. Er schaut empor zu den Vorbergen, hinter denen erst die schwarzen nackten Felskämme und höher noch die beschneiten Alpenfirnen emporragen; es zieht ihn hinauf nach einem der Vorberge, von wo er die offenere Fernsicht zu gewinnen hofft; er glaubt, daß ein Marsch von einer Stunde ihn ohne Mühe hinaufführen werde, — und siehe, nach einer Stunde und nach zwei, drei Stunden mühseligen Hinanklimmens ist er noch weit entfernt von der ersehnten Höhe. Es ist, als stiege die Spitze immer höher hinan, je weiter er vorrückte. Das kennt der erfahrene Alpenwanderer wohl; der neue Ankömmling aber muß erst durch Erfahrung klug werden.

In ähnlicher Weise ist es dem Herausgeber des Missionsmagazins ergangen. Als er vor einem Jahre im Vertrauen auf den, der es ihn geheißen, diese Arbeit übernahm, da sah er wohl die gewaltigen Berge, die er nun zu überschreiten hatte, und ahnte etwas von dem Schweiß und den tiefen Athemzügen, die es nun gelten würde. Aber er glich doch dem neuen Ankömmling in der Alpenwelt, von dem wir oben gesprochen.

Er fieng die Wanderung mit fröhlichem Muthe an und hat nun ein gut Stück Wegs hinter sich; aber es ist dennoch, als wenn er kaum erst die untersten, niedrigsten Vorstufen des Gebirges überschritten hätte. Er hoffte, im Lauf eines Jahres über einen großen Theil des Missionsgebietes seine Leser führen zu können; er glaubte, neben den hervorragendsten Vorgängen auf dem Boden der Mission auch noch die vergangene Geschichte der Basler Mission und das Leben des edlen Blumhardt schildern und um ein gut Stück fertig machen zu können; und noch manche andere Hoffnungen und Plane standen vor seiner Seele. Und nun von dem Allem, — wie wenig ist vollbracht! Denn während er seine Wanderung fortsetzte, thürmten sich Berge über Berge vor ihm empor. Die Ereignisse in China, die noch gewaltigeren Vorgänge in Indien traten fast gleich im Anfang seinem Vorwärtsschreiten in den Weg. Was in Westafrika vorgieng, die bedeutenden Leistungen Dr. Livingstone's in Süd- und Central-Afrika, die Bewegungen in Neuseeland, auf den Südsee-Inseln, unter den Indianern Nordamerika's und so vieles Andere noch, — das Alles konnte nicht einmal berührt werden. Mit dem Leben Blumhardts ist er kaum über dessen Kindheitsjahre hinausgekommen; für die Geschichte der Basler Mission hat er nur die Einleitung geben können. Ist das nicht entmuthigend?

Und dennoch hat der Herausgeber den Muth nicht nur nicht verloren, sondern er greift mit neuer Freudigkeit zum Wanderstab. Die göttliche Barmherzigkeit, die ihm Gesundheit und Kraft verliehen und durch alle Arbeit des verflossenen Jahres ihm hindurchgeholfen, die Geduld und Nachsicht der Leser und die leise Hoffnung, daß der Herr seine Arbeit nicht ohne Segen gelassen habe, — das Alles ist ihm wie stärkende Alpenluft, die ihm das Weiterwandern nicht zur Mühe, sondern zur Lust macht.

Der Herausgeber verspricht für das neue Jahr Nichts, als daß er unter Gottes Segen nach dem Maß seiner Kraft und Gabe getreulich thun will, was er vermag. Läßt ihn der Herr das neue Jahr vollenden, so wirds am Schluß wohl auch wieder Stoff zum Schämen, aber auch genug Anlaß zum Danken geben, und auf das freut er sich zum Voraus. Dem Herrn aber sei jedes Wort, das in diesen Blättern soll zu stehen kommen, vor Allem aber das große, heilige und herrliche Werk empfoh'en, zu dessen Dienst und Förderung sie geschrieben sind.



Die Mission in Amoy.

1. Allgemeines über den Stand der Dinge in China.

(Bis Ende November 1857.)

Durch die entsetzlichen Vorgänge in Indien, welche in den letzten Monaten die Aufmerksamkeit fast ausschließlich in Anspruch nahmen, sind die Ereignisse in China weit in den Hintergrund gerückt worden. In den Monatsheften vom Oktober und November 1857 haben wir versucht, die tiefer liegenden Ursachen des indischen Militär-Aufstandes kennen zu lernen und das bedeutungsvolle Vorspiel desselben zu Barrackpur, sowie die daraus hergenommenen Anklagen gegen die Mission in ihr gebührendes Licht zu stellen. Indem wir die Darstellung der weiteren Entwicklungen dieses unheilvollen Trauerspiels für ein späteres Heft verschieben, sind wir zwischen hinein unsern Lesern eine Mittheilung über den gegenwärtigen Stand der Dinge in China schuldig.

Wir haben im Maiheft die dortigen Ereignisse bis zu Ende März verfolgt. Damals war die Erbitterung der Bewohner von Kanton, aufgestachelt von den Edikten des barbarischen Obercommissärs Yeh, bis zu einem wahrhaft dämonischen Grade gestiegen. Die dortigen Chinesen schienen entschlossen zu sein, mit Aufbietung jedes noch so scheußlichen Mittels die „rothhaarigen Fremdlinge" zu vernichten, und das „himmlische Reich" von ihnen zu säubern. Die Verbrennung der europäischen Faktoreien, die meuchlerische Ermordung der Passagiere des Dampfbootes „Thistle", sowie der teuflische Versuch, die englische Bevölkerung von Hongkong durch vergiftetes Brod mit Einem Schlag aus dem Leben zu schaffen, gaben Zeugniß von dem Geiste, der die Kantonesen beseelte. Auf der andern Seite konnte man aus den Maßregeln, zu welchen die Befehlshaber der dort stationirten englischen Flotte zu schreiten sich ver-

anlaßt sahen, die kalte, bittere Entschlossenheit leicht erkennen, mit der das stolze England den barbarischen Gegner zu demüthigen sich anschickte. Aber es stellte sich alsbald heraus, daß zur Ausführung dieses Entschlusses den Britten eine viel größere Kriegsmacht nöthig war, als ihnen damals in den chinesischen Gewässern zu Gebote stand, und daß sie somit zunächst sich mehr auf Abwehr etwaiger feindlicher Angriffe und auf Rüstungen für größere Unternehmungen zu beschränken hatten, bis neue Truppen aus England ankämen. Diese Lage der Dinge, sowie der Umstand, daß man überhaupt erst abwarten mußte, wie die englische Regierung daheim die neue, kriegerische Verwicklung mit China ansehen werde, führte nothwendig einen Stillstand der Operationen in jenen Gegenden herbei, während dessen kein bedeutenderes oder wenigstens kein entscheidendes Ereigniß eintrat.

Der einzige blutige Zwischenfall, der von der Fortdauer der Feindseligkeiten Zeugniß gibt, besteht in den beiden Seegefechten am 27. Mai und am 1. Juni. Es galt nämlich, die große chinesische Kriegsflotte, die sich in den Seitenflüssen des gewaltigen Perlenstromes immer gefahrdrohender angesammelt hatte, wo möglich zu vernichten. Wenn man eine genaue Karte von der Stadt Kanton und dem von da an sich immer breiter ausdehnenden, einem Binnenmeer ähnlichen Perlenfluß bis zu seiner Mündung betrachtet, so bemerkt man vier Seitenflüsse, die von der rechten (östlichen) Seite her sich in den Hauptstrom ergießen. Diese Seitenflüsse aber sind theils durch künstliche Kanäle, theils durch natürliche Wasserstraßen mit einander verbunden und bilden somit ein großes, weit ausgedehntes Flußnetz, worin sich, wie in den verworrenen Straßen einer großen Stadt, nur ein Landeskundiger zurechtfinden kann. In diesem Fluß-Labyrinth nun hielt sich eine mächtige und stets anwachsende chinesische Kriegsflotte versteckt, welche in jedem Augenblick in den Hauptstrom hervorbrechen und Verderben über die kleine englische Kriegsmacht bringen konnte. Es war dieß um so bedenklicher, als die großen englischen Kriegsschiffe in diese kleinen Flußstraßen sich ohne die größte Gefahr nicht hineinwagen konnten, theils weil die Gewässer für die großen Schiffe nicht tief und breit genug waren, um eine freie Bewegung zu gestatten, theils weil die Ufer dieses inneren Flußnetzes mit Festungswerken und Schanzen versehen waren, von wo aus die feindlichen Schiffe leicht in den Grund geschossen werden konnten, theils endlich, weil eine englische Flotte, die sich ohne die genaueste Ortskenntniß da hinein wagen würde, in Gefahr kommen müßte, sich zu verirren und so eine sichere Beute des Fein-

des zu werden. Es war deßhalb ein ebenso gewagtes wie kühnes Unternehmen, als Admiral Sir Michael Seymour dennoch den Entschluß faßte, die chinesische Kriegsflotte in diesem ihrem scheinbar sichern Versteck aufzusuchen und anzugreifen.

Die erste Expedition fand unter der Leitung des Commodore Elliott statt, der mit einer Anzahl Kriegsschiffe, begleitet von vielen leichten Kanonenbooten, in die engen Flußstraßen einlief und nach mehreren kleineren Gefechten endlich am 27. Mai einen glänzenden Sieg über seine Gegner davontrug, „obwohl," wie der Bericht sagt, „die Chinesen überaus tapfer fochten und ihren Gegnern schwere Verluste beibrachten."

Doch die Hauptmacht der chinesischen Flotte lag tiefer einwärts. Den Angriff gegen sie übernahm Admiral Seymour in eigener Person und führte ihn am Montag den 1. Juni mit wahrhaft bewunderungswürdigem Geschick aus. Wir freuen uns, sagen zu können, daß bei diesem gefahrvollen Unternehmen brittische Tapferkeit und ruhige Umsicht sich mit ächt christlicher Gesinnung verband. Am Samstag Abend den 30. Mai nämlich hatte Admiral Seymour die Recognoscirung der Stellungen der schwer bewaffneten chinesischen Kriegsdschunken vollendet, die von einem mit schwerem Geschütz gespickten Hügel gedeckt und von Landbatterien unterstützt waren. Statt aber nun am darauffolgenden Sonntag die Operation zu beginnen, wurde vielmehr vollkommene Ruhe geboten. „Am Sonntag," sagt der Berichterstatter, „fand an Bord des Admiralschiffes vor einer großen Versammlung ein Gottesdienst statt. Die feierlichen Töne des Gebets vor dem morgenden Schlachttag fielen Allen ernst und bedeutungsvoll in Ohr und Herz." Die Frage, ob der Muth der wackeren Soldaten geschwächt oder erhöht worden sei durch diesen Tribut, den sie der Heiligkeit des Tages des Herrn zollten, ward aufs glänzendste beantwortet durch die Ereignisse des darauffolgenden Tages. Montag Morgens den 1. Juni vor drei Uhr dampfte der „Coromandel", der die Admiralsflagge trug, allein voran, nachdem die letzte Ordre, eines christlichen Admirals würdig, gegeben war mit den Worten: „Keiner folge mir, bis ich beim Fort angelangt bin; respektiret das Privateigenthum; thut dem unbewaffneten Volk keine Gewalt!" Gott, der Den wieder ehrt, von dem Er geehrt wird, gab den brittischen Waffen einen glänzenden Sieg. Wunder der Tapferkeit geschahen. Im Ganzen wurden 89 Kriegsdschunken zerstört; der Rest floh und zerstreute sich in den zahllosen Seitenarmen und Canälen, wohin die brittischen Schiffe nicht folgen konnten.

Dieser Schlag hat ohne Zweifel den kaiserlichen Obercommissär Yeh, mit dem die Engländer es eigentlich bis dahin allein zu thun hatten, schwer betroffen; allein von entscheidendem Gewicht war er keineswegs. Ueberhaupt war bis in die neueste Zeit herein die Lage der Dinge in diesem Kampfe eine ganz eigenthümliche. Nicht die beiden Regierungen von England und China als solche waren mit einander im Kriege; ließ doch das Haupt des himmlischen Reiches, der Kaiser, nicht ein Wort von sich hören. England befand sich überhaupt nicht im Kriege mit China, d. h. mit der chinesischen Nation; denn außerhalb der Umgegend von Kanton geht bis heute allenthalben der friedliche Verkehr zwischen England und den Chinesen ungestört fort: — sondern der gegenwärtige Kampf war bis dahin noch ganz nur ein Zusammenstoß der englischen Hongkong-Behörden mit dem trotzigen Obercommissär Yeh einerseits, und mit der erhitzten, brutalen und barbarischen Volksmasse von Kanton anderseits. Es war dieß ein so unnatürlicher Zustand der Dinge, daß man wohl begreifen kann, wie die brittische Regierung bemüht ist, aus diesem widrigen Mißverhältniß durch eine entscheidende, mehr politisch-diplomatische als kriegerische Maßregel herauszukommen. Diese Maßregel aber ist für den Verkehr der abendländischen Nationen mit China überhaupt, und für die christlichen Missionen insbesondere von so großer Wichtigkeit, daß wir sie hier nicht unerwähnt lassen können.

Bis auf den heutigen Tag nämlich hat keine der abendländischen Mächte, Rußland allein ausgenommen, einen Gesandten oder politischen Agenten am kaiserlichen Hofe zu Peking. Es ist deßhalb den genannten Mächten auch unmöglich, unmittelbar mit dem Haupt des chinesischen Reiches zu unterhandeln; sie müssen sich begnügen, mit den untergeordneten Reichs- und Provinzialbeamten zu verkehren und alle ihre Wünsche und Forderungen durch ihre Hand gehen zu lassen. Es beruht diese erniedrigende Stellung, welche die auswärtigen Mächte zu China einnehmen, auf der dort herrschenden Grundanschauung, daß die gesammte übrige, nicht-chinesische Welt dem chinesischen Kaiser unterworfen, daß der Kaiser von China „der Herr der Welt" sei, und daß eine auswärtige Macht, welche etwas vor den Thron von Peking zu bringen hat, nur in der Eigenschaft eines unterworfenen Vasallen, also mit Huldigungsceremonien vor dem „Herrn der Welt" erscheinen dürfe. Eine solche Selbsterniedrigung ist natürlich für jede europäische Macht eine Unmöglichkeit, und an diesen Forderungen sind bisher fast alle brittischen Gesandschaften an den Hof zu Peking gescheitert. Die höchst widrigen Folgen dieses

Mißstandes aber für den internationalen Verkehr mit China liegen Jedermann vor Augen. Die auswärtigen Mächte, statt die jeweiligen Streitigkeiten auf diplomatischem Wege mit dem Staatsoberhaupt selbst ausgleichen und schlichten zu können, sehen sich genöthigt, mit anmaßenden, unwissenden, heimtückischen und bestechlichen Unterbeamten zu unterhandeln, und zwar an jedem Orte wieder besonders. Diesem Mißstand abzuhelfen, d. h. es durchzusetzen, daß der Kaiser von China einen brittischen Gesandten als Repräsentanten einer unabhängigen, souverainen Macht in der Hauptstadt zulasse und unmittelbar mit ihm verkehre, das ist der Entschluß, zu dem sich die englische Regierung in Folge der ausgebrochenen Fehden in und um Känton veranlaßt sah.

Zu diesem Ende ernannte die brittische Regierung im März des vorigen Jahres einen außerordentlichen Generalbevollmächtigten für China, Lord Elgin, und gab ihm den Auftrag, die obengenannte Forderung bei dem chinesischen Hofe durchzusetzen. Es war natürlich, daß ihm zugleich eine angemessene Kriegsmacht zur Verfügung gestellt wurde, durch welche er seinen Forderungen Nachdruck zu geben im Stande wäre. Es müsse sich nun, so dachte man, in Folge dieser Sendung klar herausstellen, ob England nur mit dem barbarischen Blutmenschen Yeh oder mit dem Kaiser selbst, ob es nur mit der Bevölkerung von Känton oder mit dem ganzen chinesischen Reiche im Kriege stehe.

Aber Lord Elgin konnte mit diesem großen und folgenreichen Auftrag nicht in den fernen Osten abgehen, ohne daß die brittischen Missionsfreunde noch ein Wort dazu geredet hätten. Die Lage der christlichen Missionare in China ist bis auf den heutigen Tag eine höchst unbefriedigende. Als im Jahr 1842 der englische Generalbevollmächtigte, Sir Henry Pottinger, nach China gieng, um mit dem Kaiser über Friedensbedingungen zu unterhandeln, da war es der Generalvicar der römisch-katholischen Missionen in China, welcher die Aufmerksamkeit Pottingers auf diesen Punkt lenkte. Er erinnerte ihn, daß bis dahin die Missionare in China nur in der Eigenschaft von Aerzten und Lehrern weltlicher Wissenschaften, nicht aber als Verkündiger des Evangeliums geduldet waren, und gab ihm die Versicherung, daß der Schrecken vor den brittischen Waffen gerade jetzt (d. h. 1842) in Peking so groß sei, daß jede Forderung, die Sir Henry zu ihren Gunsten machen würde, ohne Schwierigkeit werde gewährt werden. Unglücklicher Weise blieben diese Vorstellungen fruchtlos, weil der brittische Bevollmächtigte über diesen Punkt keine Instruktionen von seiner Regierung empfangen hatte. Als später

die Franzosen und Amerikaner ähnliche Verträge, wie die Britten, mit der chinesischen Regierung schlossen, kam die Sache noch einmal zur Sprache und zwar mit mehr Nachdruck, und erst bei dieser Gelegenheit geschah es, daß für die Missionare wenigstens Duldung und persönliche Sicherheit ausgewirkt ward. Das war aber auch Alles. Wie ungenügend dieser Zustand der Dinge sei, das haben die letzten 10—15 Jahre zur Genüge bewiesen. Die Missionare dürfen nur in den fünf, für den auswärtigen Handel eröffneten Seehäfen und ihrem allernächsten Umkreis sich aufhalten; weiter ins Land hinein dürfen sie mit der Botschaft des Heils nicht ziehen. Für die neubekehrten Eingeborenen gibt es keine Bürgschaft der Sicherheit; Kirchen zu erbauen für die Lebenden, Kirchhöfe anzulegen für die anständige, christliche Bestattung der Todten, ist im Lande außer den fünf Seehäfen nirgends gestattet. Sollte nun diese neue Gelegenheit, die sich durch die Sendung des Lord Elgin darbietet, abermals unbenützt vorübergehen?

Schon am 16. März 1857 fordert das große englische Blatt, der Record, die Christen Englands auf, die nöthigen Schritte dafür zu thun, daß in Lord Elgins Instruktionen ein Paragraph aufgenommen werde, durch welchen für die chinesische Mission größere Freiheit ausgewirkt werden soll. „Es ist kein Grund vorhanden," ruft jenes Blatt, „warum nicht von China ebenso gut wie von der Türkei Religions- und Bekenntnißfreiheit verlangt werden könnte; und wir haben die gute Zuversicht, daß die brittische Regierung dieser Sache jene ernste und freundliche Aufmerksamkeit schenken werde, die sie verdient."

Der Eifer der englischen Missionsfreunde wurde bald darauf noch mehr angeregt durch ein chinesisches Edict, das um jene Zeit in den öffentlichen Blättern mitgetheilt wurde. Dieses Edict, das im ganzen Sanon-Kreise (demselben, wo unsre Basler Missionsstationen liegen und welcher einen Theil der Provinz Kanton ausmacht) öffentlich angeschlagen worden war, zählt alle die Frevel der Ausländer auf, über welche die chinesischen Behörden zu klagen hätten, und schließt dann mit folgenden Worten: „Unter den einfältigen Leuten unsres Landes gibt es Etliche, welche sich von den fremden Teufeln zur Annahme des Christenthums verführen ließen, was nur zum Verderben der Menschheit, zur Irreleitung des Volks und zum großen Nachtheil der öffentlichen Sittlichkeit führen muß. Es darf deßhalb keine Zeit verloren werden, ihre irrgläubigen Bücher zu verbrennen und Beides, Lehrer und Schüler, aus dem Lande zu jagen. Der patriotische Geist der Chinesen kann nicht eher zur Ruhe kom-

men, als bis die Gesammtheit der englischen Teufel zu todt gehungert und damit dem Elende des [chinesischen] Volkes ein Ende gemacht ist."

Unter solchen Umständen war es natürlich, daß die verschiedenen Missionsgesellschaften, voran die „Gesellschaft zur Evangelisation China's", sich an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Clarendon, wandten mit der Bitte, den nach China ausgehenden Generalbevollmächtigten mit Instruktionen zu Gunsten der christlichen Missionen zu versehen. Und hier ist es für jeden Christen wahrhaft befriedigend, die Note zu lesen, welche von dem Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten an die „Gesellschaft zur Evangelisation China's" gerichtet wurde und folgender Maßen lautet:

„Auswärtiges Amt, 22. Juni 1857.

„Mein Herr, — Ich bin von dem Grafen Clarendon beauftragt, den richtigen Empfang Ihres Schreibens vom 18. dieß anzuzeigen, worin Sie wiederholt darauf aufmerksam machen, wie wichtig es sei, daß in einem künftigen neuen Vertrage, der mit China geschlossen werden sollte, den englischen Missionaren in jenem Lande größere Erleichterungen und Rechte gesichert werden; und ich habe Ihnen in Antwort hierauf die Anzeige zu machen, daß Graf Elgin instruirt worden ist, für die Glieder aller christlichen Gemeinschaften volle Sicherheit und Freiheit für die Ausübung ihrer Gottesdienste, sowie Schutz für das Leben der Missionare und für andere friedliche Reisende im Innern China's auszuwirken; und daß Seine Excellenz zugleich die Versicherung erhielt, wie die Regierung Ihrer Majestät der Königin es gerne sehen würde, wenn in einem neuen Vertrag mit China die chinesische Regierung darauf verzichten wollte, diejenigen chinesischen Unterthanen, welche das Christenthum annehmen, in irgend einer Weise zu beeinträchtigen. Ich habe die Ehre rc.

E. Hammond."

Mit diesen Instructionen und begleitet von einer nicht unbedeutenden englischen Kriegsmacht gieng Lord Elgin nach dem fernen Osten ab. Nach menschlicher Berechnung konnte ein großer Erfolg seiner Sendung nicht fehlen, denn in China selbst hat eine steigende Noth und ein unerhörtes Elend den brittischen Waffen gleichsam vorgearbeitet. Im Innern des Reichs gewinnen die Taiping-Rebellen immer mehr Boden; die kaiserlichen Truppen ziehen mit geringer Ausnahme überall den kürzern; der kaiserliche Schatz ist dermaßen erschöpft, daß schon seit längerer Zeit kupfernes und eisernes Geld statt Silber, ja sogar neuerdings Münzen von Leder ausgegeben werden. In den südlichen Provinzen aber, nament-

lich in und um Känton, herrscht namenlose Hungersnoth, theils wegen Dürre, theils in Folge verheerender Heuschreckenschwärme, so daß Tausende Hungers sterben. Und über dieß Alles erheben sich allenthalben großartige Räuberbanden, an Masse und Organisation eigentlichen Heeren gleich, und plündern, brennen und morden im Lande. Ein Correspondent der Times schreibt aus Hongkong, daß man jeweilen ganze Massen von verstümmelten Leichen den Fluß herab zum Meere schwimmen sehe, was auf furchtbare, blutige Schlächtereien zwischen jenen Räuberheeren und den Kaiserlichen schließen lasse. Die Noth in der Stadt Känton selbst muß entsetzlich sein. Wenn die englischen und amerikanischen Kaufleute nicht fortfahren würden, ganze Schiffsladungen von Reis den Fluß hinauf nach Känton zu bringen, so müßte diese unglückliche Stadt förmlich vor Hunger aussterben. „Känton," so schreibt jener Correspondent aus Hongkong, „wird buchstäblich vom Hungertode durch eben die Leute gerettet, die man aus ihren Faktoreien verjagt und auf deren Köpfe man Preise ausgesetzt hat. Wollten wir den Fluß blokiren und die Zufuhr nach Känton abschneiden, das Elend wäre gränzenlos."

Unter diesen Umständen konnte der brittische Bevollmächtigte auf nichts anders als auf einen raschen und glücklichen Erfolg seiner Sendung hoffen. Aber Gottes Gedanken sind höher als aller Menschen Gedanken. Während Lord Elgin und die ihn begleitende Kriegsmacht über den weiten Ocean dem Osten zufuhr, brach in Indien jener entsetzliche Militär-Aufstand aus, der wie ein Waldbrand, von kleinen Anfängen ausgehend, mit unerhörter Eile ganz Bengalen überwogte und in Flammen setzte. Hier aber standen für England viel größere Interessen auf dem Spiel als in China, und deßwegen ist es nicht zu verwundern, wenn die chinesische Frage für den Augenblick ganz und gar in den Hintergrund trat. Ja, die großen militärischen Rüstungen, welche die Regierung zur Schlichtung der chinesischen Fehde gemacht hatte, erschienen jetzt Vielen als eine wahrhaft providentielle, gnadenreiche Fügung von Oben, ja, als ein hoffnungsreiches Zeichen, daß Gott das große indische Reich noch nicht aus der Hand Englands nehmen wolle. Denn eben jene Rüstungen sollten jetzt, statt zur Demüthigung China's, vielmehr zur Rettung der englischen Besitzungen in Indien, und eben damit zur Sicherung des dortigen großen Missionswerkes dienen. Die Kriegsflotte, die gerade zur rechten Stunde durch die indischen Gewässer segelte, wurde durch Dampfboote, welche sie aufsuchten, festgehalten und nach Calcutta geleitet, wo sie jetzt von unberechenbarem Werthe war. Ja, selbst Lord Elgin, der

Generalbevollmächtigte für China, ist nach kurzem Aufenthalt auf Hongkong am 16. August von dort nach Indien gegangen, um mit seinem erfahrenen Rath der dortigen Regierung in ihrer unerhörten Bedrängniß beizustehen. „Man sagt," heißt es in den Depeschen aus Hongkong, „daß Lord Elgin's Besuch in Indien nicht von längerer Dauer sein werde, und daß der Zweck desselben sei, dahin zu wirken, daß bald möglichst eine andere Streitmacht, etwa einige Madras (Sipoy?)-Regimenter, nach den chinesischen Gewässern kommen. Die Ereignisse, welche die anderweitige Verwendung der für China bestimmten Truppen veranlaßten, sind sehr zu beklagen; auf der andern Seite ist es befriedigend, wahrzunehmen, daß der Verzug, der dadurch in die Schlichtung der chinesischen Frage kommt, nicht gerade nachtheilig auf unsere Beziehungen zu den Chinesen wirkt."

Mittlerweile jedoch haben sich die Sachen in Einem wesentlichen Punkte geändert. Bis dahin nämlich herrschte die Meinung vor, daß der Kaiser in Peking von den Vorgängen in und um Känton entweder gar nichts erfahren, oder jedenfalls sehr unvollkommene Berichte werde empfangen haben; man glaubte, daß der Obercommissär Yeh nach Art der stolzen Mandarinen die gefahrdrohende und ernste Fehde mit England seinem kaiserlichen Herrn höchstens nur als eine jener kleinen Unruhen werde dargestellt haben, die man von den „ungeberdigen, in keine Ordnung sich fügenden Barbaren" längst gewohnt sei. Diese Meinung wurde namentlich dadurch unterstützt, daß die amtliche Hofzeitung, welche regelmäßig in Peking erscheint und alle wichtigen Vorgänge im Reiche zu erwähnen pflegt, neun Monate lang auch mit keiner Sylbe dieser Ereignisse Erwähnung that. Allein „dieses lange und absichtliche Stillschweigen," sagt der in Schanghai erscheinende North China Herald vom 29. August, „ist endlich gebrochen worden. Die Zweifel, ob der Kaiser über den Stand der Dinge in und um Känton von seinem Diener Yeh gebührend in Kenntniß gesetzt worden sei, sind durch einen Artikel in der Peking-Zeitung beseitigt. Aus demselben geht hervor, nicht nur daß der Kaiser von Anfang an genau von diesen Vorgängen unterrichtet wurde, sondern aus dem ganzen Ton, der in jenem Artikel herrscht, scheint auch hervorzugehen, daß Yeh seinem kaiserlichen Herrn die ganze ernste Bedeutung dieses Zusammenstoßes mit England nicht verborgen habe. Ja, es ist nun unzweifelhaft, daß der kaiserliche Commissär in Känton während dieses Conflikts keineswegs auf seine alleinige Verantwortung gehandelt habe, sondern in Allem, was er that, vom Kaiser selbst legitimirt, unterstützt

und ermuthigt worden sei. Es bedarf also nicht erst einer diplomatischen Sendung nach Peking, um den Kaiser in Kenntniß zu setzen, daß ein Streit zwischen seinen Behörden in Kanton und England ausgebrochen sei, und daß wir es für unsere Pflicht halten, den Fehdehandschuh nicht eher hinzuwerfen, als bis der Kaiser darauf vorbereitet sei. Dessen bedarf es nicht mehr Der Kaiser selbst hat ausgesprochen, daß er von Allem, was vorgegangen, genaue Kenntniß habe; ja, er hat mit einem Strich des Scharlachpinsels die Verantwortung für die Maßregeln seines Obercommissärs auf sich selbst genommen und damit die Streitfrage aus einer provinzialen zu einer kaiserlichen Reichsfrage erhoben."

Der Artikel in der Hofzeitung von Peking, auf welchen hier der „North China Herald" hindeutet, enthält einen Bericht des Commissärs Yeh an den Kaiser, worin es unter Anderem heißt: „Er füge seinen früheren Berichten bei, daß er dem Streit mit den Barbaren fortwährend seine ganze Aufmerksamkeit gewidmet und von allen Enden und Orten Truppen gesammelt, Mannschaft für die Kriegsdschunken herbeigerufen, die Flotte in Ordnung gesetzt und ungeheure Vorräthe von Kriegsmaterial in Bereitschaft habe. Auch habe er außer den 300,000 Tails (eine chinesische Münze), die er schon früher mit kaiserlicher Genehmigung aus dem Zollhause bezogen, um die Kriegsrüstungen zu bestreiten, neue 288,292 Tails aus den Salzrevenüen von Tschan-kian entnommen für den nämlichen Zweck; — auf alles das sei die kaiserliche Antwort erfolgt: 'Wir genehmigen es'." Dann wird auf die Nothwendigkeit weiterer finanzieller Anstrengungen hingewiesen, indem „der Streit mit den Barbaren einen so ernsten und bedenklichen Charakter" angenommen habe. Auch müsse jeder Einzelne „in dieser Zeit äußerster Gefahr" zu den größten persönlichen Opfern bereit sein, ohne auf künftige Belohnungen zu sehen. Auch darauf habe der Kaiser erwiedert: „Wir genehmigen es."

Die Pariser Zeitung Pays gibt nun im Anfang November noch die wichtige Nachricht: „Wir haben Privatberichte aus Hongkong bis zum 8. September erhalten. Der Vicekönig Yeh, heißt es darin, sei am 15. von Peking zurückerwartet. Der Kaiser habe ihm den Titel Heu-tzy-pank übertragen, was 'Stellvertreter der Person des Kaisers' bezeichnet. Dieß ist ein Ehrenvorzug, der nur Prinzen von kaiserlichem Geblüt gegeben wird, wenn sie mit einer wichtigen Sendung beauftragt werden. Yeh soll überdieß positive Befehle erhalten haben, die Engländer zur Räumung Kantons aufzufordern, und ist bevollmächtigt, im Fall der Weigerung England offiziell den Krieg zu erklären. Daraus geht hervor, daß die

chinesischen Angelegenheiten noch ferne von einer friedlichen Lösung sind. Lord Elgin und Baron Gros (der französische Bevollmächtigte) sind am 20. oder 25. Sept. in Hongkong erwartet; bis zu ihrer Ankunft darf kein entscheidender Schritt gethan werden"

So stehen die Angelegenheiten China's, auf das die Augen aller Missionsfreunde mit so viel Theilnahme gerichtet sind. Wir haben aber früher auch den unheilvollen Opiumschmuggel ausführlicher besprochen. Auch darin sind in der neueren Zeit einige bemerkenswerthe Umstände eingetreten.

Am auffallendsten und unerwartetsten war die Nachricht, welche Anfangs Juni in den englischen Blättern in folgenden Worten zu lesen war: — „Die Schanghai Mandarinen haben, wie es scheint, mit der Zustimmung der kaiserlichen Regierung auf die Einfuhr von Opium in Schanghai einen Zoll von zwölf Tails (1 Tail = etwa 1 Frank oder ½ Gulden) per Kiste festgesetzt. Das dadurch gewonnene Geld soll in den kaiserlichen Schatz fließen, um die Truppen damit zu bezahlen. Doch ist bis jetzt keine Zahlung verlangt worden, indem die Mandarinen erst die Meinung der ausländischen Kaufleute über diesen Gegenstand zu erfahren wünschen."

Sollte dieß wirklich wahr sein? Sollte wirklich die kaiserlich-chinesische Regierung nach so langem und ehrenvollem Widerstand endlich schwach geworden sein und die Einfuhr des Leib und Seele verderbenden Giftes durch Feststellung eines amtlichen Zolles für gesetzlich erklärt haben? Es wäre möglich; aber wir müßten es tief bedauern und könnten nicht anders als die Schuld auch dieses unheilvollen Schrittes den englischen Kaufleuten zur Last legen. Der unglückliche Kaiser, gedrängt von Innen durch die immer mächtiger werdenden Taiping-Rebellen, unfähig, aus dem völlig erschöpften Schatze seine Truppen zu bezahlen, unfähig, den offengetriebenen Opiumschmuggel zu unterdrücken, von welchem nur die fremden Händler und die feilen chinesischen Beamten unermeßlichen Vortheil ziehen, geängstigt durch die Erinnerungen an die Uebel des ersten Opiumkrieges mit England, bedroht durch die an seinen Gestaden sich sammelnde Kriegsmacht der Ausländer, — wagte kaum mehr seine Stimme gegen das unbezwingbare Uebel zu erheben; seine Proteste wurden schwächer und schwächer, bis sie endlich ganz verstummten und der schönste Ruhm seiner Dynastie in dem Widerruf der strengen Verordnungen gegen die Opiumeinfuhr untergieng.

Aber wir glauben noch nicht an die Wahrhaftigkeit dieser Nachricht.

Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß die Mandarinen zu Schanghai ohne Wissen und gegen den Willen der kaiserlichen Regierung diesen Schritt gethan haben. Unter den chinesischen Zollbestimmungen nämlich findet sich ein Artikel, der da festsetzt, daß alle im Tarif nicht ausdrücklich benannten Handelsartikel nach ihrem Werth mit vier bis fünf Procent sollen verzollt werden. Nun ist es wahrscheinlich, daß die Local-Zollbehörden der großen Handelsstadt Schanghai diesen Paragraph auf das Opium angewendet haben und zwar in der wohlmeinenden Absicht, den Gewinn, welcher bei dem bisherigen Schmuggelsystem ausschließlich theils in die Hände der ausländischen Händler, theils in die Taschen der feilen, bestochenen Zwischenhändler floß, von nun an in den kaiserlichen Schatz zu leiten. Von dem Allem mag der Kaiser, der seine Kunde von dem, was im Reiche vorgeht, entweder nur auf langen Umwegen oder nur höchst dürftig erhält, nichts erfahren. Jedenfalls ist bis jetzt diese unheilvolle Maßregel nur auf Schanghai beschränkt geblieben.

Während es aber in China selbst den Anschein hat, als sei in die Mauer kaiserlicher Edicte, welche seit vielen Jahrzehnten gegen den unheilvollen Opiumhandel aufgerichtet war, eine Bresche gerissen, fährt in England die öffentliche Meinung unbeirrt fort, sich gegen diesen Frevel auszusprechen. Zwar fehlt es nicht an Solchen, die jetzt laut schreien: „Aller Streit hört nun auf, — der Kaiser von China hat die Opiumeinfuhr in sein Reich für gesetzlich erklärt! Die Einwendungen und Gegenvorstellungen der Missionare und Philanthropen gelten nichts mehr, — das Wort Schmuggel ist jetzt nicht mehr anwendbar auf diesen Handel!“ Ja, auch der kühne Schritt, welchen der edle Graf Shaftesbury im Parlament that, um dem schmachvollen Handel ein Ende zu machen, scheint zunächst ohne den gewünschten Erfolg geblieben zu sein. Unsre Leser werden sich erinnern, daß am 9. März des vorigen Jahres der Graf im Haus der Lords den Antrag stellte, daß den ordentlichen Richtern des Landes die Frage vorgelegt werde, ob das Opiummonopol, das die Ostindische Compagnie beanspruche und ausübe, gesetzmäßig oder gesetzwidrig sei. Darauf erhielt er die Zusage, daß diese Frage zwar nicht den Richtern des Landes, wohl aber den Rechtsgelehrten der Krone solle zur Begutachtung vorgelegt werden. Dieses Gutachten ist nun unter dem 5. August erschienen, unterzeichnet von vier angesehenen Rechtsgelehrten, und lautet dahin, erstens: daß die Ostindische Compagnie vollkommen in ihrem Rechte sei, wenn sie in ihren Besitzungen Opium pflanze und zum Verkauf bringe; zweitens: daß der nachträgliche Vertrag Englands

mit China vom Jahr 1843, worin der Opiumhandel gar nicht erwähnt sei, nichts enthalte, was die Ostindische Compagnie hindern könnte, Opium zu pflanzen und auf den Markt zu bringen. Doch fährt dann das Gutachten weiter also fort: „Die eigentliche Frage scheint aber die zu sein, ob nicht die eigenthümliche Art, wie das Opium von der Ostindischen Compagnie bereitet wird, eine verwerfliche sei; denn es ist klar, daß die Compagnie ihr Opium speziell für den chinesischen Schmuggel zubereitet und es zu dem Ende ausdrücklich für chinesischen Gebrauch und nach chinesischem Gewicht in Ballen knetet und in Kisten verpackt. Allerdings war dieses Verfahren schon lange vor dem Vertrag mit China im Gebrauch, ja sogar ehe die Opiumeinfuhr in China durch chinesische Gesetze verboten war; gleichwohl halten wir dafür, daß jetzt, wo von dem chinesischen Gesetz das Opium für Contrebande und seine Einfuhr für ein Capitalverbrechen erklärt ist, die Fortsetzung des bisherigen Verfahrens von Seiten der Compagnie zwar nicht eine wirkliche und direkte Verletzung des Vertrags mit China ist, aber doch mit dem Geist und der Absicht desselben im Widerspruch steht und sich nicht verträgt mit der Rücksicht, welche Großbrittanien der chinesischen Regierung als einer befreundeten Macht schuldig ist, mit der es überdieß durch einen Vertrag verbunden ist, worin ausdrücklich steht, daß Großbrittanien sich verpflichte, den Schmuggel an den chinesischen Gränzen ernstlich zu verhindern. Wir glauben auch, daß, wenn die chinesische Regierung gegen das fragliche Verfahren der Compagnie Vorstellungen machen und Einsprache erheben würde, die brittische Regierung verpflichtet wäre, die Ostindische Compagnie zu einer Aenderung in ihrem Verfahren anzuhalten, so lange als Opium in China ein absolut verbotener Artikel ist."

Diese rücksichtsvolle Sprache, welche doch zugleich ein entschiedenes Verwerfungsurtheil gegen den schmachvollen Opiumhandel in sich schließt, wird durch viel ernstere und strengere Stimmen von allen Seiten verstärkt. Schon im Juni las man im Record einen Artikel, der in edler und durchschlagender Sprache die ganze Entrüstung des besseren Theils der Nation gegen diesen Frevel wiederholt. „China," heißt es unter Anderem darin, „sendet uns seinen Thee, England gibt ihm dafür Opium! Ersteres ist eine Erquickung für jede englische Familie, von der Hütte bis zum Palast; letzteres ist der Fluch jedes Hauses, in das es den Weg gefunden; das eine ist ebenso harmlos als angenehm, das andere ebenso verderblich als Leib und Seele knechtend. Das barbarische, unwissende, heidnische China versieht uns mit diesem wohlthuendsten aller Luxusartikel,

— das erleuchtete, menschenfreundliche, christliche (!) England vergilt ihm mit dem feinsten und verderblichsten aller Gifte! . . . Niemand übersehe, daß die ganze brittische Nation in diese Schuld mitverwickelt ist. Die Ostindische Compagnie ist nur die bevollmächtigte Agentin der Regierung von England; auf dieser also liegt die letzte Verantwortung. Sie hinwiederum ist dem Parlament, das Parlament der Nation verantwortlich. Und nicht blos das, — jeder Beamte der Ostindischen Compagnie, im Civil- oder Militärdienst, und alle die von ihm abhängig sind, sie haben mehr oder weniger an dem heillosen Gewinn theilgenommen, den der Opiumhandel mit sich bringt. Die fürstlichen Kaufherren der Compagnie, wie viele von ihnen haben aus derselben Quelle fabelhafte Reichthümer geschöpft! Aber man denke an Achan (Josua Cap. 7) und den Bann, der sich bei ihm fand! Ich glaube, Gott prüft nun unsre Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit! Die Opiumfrage könnte der Punkt werden, von dem unser Stehen und Fallen in Indien abhängt!"

Noch viel ernster ist das Wort, das am 23. September in den Blättern des Record zu lesen war. Da ruft Einer, ergriffen von den indischen Schreckensnachrichten, unter seine brittischen Landsleute hinein: „Warum ist dieß Unheil über uns gekommen?" und antwortet sich selbst mit der Gegenfrage: „Ist nicht der gottlose Opiumschmuggel eine der Ursachen, um deren willen der Herr uns so schwer züchtigen muß?" Dann zeigt er in ergreifender Sprache, wie die indobrittische Regierung gerade ihr Opiummonopol als eine der unentbehrlichsten Quellen ihres Einkommens und demgemäß als eine der mächtigsten Stützen ihrer Herrschaft in Indien angesehen habe; wie aber nun der gerechte Gott sie dafür heimsuche. Denn gerade in denjenigen Provinzen Indiens, welche die Regierung fast ausschließlich für den Opiumbau auserlesehen habe, sei die Meuterei am ersten ausgebrochen und habe am schrecklichsten gewüthet. „Ist das nicht eine gerechte Vergeltung des heiligen Gottes?" fährt er fort. „Können wir uns wundern, wenn unsre Sipoy-Regimenter mit brittischen Waffen in Händen, eben diese Waffen gegen uns gekehrt haben, da wir mit brittischen Truppen die chinesische Regierung gezwungen haben, sich unsrem Geiz und unsrer Habsucht zu unterwerfen? Wenn der Opiumschmuggel sich als das größte Hinderniß für die Einführung des Christenthums in China erwiesen hat, ist es zu verwundern, daß nun eine Rebellion sich erhebt gerade unter den Truppen, denen wir aufs allersorgfältigste das Evangelium vorenthalten und die Kenntniß desselben un-

möglich gemacht haben? Scheint es nicht, als wollte Gott uns durch die Jammerposten von den Leiden unserer Landsleute in Indien lehren, daß wir dieselben gerechter Weise verdient haben, weil wir uns weigerten, auf die Berichte von der Verwüstung, dem Jammer und Wehe zu hören, das wir selbst durch den unheilvollen Opiumhandel in China angerichtet haben? Ach, daß Gott unsrem ganzen Volke Gnade gebe, auch diese Schuld zu erkennen, rechtschaffene Buße zu thun und den Bann aus unsrer Mitte wegzuschaffen!"

Wo in einem großen und mächtigen Volke solche Stimmen sich erheben und in tausend edlen Herzen ein Echo finden, da ist, auch mitten in der höchsten Trübsal, nicht Alles verloren; Gott gibt den Demüthigen Gnade.

Doch wir wenden uns zu dem Stand der Missionen in China. Es ist wahr, in und um Kanton hat fast alle Missionsarbeit aufgehört. Die Missionare, welche in jenen Gegenden auf dem Festland arbeiteten, haben sich größtentheils nach der Insel Hongkong, dieser brittischen Besitzung, geflüchtet, und haben da entweder ein neues Arbeitsfeld unter der zahlreichen chinesischen Bevölkerung gefunden, oder sie suchen auf irgend welche Weise die Verbindung mit ihren verlassenen Gemeindegliedern auf dem Festland zu unterhalten. In den übrigen vier Seehäfen aber (Amoy, Fu-tscheu-fu, Ningpo und Schanghai) ist die Missionsarbeit durch die bei Kanton ausgebrochenen Streitigkeiten in keiner Weise gestört oder unterbrochen worden. Es dürfte nun von Interesse sein, diese Arbeiten näher kennen zu lernen, und hier kommt uns ein höchst lehrreicher Aufsatz trefflich zu statten, den uns kürzlich Missionar Rud. Lechler (von der Basler Gesellschaft) über die Missionen in Amoy in englischer Sprache zugesandt hat. Lechler hat im Lauf des Jahres 1857 zu seiner Erholung Amoy für einige Wochen besucht, und was er dort gesehen und gehört hat, gibt er in seinem reichhaltigen Berichte wieder. Die nachfolgenden Mittheilungen sind eine Bearbeitung dieses Berichtes.

---

2. Ein Blick auf Amoy.

Wer die Karte von China betrachtet, der wird bemerken, daß von den Mündungen des Kantonflusses an bis zu denen des Hoangho oder gelben Flusses die Küstenlinie einen weiten Bogen von Südwest gegen Nordost beschreibt. An diesem Bogen liegen alle die fünf Häfen, welche

im Vertrag von 1842 dem auswärtigen Verkehr geöffnet wurden. Am nächsten bei Kanton ist Amoy (Nördl. Br. 24°, 32′, Oestl. Länge von Greenwich 118°, 6′). Es ist eine Insel, etwa 4 Stunden lang und über 3 Stunden breit, über welche, gleich einer natürlichen Riesenfestung, eine Kette von gewaltigen schwarzen Felsengebirgen sich hinzieht, die zwischen ihrem Fuß und dem Meere nur schmale Streifen von wellenförmigem fruchtbarem Boden für den Anbau übrig lassen. Doch befinden sich auch auf der Höhe des Gebirgszugs hin und wieder kleinere oder größere Strecken trefflich angebauten Hochlandes, während im Norden und Osten der Insel zwischen dem Gebirg und dem Küstenrand sich flacher Sandboden findet, wo Reis, Waizen und Gemüse gepflanzt wird. Auf diesem kleinen Eiland sind nicht weniger als 136 Dörfer und Höfe zerstreut mit einer Gesammtbevölkerung von etwa 400,000 Seelen. Davon kommt mehr als ein Drittheil auf die Stadt. Diese ist höchst unregelmäßig und mehr in die Länge gebaut, und liegt gegen das Festland zu auf einem Vorgebirge der Insel, so daß sie von drei Seiten vom Meer umgeben ist. Die Burg, welche die Stadt und die Zugänge zu ihr beherrschen soll, ist nicht groß und von einer Mauer umgeben, deren Umkreis nur etwa 20 Minuten beträgt, und durch welche vier Thore zur Stadt führen. Die Straßen der letzteren sind sehr enge und schmutzig und die Häuser mit wenigen Ausnahmen von der armseligsten Beschaffenheit. Nur da und dort begegnet dem Auge ein Haus von besserem und anständigerem Aussehen. Unter den Tempeln gibt es einige bemerkenswerthe Gebäude; besondere Aufmerksamkeit verdient eine Anzahl von Tempelbauten, die auf dem sogenananten „weißen Hirsch-Hügel“ beisammen liegen. Sie bestehen aus einer Gruppe von Gebäuden, die gleich Vogelnestern auf überhangenden Felsklippen sitzen, und von wo aus sich eine höchst malerische Aussicht über die nahe Stadt und ihre geschäftige Bevölkerung darbietet. Etliche Inschriften auf den Tempelmauern bieten ein mehr als gewöhnliches Interesse dar. So findet sich eine Tafel mit der Inschrift: „Die Ausübung der Tugend ist die Hauptsache,“ und gleich daneben stehen die Worte: „Wenn der Mensch zu dem höchsten Herrscher des Himmels betet, so kommt Friede, Ruhe und Glückseligkeit über ihn.“

Amoy, oder wie es im Mandarin-Dialect heißt, Ha-mun, gehört zur Provinz Fok-kien. Es war noch vor den Verträgen von 1842 den Europäern besser bekannt als die meisten andern Küstenstädte. Der unternehmende Handelsgeist seiner Bevölkerung offenbart sich schon in der einzigen Thatsache, daß Amoy, ungeachtet es nur etwa 150,000 Einwoh-

ner zählt, eine dreimal größere Zahl von Handelsschiffen besitzt als die bedeutende Hauptstadt der Provinz selbst (Fu-tscheu-fu). Die Amoyer haben eine große Wanderlust, und alljährlich wandert eine beträchtliche Zahl nach Borneo, Siam, Singapur, Malacca, Batavia, Samarang und andern Orten aus, und zwar in der Hoffnung, dort durch Handel sich ein Vermögen zu sammeln und dann in ihr Vaterland zurückzukehren, wo sie im Schooß ihrer Familien die Früchte ihres Fleißes genießen. Ein bedeutender Handel besteht zwischen Amoy und der Insel Formosa, von wo beständig Schiffe mit Reis, Zucker, Oel und Erdnüssen einlaufen. Auch von Schanghai und Ningpo werden Baumwolle, Vermicelli (Nudeln), Pelze und Filzhüte eingeführt. Von Fu-tscheu-fu, der Hauptstadt der Provinz Fok-kien, zu welcher Amoy gehört, laufen fortwährend Küstenschiffe mit Orangen und andern Waaren ein. Kánton versieht die kleine Insel mit Tuch, härenen Zeugen, Schuhen und feineren Fabrikwaaren. Aus der Meerenge von Malacca kommt Getreide in großen Massen, Brasilienholz und ein gewisses hartes Holz, aus welchem Maste und Anker bereitet werden. Dagegen führt Amoy große Quantitäten von Thee, gebrannten Ziegeln, Schuhen, chinesischen Sonnenschirmen, Thonwaaren, Eisengeräthe und — Götzenbildern aus.

Obgleich die Bevölkerung der Stadt im Allgemeinen zu den ärmsten Klassen gehört, und dem Auge weit weniger Spuren von Wohlhabenheit begegnen als in irgend einer andern der neu eröffneten Hafenstädte, so fehlt es doch auch hier nicht an jenen wissenschaftlichen Anstalten, an denen China so reich ist, und deren Zweck darin besteht, das nationale Streben nach chinesischer Gelehrsamkeit anzuspornen. Es befinden sich in Amoy etwa 200 Graduirte d. h. Gelehrte, die in den öffentlichen Prüfungen einen Grad erlangt haben. Auch befinden sich manche strebsame Männer in der Stadt, die zwar den Prüfungen ohne die Hoffnung, einen Grad zu erlangen, beiwohnen, dagegen die Aussicht haben, durch Abfassung schriftlicher Compositionen sich Geld zu verdienen. Es werden nämlich in Amoy jährlich vierzig Preise von je vier Dollars im Werth für vorzügliche Aufsätze über gegebene Themate unter die daselbst ansäßigen Gelehrten vertheilt.

Was den sittlichen und gesellschaftlichen Zustand des Volkes betrifft, so kann man nicht umhin, ihre Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit, ihr genaues Festhalten an den Grundsätzen des öffentlichen Rechts, ihr inniges Zusammenhalten in den Familien, ihren regen Fleiß und ihren gesunden Verstand anzuerkennen; aber auf der andern Seite zeigen tägliche

Vorkommenheiten, die zur Kenntniß der Missionare gelangen oder in dem Missions-Krankenhaus ans Licht kommen, was für eine Schrecken erregende Sittenlosigkeit unter dem Volke herrscht, und wie verwüstend das Heidenthum auf die sittlichen und socialen Zustände der Bevölkerung wirkt. Kindermord (vorzüglich von neugeborenen Mädchen) wird offen eingestanden; er ist durch den allgemeinen Brauch sanctionirt und durch sein häufiges Vorkommen von jeder Schande entkleidet. Als Folge davon führt der Mangel an weiblicher Bevölkerung zu einer Menge von Lastern, durch welche der häusliche Herd befleckt wird. Das schauerliche Vorherrschen aller der Gräuel, welche der Apostel Paulus (Röm. 1.) der alten heidnischen Welt vorwirft, die entsetzliche Verbreitung des Opiumgenusses, wodurch das Volk in seiner leiblichen wie seelischen Kraft und Wohlfahrt verwüstet wird, der alles durchdringende Lügengeist, wo Keiner dem Andern mehr glaubt und Vertrauen schenkt, die schamlose Liederlichkeit von Alt und Jung, der durch nichts aufgehaltene Strom des Verderbens und der Gottlosigkeit, der das ganze Gemeinwesen überflutet, — alles das zeugt von einem Grad sittlicher Verkommenheit des Amoy-Volkes, wovon man sich kaum eine richtige Vorstellung machen kann und bei dessen Schilderung kaum eine Uebertreibung möglich ist. Und das ist das Geschlecht, unter welchem neuerdings das Banner des Evangeliums aufgerichtet ward, und dem jetzt das lebendig- und seligmachende Wort vom Kreuze in demüthigem Glauben gepredigt wird.

„Es war mir kürzlich vergönnt," sagt Missionar Lechler, „die Erfolge der Missionsarbeit in Amoy mit eigenen Augen zu sehen. Die befruchtenden Regenschauer des göttlichen Segens sind auf den Samen herabgekommen, der in Hoffnung ausgestreut ward, und ich bin überzeugt, daß jeder Christ, dem Zions Wohl am Herzen liegt, sich freuen wird, einen genaueren Bericht von diesen Vorgängen zu vernehmen."

---

3. Die Zeiten der Geduld und Trübsal.

Als nach dem Friedensschluß mit China die bisher verschlossenen Pforten sich — wenigstens an einigen Punkten — öffneten, und die glänzenden Berichte des sel. Dr. Gützlaff unter den Missionsfreunden allenthalben die sanguinischsten Hoffnungen in Betreff der raschen Bekehrung des chinesischen Volkes erweckten, da betraten nach einander die verschiedenen Missionsgesellschaften Europa's und Amerika's das neu eröffnete

Feld. Amoy wurde von nicht weniger als drei Missionsgesellschaften zum Schauplatz ihrer Thätigkeit erwählt. Folgendes sind die Missionare, welche gegenwärtig daselbst wirken:

1. Von der **London Missionsgesellschaft** die Missionare A. Stronach mit Familie, J. Stronach mit seiner Schwester, Lea mit Familie, und Dr. Hirschberg mit Familie im Krankenhaus.

2. Von der **amerikanischen Missionsgesellschaft** (American Board of Commissioners for foreign Missions) die Missionare E. Doty mit Familie, Talmage mit Familie, und J. Joralmon mit Familie.

3. Von den **englischen Presbyterianern** die Missionare E. Douglas und Sandeman.

„Unter den Missionaren in Amoy," schreibt Lechler (in einem Privatbrief vom 6. Juli 1857), „herrscht ein Geist brüderlicher Eintracht, und die Folge davon ist brüderliches Zusammenwirken. Die Verheißung des 133. Psalms ist hier aufs schönste in Erfüllung gegangen!" Wie wahr diese Versicherung sei, das werden die Thatsachen beweisen, die wir aus Lechlers Bericht bald mitzutheilen Gelegenheit haben werden.

Bis zum Beginn des Jahres 1854 gieng das Werk sehr langsam von Statten. Derer, die sich von den stummen Götzen zu dem lebendigen Gott bekehrten, waren es wenige, und in den Berichten der Missionare aus jener Zeit finden wir Aeußerungen wie folgende: — „Die Zielpunkte, auf welche das Streben der Chinesen um uns her gerichtet ist, sind in der Regel gemeiner und sinnlicher Natur und liegen selten jenseits der sinnlichen Gegenwart. Es fehlt ihnen an jeder tieferen Empfänglichkeit für religiöse Wahrheiten. Tieferes Sündengefühl, die Angst eines aufgeweckten Gewissens, ein Sehnen nach irgend einem Mittel der Versöhnung, lebhafte Hoffnungen auf künftige Glückseligkeit, bange Furcht vor künftigem Wehe und Jammer, — das Alles liegt mit geringen Ausnahmen ganz außerhalb der Erfahrungen dieses stumpfen, unerregbaren, phlegmatischen Geschlechts." So lautet die damalige Sprache der Missionare, und auch jetzt noch, ungeachtet des ermuthigenden Erfolgs, der neuerdings die aufopferungsvollen Arbeiten dieser Brüder gekrönt hat, haben sie doch noch immer die Seltenheit wahrhaft gründlicher Bekehrungen und überhaupt die Langsamkeit des Fortschritts ihres Werks zu beklagen.

Die Zahl der Bekehrten am Ende des Jahres 1853 stellte sich folgendermaßen heraus:

1. In Verbindung mit der London Miss. Ges. . . . 19 Personen;
2. In Verbindung mit den Amerikanern . . . . . . 29 „

Die Presbyterianer hatten damals noch gar keine Bekehrte; von ihnen befand sich um jene Zeit nur ein Missionar in Amoy, nämlich der Schotte W. Burns; die oben genannten beiden Brüder (Douglas und Sandeman) kamen erst später dort an.

Eine auffallende Veränderung zum Bessern trat mit dem Beginn des Jahres 1854 ein. Es hatten sich nämlich schon gegen Ende 1853 die Kapellen mit Zuhörern seltsamer Art zu füllen angefangen, und das Wort, das zu ihnen geredet wurde, fiel nicht auf den Boden. Bitten um die Taufe wurden immer häufiger und die Gemeinden wuchsen seitdem in raschem Fortschritt.

Was war die Ursache dieser glücklichen Wendung der Dinge? Welche Mittel gebrauchte Gott, um die Leute aufzuwecken, so daß sie nicht mehr in stumpfer Gleichgültigkeit das gepredigte Wort vom Kreuze vernahmen? Solche Fragen drängen sich uns unwillkührlich auf. Es ist wahr, wie Einer der dortigen Missionsbrüder sagt, daß Gott in Seinem freien Wohlgefallen Gnade erweist, welchem Er will, und auch die Zeiten, wo Er segnen will, hat Er von Ewigkeit her verordnet. Aber wir sind doch oft im Stande, die Mittelursachen aufzufinden, durch welche Gott Seinen Gnadenrath zur Ausführung bringt. Und eine solche Mittelursache lag hier in den politischen Ereignissen, die schon seit Jahren das große chinesische Reich in Aufregung erhalten, und deren Schauplatz auch die kleine Insel Amoy geworden ist. Wir meinen die Rebellion, welche China mit Krieg und Blut erfüllt. Welche Wirkung aber dieselbe in Amoy auf die Missionsarbeiten der Brüder ausgeübt hat, das wollen wir aus den Berichten der Letzteren deutlich zu machen versuchen.

Der erste Ausbruch der Insurrection in diesem Theile China's fand statt am 13. Mai 1853. Eine beträchtliche Abtheilung jener Parthei, die unter dem Namen der „Himmel- und Erde-Gesellschaft" bekannt, und deren unverhüllt ausgesprochene Absicht der Sturz der Mantschu Dynastie ist, fieng ihre Operationen damit an, daß sie Hai-teng und Tschhio-be besetzte, zwei Städte am Tschang-tschu Fluß, kaum sieben Stunden von der Insel Amoy entfernt. Ehe die Insurgenten aber weiter schritten, sandten sie eine Botschaft an die Engländer auf Amoy mit der Frage, ob diese sich einer Landung auf der Insel entgegensetzen würden; und als ihnen die Antwort wurde, daß die Ausländer entschlossen seien, sich vollkommen neutral zu halten, rückten sie sogleich heran und nahmen Amoy am 18. Mai 1853. An diesem ganzen Tage herrschte große Aufregung in der Stadt; doch waren die Ausländer von keiner Gefahr bedroht.

Mit Tagesanbruch fiengen die Insurgenten damit an, ein kleines Zollhaus am Eingang des Hafens in Brand zu stecken. Von da marschirten sie ohne Widerstand nach den verschiedenen Mandarinwohnungen außerhalb der Burg und plünderten sie rein aus. Erst gegen Abend, nachdem sie vom gegenüberliegenden Festland bedeutende Verstärkungen erhalten hatten, vermochten sie in die Burg zu dringen. Auch hier nahmen sie sogleich von den verschiedenen Mandarinhäusern Besitz in der Absicht, dieselben zum Hauptquartier zu machen. Der ganze Kampf kostete nicht mehr als zehn Menschenleben; denn sobald die Thore geöffnet waren, gestatteten die Insurgenten den Mandarinen und ihren Truppen freien Abzug.

Elf Tage später, Sonntag den 29. Mai, erschienen etwa 5—600 Mann kaiserliche Truppen unter dem Oberbefehl eines Admirals auf Kriegsdschunken vor der Stadt, um sie den Rebellen wieder zu entreißen. Sie erwarteten einen leichten Sieg, indem sie der Meinung waren, daß Tausende der Bewohner von Amoy sich sogleich auf ihre Seite schlagen werden. Aber bald fanden sie sich gründlich getäuscht. Ein panischer Schrecken ergriff die kaiserlichen Truppen. Der Admiral und wer von seinen Leuten schnell genug laufen konnte, eilte nach den Schiffen, zog in athemloser Eile die Segel auf und fuhr davon, unbekümmert um die vielen Soldaten und Offiziere, die im Gewirre zurückblieben, und die man ihrem Schicksal überließ. Unter den letzteren, den Offizieren, war auch ein gewisser Tan-tai, der früher durch die englischen Missionare bekehrt worden war. Er floh in das Haus des Missionars A. Stronach und rettete dadurch sein Leben. Die Zahl der kaiserlichen Soldaten und Offiziere, die an diesem Tage fielen, belief sich auf dreißig, und mehr als ebenso viele fielen den Insurgenten als Gefangene in die Hände.

Von nun an erließen die Sieger ihre Proclamationen im Namen des neuen Rebellen-Kaisers, der zu Nanking als in seiner Hauptstadt residirt. Diese Gattung von Insurgenten jedoch, die bald da bald dort im Lande wie Pilze aufschießen, muß genau unterschieden werden von dem Hauptstamm der Taiping-Rebellen zu Nanking. Die Eroberer von Amoy bekannten sich keineswegs zu den religiösen Grundsätzen und Lehren, durch welche die Taiping-Rebellen so merkwürdig sich von allen andern unterscheiden. Uebrigens bewiesen sie während ihrer Herrschaft zu Amoy große Mäßigung; aber ihre Gewalt dauerte nicht lange, wie wir bald hernach sehen werden.

Es war schon damals eine auffallende Erscheinung, daß in Folge dieser Insurrection die Zuhörerschaft in den Missionskapellen zu Amoy

sich eher vermehrte als minderte. „Es war uns vergönnt," schreiben die Brüder daselbst, „diesen Heiden den unausforschlichen Reichthum der Gnade Christi nach dem Maaß unserer Kraft und Gabe predigen zu dürfen. Die gewöhnlichen Sonntags- und Wochengottesdienste in unsern beiden Kapellen giengen ununterbrochen fort. Die Zuhörerschaft ist nie größer gewesen als seit dem Ausbruch der Unruhen im letzten Mai. Die Hauptmasse der Insurgenten, welche Amoy einnahmen, war aus den umliegenden Städten und Dörfern, und mit ganz geringen Abweichungen sprechen sie den nämlichen Dialect, der hier gebräuchlich ist. Manche von ihnen haben höchst wahrscheinlich das Evangelium schon in ihren eigenen Dörfern predigen hören. Andere haben bei ihren früheren Besuchen in der Stadt die fremden Lehrer gehört und den Hauptinhalt ihrer Predigt kennen gelernt. Sobald sie daher in den Besitz von Amoy gelangt waren, kamen sehr Viele von ihnen in unsere Kapellen und liehen der Predigt des göttlichen Wortes ein williges Ohr. Unsere Bethäuser waren nicht blos bei den eigentlichen Gottesdiensten am Sonntag, sondern auch an den andern Tagen in den Bibelstunden, bei Tractatvertheilungen und andern Gelegenheiten in der Regel ganz angefüllt und manchmal überfüllt. Darunter befanden sich etliche Wenige, die in unserer unmittelbaren Nachbarschaft wohnten, die große Masse aber waren Insurgenten. Hier ist es jedoch nöthig zu bemerken, daß die Amoy-Insurgenten nicht von der gleichen Art und Richtung sind, wie die Taiping-Rebellen von Nanking. Es ist so Vieles von dem religiösen, ja sogar christlichen Charakter der Letzteren in die Welt hinausgeschrieben worden. Die Insurrection von Amoy war weit davon entfernt, einen religiösen Charakter an sich zu tragen. Diejenigen, welche in unsere Kapellen kamen, um das Evangelium zu hören, thaten dieß keineswegs aus Hinneigung zum Christenthum oder aus Haß gegen den Götzendienst, sondern sie glichen darin den Athenern, die einst auf dem Areopag sich versammelten, um zu hören, was Paulus zu sagen hätte. Manche von denen zwar, die aus der Stadt selbst unsere Gottesdienste während dieser Zeit besuchten, geben uns die Hoffnung, daß sie sich von der Wahrheit Gottes angezogen fühlen und ein aufrichtiges Verlangen nach weiterem Unterricht in sich tragen; aber viele Andere schlugen sich zu uns nur deßhalb, weil sie in diesen Zeiten der Unruhe und Zerrüttung von einer Verbindung mit den Ausländern größere Sicherheit für sich und ihre Familien erwarteten. Wie dem aber auch sei, wir hatten reiche Gelegenheit, den guten Samen des Wortes weit auszustreuen. Viele Hunderte und wahrscheinlich Tau-

sende, die ohne die Insurrection nie von der Predigt des Evangeliums berührt worden wären, haben wenigstens einige Kenntniß des lebendigen Gottes und des Heilswegs in Jesu Christo erlangt und mit sich davon getragen. Ob Etliche unter ihnen sind, die zum Glauben durchdringen und ihre Seelen erretten werden, das wird vielleicht erst der große Tag der Offenbarung ans Licht bringen."

So schrieben damals die Brüder in Amoy, und früher als sie es ahnten, sollten sie erfahren, welche Kraft dem Worte Gottes inne wohnt, Seelen zu bekehren. Zuvor aber sollte noch eine schwere Trübsal über Amoy ergehen, — eine Trübsal, welche in der Hand Gottes das Mittel wurde, viele Seelen zu dem einigen Trost und Nothhelfer Israels zu führen.

Nach dem Fehlschlagen des ersten Versuchs, Amoy wieder zu gewinnen, wurde von den kaiserlichen Truppen die Zeit dazu angewendet, eine große Land- und Seemacht zu sammeln und bedeutende Kriegsvorräthe herbeizuschaffen, um zu einer kräftigen und, wenn es nöthig wäre, langdauernden Aktion gegen Amoy gerüstet zu sein. Am 25. Aug. 1853 wurde die Stadt auf der Landseite von einer bedeutenden Armee eingeschlossen; die Seeseite wurde von 50—60 Kriegsschiffen blokirt. Damit begann eine Reihe von Kämpfen und Gefechten, die fast täglich stattfanden, und die bis zum 11. Nov. fortdauerten, wo die Insurgenten, aufs Aeußerste gebracht, die Stadt räumten und flohen. Die Meisten schifften sich in ihren Dschunken ein und verließen den Hafen, ohne daß ihnen die kaiserliche Flotte viel Widerstand entgegensetzte. Viele derselben entkamen so nach dem gegenüberliegenden Festland und zerstreuten sich im Innern; etwa zwanzig Dschunken aber, die wahrscheinlich die Haupträdelsführer an Bord hatten, fuhren auf die offene See hinaus, ohne Zweifel um Seeräuberei zu treiben.

Während der Belagerung vom August bis November waren die Ausländer in Amoy mehrmals großer und mannigfacher Gefahr ausgesetzt. Die Wohnungen der Missionare und Kaufleute, welche größtentheils an der Wasserseite liegen, wurden von Kanonenkugeln durchlöchert, und mehrmals entkamen die Inwohner nur mit knapper Noth der äußersten Lebensgefahr. Missionar Doty's Haus trug die Spuren von mehr als hundert Kugeln aller Art und Größe; das Dach war jämmerlich zerrissen und die Mauern überall beschädigt. „Wir fühlten unsere ganze Hülflosigkeit," schreibt Dr. Hirschberg, „als wir so die Kugeln um uns pfeifen, die Decken über uns krachen oder eine Kanonenkugel nur wenige Schritte von

uns in unser Gemach fallen hörten." Doch blieben die Brüder wunderbar und gnädig bewahrt nicht blos vor persönlichen Unfällen, sondern auch vor jedem bedeutenden Schaden an ihrem Eigenthum.

Die Mandarinen hatten zwar die Hauptschuldigen in feiger Weise entkommen lassen; aber um so begieriger waren sie nun, ihre grausame Rachelust an den Minderschuldigen auszulassen. Ihre Feigheit schien nur von ihrer Grausamkeit übertroffen zu werden. „Die Sprache findet keine Worte," schreiben die Missionare, „die Scenen zu beschreiben, die nun folgten." Eine Menge Personen wurden verhaftet, und zwar nicht blos Insurgenten, sondern wer nur immer in einer Verbindung mit ihnen gestanden war. Ohne Recht und Urtheil, ja ohne irgend ein anderes Zeugniß als das ihrer Richter selbst, wurden sie dem Tode überantwortet. Der öffentliche Richtplatz war ein Schiffswerft, gerade dem Ankerplatz der ausländischen Handelsschiffe gegenüber und hart bei den Wohnungen der Missionare und auswärtigen Kaufleute. Zwischen drei- und vierhundert Gefangene wurden auf diesem Platze schon am ersten Tage nach der Wiedereinnahme von Amoy versammelt, und das Werk des blutigen Hinschlachtens begann. Die Unglücklichen wurden mit auf den Rücken gebundenen Armen an den Rand des Werfts geführt; dann versetzten ihnen die Soldaten mit ihren Streitärten oder Säbeln einen oder zwei Hiebe in den Rücken oder Nacken, und stießen sie dann mit tiefklaffenden Wunden hinab ins Wasser und in den Schlamm, um da vollends zu Grunde zu gehen. Etwa 130 Personen waren bereits so zugerichtet worden, als die Scene so entsetzlich wurde, daß die Ausländer, die vom Hafen und ihren Wohnungen aus Alles mitansahen, es nicht länger aushalten konnten. Einige Offiziere des königlich brittischen Kriegsschiffs „Hermes" eilten mit ihrer Mannschaft und etlichen Kaufleuten herbei, um die unglücklichen Schlachtopfer zu retten. In Folge dieser Demonstration zogen sich die Mandarinen und ihre Henkersknechte zurück, offenbar höchst mißvergnügt über diese unerwünschte Einmischung der Fremden. Auf diese Weise wurden etwa zweihundert Personen gerettet, und zwar noch völlig unbeschädigt, da die Reihe des Schlachtens noch nicht an sie gekommen war. Von denen aber, welche bereits mit tiefen Wunden ins Wasser geworfen waren, konnten nur Wenige noch gerettet werden. Dr. Hirschberg schreibt: „Bruder Burns und ich halfen den braven Theerjacken (Matrosen), solche von den Unglücklichen, die noch einen Funken Lebens in sich hatten, aus dem Schlamm und dem Wasser herauszukriegen und dem Tode zu entreißen. Sie wurden alle an Bord einer Dschunke gebracht und da von den Aerz-

ten des Schiffes „Hermes" und mir verbunden und verpflegt. Viele von ihnen stehen noch in meiner Behandlung (im Missionshospital), und Missionar Burns predigt ihnen täglich das Evangelium. Er erzählte mir, daß Einer von ihnen, nachdem er sie ermahnt hatte, Gott für ihre Rettung zu danken, geäußert habe: 'Ja, ich danke Gott und Jesu Christo; ich betete zu Gott, da ich im Wasser lag.' Ich habe die Zuversicht, daß die Worte, die zu diesen Unglücklichen geredet werden, nicht vergeblich sind. Da der Herr denselben in seiner wunderbaren Güte nicht blos das Leben geschenkt, sondern ihnen nun auch die Botschaft des Friedens gesandt hat, so hat er gewiß gnädige Heilsabsichten mit ihnen und durch sie mit ihren Familien, wenn sie zu denselben zurückkehren. Gegenwärtig befinden sich sechszehn in unserm Hospital, und mehrere von ihnen haben unverkennbar ein herzliches Verlangen, das süße Evangelium zu hören. Sie liegen friedlich neben den Patienten der Mandarinenparthei!"

---

4. Die Zeiten der Erweckung.

Die Menschlichkeit und Leutseligkeit der Ausländer bildete einen gewaltigen Contrast mit der barbarischen Grausamkeit und Gefühllosigkeit, welche die Chinesen zu Amoy von ihren eigenen Landsleuten erfahren hatten. Gerade diese Erfahrung aber mußte in der Hand Gottes das Mittel werden, Viele nicht blos mit dankbarer Liebe zu ihren Rettern zu erfüllen, sondern auch ihre Herzen für das Wort des Friedens und des Heils empfänglich zu machen, das Jene ihnen verkündigten. „Es ist offenbar," schreibt Dr. Hirschberg, „daß Gottes Gnadenstunde diesen Unglücklichen geschlagen hat; ach, daß wir recht treu sein mögen in der Verkündigung des Evangeliums, mit dem wir in dieß Land gekommen sind!"

So brach das Jahr 1854 an. In der ersten Woche des Januar schlug einer der chinesischen Gehülfen dem Missionar Burns vor, daß sie mit einander hinaus in die umliegenden Dörfer auf dem Festland ziehen und das Evangelium verkündigen wollten; denn der gegenwärtige Augenblick scheine hiefür günstig zu sein. Burns erwiederte, daß er schon längst einen gleichen Plan gehabt habe; nur hätte er nicht gewußt, wohin er sich wenden sollte; ob etwa der Gehülfe schon eine bestimmte Gegend im Auge habe? Da dieser solches verneinte, so ermahnte ihn Burns, es zu einem Gegenstand des Gebets zu machen, daß Gott sie bei dieser

wichtigen Sache leiten möge; er selbst wolle das Gleiche thun. Nach einer Woche wollten sie wieder darüber reden, und er sei gewiß, daß der Herr inzwischen ihnen einen klaren Wink geben werde.

Nun geschah es, daß eben um jene Zeit ein Mann aus einem Marktflecken Namens Pe-tschui-ya seines Handels wegen nach Amoy gekommen war, und angezogen vom Evangelium, die Versammlungen in Burns' Hause besuchte. Der Geist Gottes arbeitete an dem Herzen dieses Mannes. Er wurde gläubig und in der Freude seines Herzens rief er aus: „O daß der Lehrer in mein Dorf kommen und dort das Evangelium predigen wollte! Gewißlich, Viele würden daran glauben!“ Man fragte ihn, woher er komme, worauf er seinen Geburtsort als einen nicht unbedeutenden Marktflecken beschrieb, der auf dem gegenüberliegenden Festland etwa sieben Stunden von Amoy am Fluß und auf dem Wege nach der großen Stadt Tschang-tschiu liege. Burns konnte nicht anders als darin eine Antwort auf seine Gebete erkennen, und obgleich weder er noch ein anderer von den Missionaren je auch nur den Namen Pe-tschui-ya gehört hatte, so wurde es ihm doch sogleich im Herzen gewiß, daß er dahin gehen müsse. Sofort begab er sich mit zwei eingeborenen Gehülfen, welche die amerikanischen Brüder (die englischen Presbyterianer, zu denen Burns gehörte, hatten selbst noch keinen Bekehrten) ihm freudig zu diesem Zwecke überließen, auf den Weg. Eine Fahrt von etlichen Stunden brachte sie nach dem genannten Marktflecken, wo sie in einem unbewohnten Hause Herberge fanden und sofort mit der Predigt unter den Heiden begannen.

Anfangs hatten sie im Sinne, nur etliche Tage in Pe-tschui-ya zu verweilen und dann mit der Predigt von Christo sich nach den übrigen Dörfern zu wenden, wo sich eben Gelegenheit darbieten würde. Aber es kam anders, als sie dachten. Zwei volle Monate wurden sie in dem großen Flecken und den zunächst liegenden Dörfern hingehalten und hatten buchstäblich Tag und Nacht das Wort des Lebens zu verkündigen. Fast die erste Predigt schon hatte auf etliche Personen einen tiefen Eindruck gemacht, so daß dieselben ernstlich nach der Wahrheit fragten. Und von da an bis auf den heutigen Tag hat das dortige Werk ununterbrochen an Bedeutung zugenommen. Burns miethete ein kleines Haus; der obere Stock diente ihm zur Wohnung, der untere zum Versammlungs- und Predigtplatz. Dieser wurde nicht blos von den Ortsangehörigen, sondern auch von vielen Personen besucht, die von den benachbarten Dörfern an den Markttagen hereinkamen. An den Sonntagen, sowie an jedem

Abend der Woche wurde öffentlicher Gottesdienst gehalten, der regelmäßig von einer schönen Anzahl aufmerksamer Zuhörer besucht war. Etliche ließen bald hoffen, daß sie wahrhaftig vom Tod zum Leben durchgedrungen seien. Viele hatten dem Götzendienst gänzlich entsagt. Die armen Leute hatten das Jahr zuvor von ihren Götzen die Zusage erhalten, die Insurrection werde siegen, und hatten sich deßhalb an sie angeschlossen; als sie nun aber so unglücklich endigte, da war ihr Vertrauen zu ihren Göttern dahin. Nun aber schlugen und verbrannten sie ihre Götzen, und viele von ihnen wandten sich aufrichtig zu dem lebendigen Gott. So hatte die Gefahr und Noth, die über sie gekommen war, sie zur Ueberzeugung gebracht, wie unsicher ihre alten Fundamente waren, und daß sie etwas Anderes bedürften, das ihnen in der Zeit der Trübsal ein fester Grund des Friedens und der Sicherheit wäre.

Gleichzeitig mit dieser Bewegung in Pe-tschiu-ya fand auch in Amoy selbst eine große Erweckung statt, deren Folge die Taufe einer großen Anzahl bekehrter Chinesen war. In dem „Magazin der London Missionsgesellschaft" lesen wir folgende Berichte über diese Vorgänge: — „Endlich dürfen wir Ihnen die erfreuliche Thatsache melden, daß siebenzehn neue Mitglieder durch die Taufe unsrer Gemeinde einverleibt wurden. Die mündliche Predigt ist das gesegnete Mittel gewesen, durch das sie zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht wurden. So sehen Sie, daß unsere Arbeit unter den Armen nicht vergeblich ist in dem Herrn. Sie werden sich freuen zu vernehmen, daß auch acht Frauen unter den Getauften sind. Sie sind es, die dem Christenthum erst eine eigentliche Heimath in diesem Lande bereiten, und ihr Einfluß kann nicht unbedeutend sein. Es erfordert nicht geringen Muth für eine chinesische Frau, sich zu einer unvolksthümlichen und fremden Religion zu bekennen; aber sie Alle treten freudig heraus und sind gerüstet, der feindseligen Welt die Stirne zu bieten. Alle diese Neubekehrten haben ihr selbstständiges Auskommen; auch können wir bei Keinem irgend eine unlautere Triebfeder finden, die sie sollte veranlaßt haben, einen Weg zu betreten, der für das Fleisch so wenig Anziehungskraft hat und der Masse des Volks so verhaßt ist. Möge der Herr, dessen Ehre sie suchen, sie auch standhaft erhalten!"

Dr. Hirschberg's Zeugniß von den gesegneten Wirkungen, welche sich an die evangelische Arbeit im Missions-Krankenhaus knüpfen, ist nicht weniger bestimmt. „In meinem letzten Briefe," schreibt er, „drückte ich die Hoffnung aus, daß das Wort, das wir zu diesen Verwundeten reden, nicht umsonst sein werde. Nun freue ich mich, sagen zu dürfen, daß der

Herr unsere Gebete für sie erhört hat und Sein Wort nicht leer zurückkommen ließ. Fünf von den kürzlich Getauften waren aus dem Hospital. Sie legten ein gutes und freudiges Bekenntniß ihres Glaubens ab und stehen nun recht in der Freude des Herrn. Sie Alle wohnen noch im Hospital, und wenn ihre Tagesarbeit vorüber und das Abendessen eingenommen ist, stimmen sie in der Regel ein Loblied nach dem andern an."

Der Jahresbericht von 1854 schließt im Magazin der London Missionsgesellschaft mit folgenden Worten: „Es scheint jetzt eine besondere Segens- und Gnadenzeit über diese Stadt angebrochen zu sein, und es ist unsere Hoffnung und unser ernstliches Gebet, daß die Herrlichkeit Gottes, geoffenbart in Christo Jesu, noch leuchtender offenbar werden möge vor den Augen der Heiden. Seit Anfang März dieses Jahres haben wir 77 Chinesen taufen dürfen, von denen 20 das Evangelium zum erstenmal in unserm Krankenhaus gehört haben. Von den früher Getauften (20 an der Zahl) sind fünf im Glauben heimgegangen, so daß der gegenwärtige Stand unserer Gemeinde 92 Seelen beträgt."

Auch die amerikanischen Missionare geben ebenso erfreuliche Berichte von dem Segen, den der Herr auf ihre Arbeit im Jahr 1854 gelegt hat. „Dieses Jahr," schreiben sie, „ist ein ungewöhnlich gesegnetes gewesen, ein Jahr, in welchem die Rechte des Herrn offenbar ward. Da wir wußten, daß Manche da waren, die in die Gemeinde durch die Taufe aufgenommen zu werden wünschten, so ließen wir in den ersten Tagen des Januar die Leute wissen, daß wir eine besondere Versammlung zu halten gedächten, mit dem speciellen Zweck, die Taufbewerber zu prüfen und überhaupt mit denen, die zum Christenthum sich hingezogen fühlten, die Sache persönlich und gründlich durchzusprechen. Wir waren ebenso überrascht als erfreut, etwa dreißig Personen beiderlei Geschlechts bei dieser Gelegenheit zusammenkommen zu sehen. Zwar befanden sich darunter Manche, die wir noch nicht als aufnahmsfähig betrachten konnten; aber doch legten die Meisten ein herzliches Verlangen nach dem Heil ihrer Seele an den Tag. Wir fanden, daß unter denen, welche seit längerer Zeit das Wort gehört hatten, ein Geist des Fragens und Suchens nach der Wahrheit erwacht war, von dessen weiter Verbreitung wir keine Ahnung gehabt hatten. Diese Zusammenkünfte dauerten in der Regel drei bis vier Stunden, während denen wir damit beschäftigt waren, mit etlichen wenigen Personen (oft nur mit zweien oder dreien) aufs gründlichste durchzureden und sie über ihre Heilserkenntniß, sowie über das Maaß lebendiger Heilserfahrung an ihren eigenen Herzen zu prüfen. Dergleichen

Besprechungen geben uns Gelegenheit, ihren ganzen Gemüths- und Herzenszustand genau kennen zu lernen, sie in dem und jenem zu unterweisen, irrthümliche Auffassungen zu berichtigen, die Unerfahrenen zu leiten, die Zaghaften zu ermuthigen, die Sichern zu warnen und zu ermahnen und einem Jeden nach seinem Bedürfniß zurechtzuhelfen. Wir fanden unter Vielen von ihnen eine ungewöhnliche Zartheit des Gewissens, ein tiefes Sündengefühl und ein herzliches Heilsverlangen. In unserer heutigen Besprechung hatten wir es mit zwei jungen Leuten zu thun, deren eigenthümliche Umstände uns tief bewegten. Es waren zwei Jünglinge, der eine von 17, der andere von 13 Jahren. Ihre Eltern und Freunde setzten ihrem Entschluß, Christo nachzufolgen, den bittersten Widerstand entgegen. Beide wurden schon grausam mit Schlägen mißhandelt. Der Aeltere wurde gestern gegeißelt, und diesen Morgen noch ward er mit Stricken auf eine höchst peinliche Weise gebunden und von seinem grausamen Vater mit Bambusstöcken gehauen. Wir sahen noch die Malzeichen seiner Leiden an seinen Armen, und an mehreren Theilen des Körpers soll er schwere Striemen und Narben tragen. Wir haben die Zuversicht, daß es die Malzeichen des Herrn Jesu sind. Auch ein jüngerer Bruder von ihm betet zu Jesus. Sind sie in Wahrheit Lämmer von der Heerde Christi, so wird ihr treuer Hirte sie bewahren und retten; aber ihre schweren Trübsale sind es werth, daß wir viel für diese lieben Jünglinge beten. — Diese unsere Besprechungen werden noch immer mit unvermindertem Ernst und von immer neuen Wahrheitsforschern besucht. Unter denen, die kürzlich getauft wurden, sowie unter den Taufbewerbern gibt es Mehrere, an denen das Werk des heiligen Geistes sich herrlicher offenbart, als wir es je unter den Chinesen bisher wahrgenommen haben."

So erzählen die amerikanischen Missionare. Die Gesammtzahl der Erwachsenen, welche von ihnen im Jahr 1854 getauft wurden, betrug 28. „Ich habe," schreibt Missionar Rud. Lechler, aus dessen Mittheilungen wir alle diese Berichte schöpfen, „während meines neulichen Aufenthalts in Amoy nicht allein den öffentlichen Gottesdiensten, sondern auch den Privatversammlungen, Gebetsübungen und amtlichen Conferenzen der Missionare regelmäßig beigewohnt. Die Stunden, in welchen Taufbewerber geprüft werden, haben mich ganz besonders interessirt. Eigentlichen Taufunterricht ertheilen die dortigen Missionare gar nicht. Die Leute müssen selber sehen, wie sie das Verständniß der Wahrheit bekommen. Die Missionare prüfen nur, ob Einer wirklich Rechenschaft über ein Geisteswerk in seinem Herzen geben kann, und ob er sich bemüht hat, die

christlichen Lehren kennen zu lernen, wozu ihm in der Kirche und in den Versammlungen, sowie durch die bereits Bekehrten Gelegenheit gegeben ist. Die Prüfungen waren sehr eingehend und haben richtige wie verkehrte Begriffe der Leute an den Tag gebracht. So gab z. B. Einer auf die Frage, wo das Böse herkomme, die Antwort: 'Er glaube, es komme auch von Gott,' offenbar weil er gehört hatte, daß nichts geschehe ohne den Willen Gottes. Ein Anderer wurde gefragt: ob er meine, daß er durch die Taufe ein neuer Mensch werde; worauf er antwortete: 'Er fürchte, das werde nicht so schnell gehen.' Im Allgemeinen kam es mir vor, daß mehr gesetzlicher als evangelischer Geist sich in den Aeußerungen der meisten Taufbewerber aussprach. Ich war aber dann desto mehr erfreut über den folgenden Vorfall. Ein Jüngling von etwa 20 Jahren wurde geprüft, und es ergab sich, daß er schon längere Zeit sich an die Gemeinde gehalten, den Sonntag geheiligt, die Gottesdienste besucht und auch selbst im Gebetsumgang mit Gott gestanden war. Die Frage wurde an ihn gerichtet, ob er glaube, Ursache zu haben, jetzt mehr mit sich selbst zufrieden zu sein, als da er noch nach heidnischer Weise lebte. Der Jüngling antwortete: er fühle sich allerdings viel glücklicher als vorher. Da es mir gestattet war, zwischenhinein auch Fragen zu machen, so fragte ich ihn, ob er etwa glaube, daß Gott jetzt auch zufriedner mit ihm sei und Wohlgefallen an ihm habe, weil er sich bestrebe, christlich zu leben. Darüber war er aber nicht im Unklaren, sondern sagte ganz entschieden: 'Ach nein, ich weiß, daß Gott nie ein Wohlgefallen an mir selber haben kann, denn ich bin ein sündiger Mensch; aber in Christo Jesu bin ich Gott angenehm, und durch sein Blut erlange ich Vergebung meiner Sünden.' In einer amtlichen Conferenz waren die Missionare mit den Aeltesten und Diakonen versammelt, um über gefallene Mitglieder zu berathen. Sechs standen auf der Liste. Die Sünden, deren sie sich schuldig gemacht hatten, waren theils Nachlässigkeit im Halten des Sonntags und im Besuch der Gottesdienste, theils Hurerei, Opiumrauchen und Wucher. Die Uebertreter waren vorgeladen worden; es stellten sich jedoch nur zwei. Das Ergebniß der Berathung war, daß zwei von den Sechsen am darauffolgenden Sonntag in der Kirche öffentlich excommunicirt wurden, während den Uebrigen die letzte Frist zur Umkehr angekündigt wurde."

Doch wir kehren zu dem schottischen Missionar Burns und seinem gesegneten Werke in Pe-tschui-ya zurück.

Nach einigen Monaten eifriger und angestrengter Arbeit glaubte er, die Zeit sei gekommen, wo er diejenigen, welche Merkmale gründlicher

Erweckung gaben, durch die Taufe in die Gemeinde Christi aufnehmen müsse. Zu diesem Ende wandte er sich, was wohl in der Mission höchst selten wieder vorkommen wird, an die amerikanischen Brüder mit der Bitte, daß sie diesen neuen Jüngern die Taufe ertheilen und die geistliche Pflege derselben übernehmen möchten. Er selbst wollte in seiner ganzen Missions-Laufbahn nur den Dienst eines Evangelisten thun, das Taufen aber und die Gemeindepflege Andern überlassen. Er nahm sich darin das Beispiel des großen Heidenapostels Paulus zum Muster.*) Dieser Umstand brachte nun die amerikanischen Missionare in nähere Verbindung mit dem Werk in Pe-tschui-ya. Mehrere von der Wahrheit ergriffene Chinesen kamen deßhalb von dort nach Amoy, um von den amerikanischen Brüdern geprüft und in die christliche Kirche aufgenommen zu werden. Diese fanden bei ihnen deutliche und unverkennbare Merkmale einer Arbeit des heiligen Geistes, und es ward beschlossen, ihnen die Taufe zu ertheilen. Nun wäre es allerdings am nächsten gelegen, dieß zu Amoy selbst zu thun und sie der dortigen Gemeinde einzuverleiben; allein man fand es bei näherer Erwägung zweckmäßiger und heilsamer, in ihrem eigenen Marktflecken eine kleine Gemeinde zu organisiren und dort die Taufe vorzunehmen. Demgemäß besuchten die Missionare Doty und Talmage Pe-tschui-ya am 10. Mai 1854. Folgendes ist ihr eigener Bericht: —

„Wir kamen Abends in Pe-tschui-ya an, und während wir einige Erfrischung zu uns nahmen, versammelte sich nach und nach eine kleine Schaar von Gläubigen. Wir fiengen sogleich mit der Prüfung derselben an und fuhren damit fort bis spät in die Nacht. Am andern Morgen in aller Frühe nahmen wir das Werk aufs Neue auf und brachen damit erst ab, als unsere Bootsleute zur Abfahrt nach Amoy drängten. Von

---

*) „Der uneigennützige Gemeingeist," schreibt Missionar Lechler in einem Briefe, „welcher unter den Missionaren der verschiedenen Gesellschaften zu Amoy waltet, hat sich besonders bei den Amerikanern gezeigt. Ihnen war die Gestaltung einer Gemeinde in Pe-tschui-ya zur Aufgabe geworden, nachdem der schottische Missionar Burns, der niemals tauft, durch die Predigt des Worts Seelen dort gewonnen hatte. Sie bekamen nachher auch die ganze Aufsicht über die Gemeinde, da Burns nach Schottland reiste. Die Schotten sandten jedoch (1856) den Missionar Douglas nach Amoy und wünschten, daß er das Werk fortsetze, welches Burns begonnen hatte. Ohne den geringsten Anstand gaben die Amerikaner ihm die Gemeinde zurück, nachdem sie dieselbe mehrere Jahre lang gepflegt hatten, und auch jetzt helfen sie immer noch mit, bis Douglas mit der Sprache so weit ist, daß er Alles allein thun kann. Wie schön ist da die Verheißung des 133. Psalms in Erfüllung gegangen!"

denen, die sich um die Taufe bewarben, glaubten wir fünf sogleich auf die Liste der Täuflinge setzen zu müssen. Am darauffolgenden Samstag kehrte Bruder Talmage, begleitet von einigen Gliedern unserer Amoy-Gemeinde, nach Pe-tschui-ya zurück und ertheilte den Fünfen am Sonntag Vormittag die Taufe. Nachmittags feierten sie mit einander das heilige Abendmahl. Es war ein denkwürdiger Segenstag. Das Evangelium hatte einen herrlichen Triumph gefeiert. Sein Banner ward mitten in dem Gebiet des Feindes aufgerichtet. Dem konnte freilich Satan nicht ruhig zusehen. Schon zuvor hatte sich bittere Feindseligkeit gegen die kleine Jüngerschaar geoffenbart, welche offen ihren Glauben an Jesum zu bekennen angefangen hat. Deßhalb fürchtete man bei Gelegenheit der Tauffeierlichkeit einen Ausbruch der Feindschaft. Der kleine Betsaal war voll von Zuschauern, und darunter Etliche, die als entschiedene Gegner der neuen Lehre bekannt waren. Aber die ganze Versammlung blieb ruhig und aufmerksam."

Es dauerte nicht lange, so erhielt diese kleine Gemeinde neuen Zuwachs. Im Juli kamen vier, im November drei neue Glieder dazu. „Wir waren besonders erfreut," schreiben die amerikanischen Missionare, „über den lebendigen Glauben der Neubekehrten, ihren Gebetseifer, ihren Ernst im Erforschen der heiligen Schrift, und als Frucht von allem dem, über ihre Freude im heiligen Geist. Die Gemeindeglieder und Taufbewerber bringen den größeren Theil des Sonntags im Hause des Missionars mit Betrachtung des Wortes Gottes, mit Anhörung der Predigt und mit Gebet und gottseligen Gesprächen zu. Oft kann man die Stimme des Gebets aus allen Kammern und Winkeln des Hauses hören. Sie sind zwar nur Säuglinge in Christo, aber ihre Schriftkenntniß ist sehr merkwürdig. Es thut unsern eigenen Seelen wohl, unter ihnen zu verweilen. — Dieses große Werk der göttlichen Gnade erfüllt unsere Herzen mit Dank und freudigem Muth. Früher mußten wir immer lange warten, ehe wir eine Frucht unserer Arbeit sehen durften, und fast glaubten wir, es müsse so sein bei aller Missionsarbeit; aber nun sehen wir, daß dieß nicht nothwendig der Fall ist. Wir sollten das Evangelium mit freudigen Erwartungen und in größerer Gewißheit einer unmittelbaren Segenswirkung predigen. Er, der das Licht aus der Finsterniß scheinen ließ, kann dieses Licht auch in die finstersten Herzen fallen lassen, Er kann die überschwengliche Erkenntniß der Herrlichkeit Gottes im Angesicht Jesu Christi schon auf die erste Verkündigung hin geben. Wenn Seine Zeit kommt, und die Kirche Christi ist nur für diese Seine Zeit gerüstet, so ist es

für Ihn ein Leichtes, die alte Verheißung zu erfüllen, daß ein ganzes Volk Ihm auf Einen Tag soll geboren werden."

Im Juli 1854 mußte Burns sein gesegnetes Arbeitsfeld verlassen. Ein unglücklicher Bruder nämlich, der Missionsarzt Dr. Young, wurde geisteskrank und mußte nach England zurückkehren. Burns hatte ihn zu begleiten. Nach seiner Abreise übernahmen die amerikanischen Missionare, wenigstens zeitweilig, die Pflege der Gemeinde zu Pe-tschui-ya vollständig. Da sie aber mit ihrem Werk in Amoy ohnehin schon alle Hände voll zu thun hatten, so fühlten die Gläubigen zu Pe-tschui-ya die Abwesenheit eines Hirten sehr schmerzlich und richteten an die Committee der großen Missionsgesellschaft in Amerika (Boston) ein Schreiben, worin sie um einen Missionar baten, der ganz unter ihnen leben sollte. Dieses Schreiben ist es werth, daß wir es in der ganzen Ausdehnung hier wiedergeben.

Brief der neubekehrten Christen zu Pe-tschui-ya an die Committee in Amerika.

„Durch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes berufen, Kindlein des Herrn Jesu zu sein, senden wir diesen Brief an die öffentliche Gesellschaft, mit dem Wunsch, daß Gott unser Vater und der Herr Jesus Christus Gnade und Friede schenke allen den Heiligen, die mit der öffentlichen Gesellschaft verbunden sind.

„Wir lassen Euch wissen die unermeßliche Gnade und Wohlthat Gottes gegen uns Kindlein, und danken Gott dafür von Herzen, daß die Verkündigung der göttlichen Gnade durch Eure Nation zu unserer Nation und in unsere Provinz gekommen ist, ja bis nach Amoy und in unsern Marktflecken Pe-tschui-ya. Wir möchten davon die öffentliche Gesellschaft genau benachrichtigen, damit auch sie dafür Gott und dem Herrn Jesus danken möge. Denn wir in Pe-tschui-ya wohnten ursprünglich im Lande des Todes und düsterer Nacht, in einem Orte, der unter dem Fluche Gottes stand, und waren dem gerechten Gerichte Gottes verfallen. Aber, — Dank sei dem Mitleid und der Barmherzigkeit Gottes, — der heilige Geist trieb die Prediger Eurer Nation an, christliche Brüder in Begleit des englischen Predigers William Burns in unsern Marktflecken zu senden, damit sie das heilige Banner des Wortes unter uns entfalten und das Evangelium predigen. Dank sei Gott, dessen Gnade mehrere Brüder unter uns erweckt hat, der Predigt des Evangeliums vier Monate lang Tag und Nacht zu lauschen. Dank sei dem heiligen Geiste, der

unsere verfinsterten Herzen geöffnet und uns zu dem Herrn Jesus gezogen hat, dessen kostbares Blut rein macht von aller Sünde. Durch die Gnade Gottes wurden fünf Personen getauft und in die Kirche aufgenommen. Wiederum zwei Monate später wurden vier Personen aufgenommen. Noch etwa zehn andere Personen und mehrere aus verschiedenen Gegenden, die noch nicht getauft sind, sind vom Geiste Gottes bearbeitet und hören die Predigt mit Freudigkeit des Herzens.

„Nach dem Willen Gottes ist der englische Prediger (Burns) genöthigt worden, nach seinem Vaterland zurückzukehren. Unser Marktflecken ist von Amoy etwa sieben Stunden entfernt, so daß es schwer ist, hin und her zu reisen. Die Prediger Eurer Nation zu Amoy sind so mit Arbeit überladen, daß sie keine Zeit übrig haben für andere Orte; denn der Gläubigen dort sind viele. So flehen nun wir, die Brüder der Kirche von Pe-tschui-ya, mit vereintem Herzen und bitten Gott, daß Er sich wieder gnädiglich unser erbarme und uns bald, bald einen Prediger der öffentlichen Gesellschaft Eurer Nation sende, der uns klar und verständlich das Evangelium verkündige. Es ist schmerzlich zu beklagen, daß gerade jetzt der Prediger Burns von uns scheidet, — gerade jetzt, wo wir nur erst wenige Monate lang das Wort gehört und als ebengeborene Kindlein noch nicht genug Festigkeit im Glauben haben. Es ist gerade so, wie wenn dem Säugling die Muttermilch entzogen wird. Für uns, die wir kleine Kinder sind, ist das Wort Gottes gleich Milch. Unsere Thränen fließen Tag und Nacht, und mit vereintem Herzen flehen wir zu Gott, daß Er bald, bald von Seinen Jüngern in Amerika uns einen Prediger sende, der uns das Evangelium, diese Gnadenspeise, mit ihrem köstlichen Gnadengeschmack bringe und den Glauben in uns kleinen Kindlein nähre und stärke. Ferner bitten wir Gott, daß Er die Heiligen Eurer Nation bewege, unser als zarter Kindlein allezeit zu gedenken. Darum haben die Brüder dahier heute den 28. Tag des 7. Monats (August 1854) mit vereintem Herzen ernstlich Gott angefleht, daß dieser unser gemeinschaftlicher Brief an die große öffentliche Gesellschaft gelangen möge, auf daß Ihr gewißlich diese unsere Anliegen erfahret, und Gott für uns bittet, daß unsere Bitte gewährt werde."

Es ist dem Schreiber dieser Blätter nicht bekannt, ob die amerikanische Missionsgesellschaft auf dieses rührende Schreiben hin einen neuen Arbeiter zu senden im Stande war. Dagegen schickten die schottischen Presbyterianer gleich nach Burns' Ankunft in Europa einen neuen Arbeiter (Johnstone) aus, um sich des Werks in Pe-tschui-ya anzunehmen.

Da jedoch dessen Gesundheit das Klima nicht ertrug, mußte auch er wieder zurückkehren. Gegenwärtig aber hat der schottische Missionar Douglas die Pflege der dortigen Gemeinde übernommen, und Missionar Sandeman hofft bald so weit mit der Sprache vertraut zu sein, daß er thätigen Antheil an der Arbeit nehmen kann.

Wenden wir uns wieder nach Amoy, und zwar zu den Arbeiten der Missionare der London Missionsgesellschaft. Während auf dem Lande umher das Wort vom Kreuze große und gesegnete Wirkungen hervorbrachte, waren auch die Londoner Brüder in der volkreichen Stadt unermüdlich thätig. Ja, sie nahmen einen neuen Anlauf, um das Heil in Christo auf alle Weise den Tausenden unsterblicher Seelen nahe zu bringen. Was die Missionare in Indien mit so gesegnetem Erfolg geübt haben, dazu schritten nun auch die Brüder in Amoy, — zur Straßenpredigt. Missionar J. Stronach schreibt in dieser Beziehung im Jahr 1854 wie folgt: —

„Während der letzten vier Monate habe ich außer den gewöhnlichen Gottesdiensten am Sonntag, Dienstag, Mittwoch und Freitag und den Unterredungen mit den Patienten in Dr. Hirschbergs Krankenhaus am Dienstag, Donnerstag und Samstag, nun auch angefangen, dreimal in der Woche während des Vormittags in Begleitung eines eingeborenen Colporteurs und mit einem Pack heiliger Schriften und Tractate versehen, die chinesischen Bazärs und Kaufläden zu besuchen. Denn obgleich nun das Evangelium seit mehr als zehn Jahren in Amoy verkündigt worden ist, so dachte ich mir doch, es müsse noch Manche hier geben, die weder unsere Kapellen besucht, noch unsere Bücher zu Gesicht bekommen haben. Deßhalb entschloß ich mich, die geschäftigsten und besuchtesten Theile der Stadt zu durchwandern und jeden Kaufladen der Reihe nach zu besuchen, wie ich das mehr als vier Jahre lang in Singapur zu thun pflegte. Daß dieß nicht schon früher hier versucht wurde, mag wohl von der Besorgniß herkommen, daß die chinesischen Kaufleute und Krämer nicht gerne in ihren Läden den Besuch eines Fremden sehen würden, der einen andern Zweck hätte als den des Kaufens und Verkaufens. Aber nur ein- oder zweimal habe ich bei meinen Besuchen dergleichen wirklich bemerken können. Ich habe nun 350 Läden besucht und in jedem länger oder kürzer verweilt, je nach der Intelligenz oder Aufmerksamkeit der Leute, die ich darin fand. Wie ich vermuthet hatte, so gab es Viele, denen meine Botschaft vollkommen neu und keineswegs unwillkommen war; ja, im Allgemeinen wurde das Vernünftige der Forderung, daß man dem

Götzendienst entsagen und die göttliche Wahrheit in Christo annehmen müsse, bereitwillig anerkannt. Die größeren Bazärs sind von reichen Kaufleuten besetzt, welche nicht selten mit den klassischen Büchern der Chinesen wohl vertraut sind, und deren Ohr Stellen aus diesen Büchern gerne hört, selbst aus dem Munde des Fremdlings, dessen unverhüllte Absicht es ist, die Kraftlosigkeit und das Ungenügende dieser Sittensprüche ins Licht zu stellen und den Sünder zur Buße, zur Heiligkeit, zu dem lebendigen Gott, zum Himmel zu führen. In einigen Kaufläden hatte ich Gelegenheit, selbst mit Frauen zu reden und zwar über Dinge, die ihnen ganz neu, aber für sie ebenso wichtig waren, als für ihre Männer und Anverwandte, und ich darf wohl sagen, daß ich bei ihnen jederzeit viel Aufmerksamkeit und Interesse fand. Nirgends machten die Leute irgend einen ernstlichen Versuch, ihre bisherigen götzendienerischen Ueberzeugungen oder Gewohnheiten zu vertheidigen. 'Unsere Vorfahren haben den Brauch so angenommen und sanctionirt, wie können wir ihn mit Einem Mal aufgeben? Kann Einer sich gegen Zehntausende setzen?' Dieß war die immer wiederkehrende Erwiederung auf meine Frage, ob man Götzen anbeten dürfe. Es ist unverkennbar, der Glaube an die Götzen, seien es buddhistische oder einheimische, hat keinen tiefen Boden im Herzen des Volks. Ja, die Leute geben fast ohne Unterschied die Thorheit und Sinnlosigkeit desselben zu. Obgleich ich aber sehr Viele in den Läden fand, die vom Evangelium noch nie etwas gehört hatten, so fand ich anderseits doch auch Viele, die nicht nur dasselbe wohl kannten, sondern seine Lehren und Vorschriften sehr hoch hielten. Nur halten Viele von ihnen die strenge Beobachtung des Sabbaths für ein unübersteigliches Hinderniß ihres Anschlusses an uns. Ihr Geschäft würde ruinirt werden, sagen sie, wenn sie allein am Sonntag ihre Läden schlößen, während ihre Nachbarn sie offen behielten.*) Im Ganzen fühle ich mich in jeder Beziehung er-

*) Wir können nicht umhin, hier unser Bedauern auszusprechen über die unverkennbar unevangelische Anschauung unserer amerikanischen und englischen Brüder von der Sonntags-, oder wie sie sagen, Sabbathsheiligung. Der christliche Sonntag ist kein jüdischer Sabbath, und die strenge Enthaltung von aller Arbeit, so gesegnet sie ohne allen Zweifel für jedes christliche Individuum, wie für jedes christliche Gemeinwesen sein wird, ist dennoch nimmermehr eine Bedingung des Heils. Dem Heiden, der sich vom Evangelium angezogen fühlt, gleich von vorne herein die strengste „Sabbathsfeier" zur unerläßlichen Bedingung der Taufe und der Aufnahme in die Heilsgemeinschaft zu machen, ist nach meiner tiefsten Ueberzeugung, die sich auf Gottes Wort gründet, ebenso grausam als unevangelisch. Der Red.

muthigt, in dieser Weise fortzufahren, und ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß von dem Samen, der so ausgestreut wird, unter Gottes Segen da und dort ein Körnlein Wurzel schlagen und Frucht tragen werde."

---

5. Die Sichtung.

Das schöne Werk in Amoy und der Umgegend gieng auch in den folgenden Jahren im Segen fort. So schreibt der amerikanische Missionar Doty vom 25. Juni 1855: „Die Verheißung, daß der Herr 'die Fenster des Himmels aufthun und seinen Segen herabschütten wolle in Fülle', hat sich auch an uns in den letzten Monaten erfüllt. Aber ach, es fehlt an Händen, um all diesen Segen aufzunehmen. Unser ist zu wenig, unsere Hände sind zu schwach, unsere Kraft ist zu gering, unsere Zeit zu beschränkt, um all die Frucht des Segens, die der Herr uns bescheert hat, einsammeln zu können. Wir fürchten, manches von der Ernte ist zu Grunde gegangen, weil der Arbeiter so wenige sind. Etliche Seelen, die erweckt waren, haben sich wieder zum Einschlafen angeschickt; Manche, die sich aufmachten, nach Gott zu fragen, sind wieder laß geworden; Manche, die schon entronnen zu sein schienen, sind dem Satan wieder ins Netz gefallen, und über Manche, die schön liefen in dem Weg des Herrn, hat der Versucher den Vorsprung gewonnen, und wir haben ihren Fall zu betrauern. Die Zusammenkünfte und Besprechungen mit Taufbewerbern und Andern, die nach der Wahrheit fragten, waren unser wichtigstes und bedeutungsvollstes Werk. Hätten wir unsere ganze Zeit und unsere vereinte Kraft nur auf diesen einzigen Theil unserer Aufgaben verwenden können, wir wären schon hinreichend beschäftigt gewesen. Wie ein Missionar mit Seelen zu verfahren hat, die eben aus der Finsterniß des Heidenthums hervorgetaucht sind, das ist etwas ganz Anderes als wie daheim die Pfarrer und Seelsorger mit Leuten zu verkehren haben, welche mitten im Schooß der Christenheit geboren und aufgewachsen sind. Jene tiefe geistliche Finsterniß kann nur durch viel treue Wachsamkeit und Pflege und durch immer wiederholte Unterweisung überwunden werden. Die Schwachen und Zaghaften müssen gestärkt und ermuthigt, die Sichern, welche die Hoffnung ihrer Seligkeit auf einen falschen Grund bauen, müssen auf ihre Gefahr aufmerksam gemacht werden. Da mögen Manche herzlich aufrichtige und lautere Seelen sein, die in Verkennung des wahren Wesens des Evangeliums ein allzu großes Vertrauen auf den äußerlichen

Gebrauch der Gnadenmittel setzen; Andere haben es vielleicht nicht weiter gebracht, als zu einer Verstandesüberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums, ohne daß ein tieferes Sündengefühl oder das erfahrungsmäßige Bedürfniß nach einem Heiland in ihnen erwacht wäre. Da muß eben überall der Missionar helfen und rathen und wachen und zurecht bringen; und ach, wie ungenügend ist hierzu unsere Kraft und unsere Zahl!"

Bei dem Allem gieng das Werk in sichtbarem Segen fort. Im Jahr 1855 wurden zu der Gemeinde der amerikanischen Brüder 38, und zu der der Londoner Brüder 45 Erwachsene hinzugethan, während in Pe-tschui-ya die Gemeinde um 13 Seelen wuchs. Auch entstanden da und dort neue Stationen und zwar durch die Vermittlung der eingeborenen Christen, welche, getrieben von der Liebe Christi und von dem aufrichtigen Verlangen, ihre Landsleute von der Finsterniß zum süßen Lichte des Evangeliums bekehrt zu sehen, das seligmachende Wort vom Kreuze nach bestem Wissen und Vermögen überall verkündigten, wo sich ihnen Gelegenheit darbot. Missionar Doty schreibt darüber folgender Maßen: — „Zwei Brüder von Pe-tschui-ya giengen vor einiger Zeit Geschäftshalber nach Tschhio-be, vergaßen aber nicht, das Evangelium mit sich zu nehmen. Ihre einfache Darlegung der Wahrheit hatte die Wirkung, daß die Aufmerksamkeit mehrerer Personen dadurch angeregt ward. Darauf besuchten zwei unserer Colporteure oder Evangelisten den Ort. Von da an wurde dort die Freude an dem gehörten Wort und das Verlangen nach Unterweisung so groß, daß sie den besuchenden Christen kaum Zeit zum Essen oder Ruhen ließen. Wiederholt giengen bald aus Amoy bald aus Pe-tschui-ya etliche Brüder dahin, um das angezündete Feuer zu nähren, und jedesmal nöthigte sie die wahrhaft hungrige Menge, so lange mit ihnen über das Wort Gottes zu reden, bis ihnen Stimme und Kraft ausgieng. Jetzt herrscht zwar nicht mehr diese außerordentliche Aufregung, aber die Freude am Wort und das Begehren, es zu hören, hat noch nicht abgenommen. Das Alles geschah ganz allein durch unsere eingeborenen Christen. Das Höchste, was wir dabei thun konnten, war die allgemeine Aufsicht über diese geistliche Bewegung, ein gelegentlicher Besuch, ein jeweiliges Zusammenkommen mit den Wahrheitssuchern und die Prüfung derer, die sich um die Taufe bewarben. Der Letzteren waren es 25, aber nur sieben konnten zugelassen werden, weil die Erfahrung uns gelehrt hat, daß überall, wo noch Zweifel obwalten, längeres Zuwarten klug und rathsam ist. Einige Monate später konnten weitere Sieben zugelassen werden. Darunter war eine Wittwe

von 65 Jahren. Sie ist mit Mandarin-Familien von einigem Ansehen nahe verwandt. Ihre Aufmerksamkeit wurde zuerst durch den Besuch einer unserer Amoy-Christinnen angeregt, die es über sie vermochte, mit ihr einmal in die Kapelle zu gehen und das Evangelium zu hören. Ihr Gemüth wurde wie von einem Pfeil getroffen, und von da an ward sie eine fleißige und andächtige Hörerin des Wortes. Bald aber war sie nicht damit zufrieden, allein zu hören, sondern sie benützte ihren Einfluß, um auch Andere mit sich zu ziehen. Sie hatte viel Widerstand zu erfahren, besonders von Seiten ihrer eigenen Tochter, die stolz auf ihre hohen Familienverbindungen den Religionswechsel ihrer Mutter als eine Schmach und Entehrung ansah; allein dieß hielt die Mutter nicht einen Augenblick in ihrem Gange auf. Sie scheint überhaupt ein ungewöhnliches Maaß von Geisteskraft und Charakterstärke zu besitzen, und was sie von Ansehen und Einfluß besitzt, das legt sie in die Wagschaale Christi und des Evangeliums."

Es liegt in der Natur der Sache, daß das Evangelium, von dessen erstem anbrechenden Morgenlicht selbst die Bösen sich in der Regel angezogen fühlen, einen um so heftigeren und feindseligeren Widerstand gegen sich erweckt, je heller und blendender es allmählig sein Alles offenbarendes und richtendes Licht verbreitet. Die Freude, mit der die Menge die erste Verkündigung jeweilen begrüßt, schlägt nur allzu schnell in bittern, tödtlichen Haß, das Hosianna nur allzu oft in ein „Kreuzige" um. Das war von Anfang so und wird immer so bleiben. Auch die Mission in und um Amoy mußte das erfahren. „Manche," schreibt der Missionar Doty, „haben Verfolgungen von Außen, Andere ernste Kämpfe von Innen zu erfahren nach dem Wort Christi: 'Des Menschen Feinde sind seine eigenen Hausgenossen.' Viele haben an ihrer Habe zu leiden durch die Ungerechtigkeit ihrer heidnischen Nachbarn, Andere werden von dem rohen Pöbelhaufen an ihrer Person mißhandelt; noch Andere haben uns durch ihren eigenen Wandel Kummer gemacht und uns zur Anwendung kirchlicher Zucht genöthigt."

Allein das Alles war nur das Vorspiel zu schwerern Ausbrüchen der Feindschaft und des Hasses gegen das Licht. Missionar Talmage gibt in einem Bericht vom Januar 1856 folgende Mittheilung über eine eigentliche Verfolgung in dem oben genannten Tsch-hio-be.

„Wir eröffneten," schreibt er, „unsere neue Kapelle daselbst am 1. Mai 1855, mußten aber nachher noch eine Reihe von Reparaturen an dem Gebäude vornehmen, um es bequem und zweckmäßig herzustellen.

Der erste heftige Ausbruch von Feindschaft fand statt während eines dortigen Besuches von Bruder Doty. Er brachte daselbst den ersten Sonntag im Juli zu, um etliche Personen zu taufen und mit ihnen das Abendmahl des Herrn zu feiern. Schon am Abend zuvor sammelte sich ein Pöbelhaufe um die Kapelle und in ihr. Es wurde nothwendig, die Ortspolizei herbeizurufen, um Ordnung und Ruhe herzustellen. Auch am Sonntag während der Tauffeierlichkeit waren Polizeibeamte anwesend, und dadurch wurde die Ruhe erhalten. Am Abend aber, während die kleine Gemeinde sich zur Feier des Abendmahls versammelte, fand eine neue Störung statt. Der Bürgermeister des Ortes zwar schien geneigt, die Christen in ihrem Recht freier Gottesverehrung zu schützen; er selbst erklärte, die Lehren des Evangeliums seien gut und das Volk könne dadurch nur gewinnen. Der Pöbel aber wurde vornemlich durch zwei angesehene Männer des Orts aufgehetzt. Der Eine war der Polizeihauptmann. Er und seine Familie fabricirten das sogenannte Götzenpapier, das zu Ehren der Götzen verbrannt wird, und handelte damit. Da gieng es ihm nun, wie dort dem Silberschmid Demetrius in Ephesus; sein Gewinnst war in Gefahr. Der Andere war ein Gelehrter zweiten Grades; er war ohne Zweifel darüber entrüstet, daß die heiligen Klassiker des himmlischen Reiches durch die Bücher der 'Barbaren' sollten verdrängt werden. Der Bürgermeister sagte dem Missionar offen, daß diese beiden Männer mehr Einfluß im Orte besäßen, als er selbst, was ohne Zweifel wahr war. Er ließ sie kommen und machte ihnen Vorstellungen, aber sie wollten nicht hören. Dann sandte er nach seinem eigenen Vorgesetzten, dem Oberamtmann des Distrikts, der zu Tschang-tschiu seinen Sitz hat. Dieser kam, aber er schlug sich auf die Seite der Feinde des Evangeliums, und warf dem Bürgermeister vor, er habe sich von den Fremdlingen bestechen lassen. Eine amtliche Proclamation gegen das Christenthum erschien und ward öffentlich an den Straßen angeschlagen. Darin wurde das Volk gewarnt, das Evangelium anzunehmen oder die Predigten der Fremden anzuhören oder auch nur die Kapelle zu betreten. Auf dieß hin und namentlich auf den Vorwurf von Bestechung legte der Bürgermeister sein Amt nieder. Nun ward der Polizeidiener, in dessen Amtskreis die Kapelle liegt, verhaftet und geschlagen, weil er die Fremdlinge hier habe eine Wohnung erwerben lassen, ohne davon Anzeige zu machen. Auch der Mann, dem das Haus abgekauft worden war, wurde festgenommen, nach Tschang-tschiu transportirt und ins Gefängniß geworfen, weil er sein Haus an Fremdlinge verkauft habe. Bald darauf wurde ein Bürger

von Tschhio-be verhaftet, weil er es wagte, die Kapelle zu betreten. Er mußte längere Zeit im Gefängniß schmachten, wurde hart geschlagen und dann losgelassen. Eine amtliche Botschaft ward an den brittischen Consul zu Amoy gesandt, worin es hieß, daß ein Engländer, Namens Doty, gegen den Vertrag in Tschhio-be wohne, und daß derselbe unverzüglich abzuberufen sei. Auch verlangten die Mandarinen, man solle ihnen die Kapelle überantworten; sie seien bereit, die Kaufsumme zu erstatten.

„Nicht lange darnach begaben sich die Mandarinen dreier Distrikte in die Nachbarschaft von Pe-tschui-ya, um in jener Gegend einige bürgerliche Unordnungen, die vorgekommen waren, zu schlichten. Während ihres Aufenthalts daselbst erließen sie eine Proclamation gegen das Christenthum, ähnlich derjenigen, die in Tschhio-be angeschlagen worden war. Die Folge war, daß an beiden Orten die Kapellen für eine Zeitlang geschlossen werden mußten. Doch wurde die in Pe-tschui-ya schon nach wenigen Wochen wieder geöffnet. In Tschhio-be aber wurden die vordern Thüren bis zum ersten Sonntag des Jahres 1856 geschlossen gehalten. An diesem Tage hielt Bruder Doty Taufe und Abendmahl in der Kapelle und ließ Vor- und Nachmittags auch die vorderen Hauptthüren öffnen. Eben war der frühere Eigenthümer dieser Wohnung aus seiner Haft entlassen worden, als die Nachricht nach der Kreisstadt Tschang-tschiu kam, die Kapelle sei wieder geöffnet worden. Sofort wurde der Arme wieder festgenommen; den Behörden in Tschhio-be aber gieng die Weisung zu, Jeden, der die Kapelle zu betreten wage, zu verhaften. Am folgenden Sonntag postirte sich ein Polizeidiener in dem der Kapelle gegenüberliegenden Kaufladen auf in der Absicht, alle diejenigen, welche das Bethaus betreten würden, sofort festzunehmen. In Folge davon ließ man die vorderen Hauptthüren nicht öffnen.

„Trotz all diesen feindseligen Maßregeln aber fuhren die Christen in Tschhio-be und Pe-tschui-ya fort, jeden Abend in ihren Kapellen zum Lesen des Wortes Gottes und zum Gebet zusammengekommen; nur ließ man die Hauptthüren geschlossen und gieng durch abgelegene Hinterthüren hinein.

„In Tschhio-be fügten die Feinde übrigens bald noch eine weitere Drohung hinzu. Das Halten des Sabbaths wurde von den Gegnern des Evangeliums als das Merkzeichen angesehen, daran man einen Christen zu erkennen vermöge. Deßhalb ließ man das Gerücht verbreiten, daß jeder Laden, der am Sonntag geschlossen bliebe, der Plünderung preisgegeben werden solle. Die Christen waren mit ihrem Vertrauen ganz

auf den lebendigen Gott geworfen. Sie hatten keine Ursache zu glauben, daß die Drohung nicht sollte in Ausführung gebracht werden. Sie wußten, daß der rohe Pöbel, wenn er zur Plünderung schreiten würde, an den angesehenen und einflußreichen Gegnern des Christenthums einen Rückhalt fände. Am folgenden Samstag Abend kamen die Gläubigen wie gewöhnlich in der Kapelle zur Betrachtung des göttlichen Worts und zum Gebet zusammen. Die Frage wurde aufgeworfen: Sollen wir unsere Läden nach dem Befehl Gottes schließen, oder sollen wir sie für einmal offen lassen? Einmüthig ward beschlossen, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen und die Folgen dem Herrn zu überlassen. Am Sonntag Morgen ließen sie ihre Läden geschlossen und begaben sich nach dem Hause Gottes. Sie trauten auf Gott und Er ließ sie nicht zu Schanden werden. Ja wir rühmen es zum Preise der Gnade Gottes, der die Herzen seiner Feinde ebenso leicht in Schranken zu halten als die Liebe seiner Kinder an sich zu fesseln vermag, daß während aller dieser Drohungen und Verfolgungen auch nicht Einem unserer Gemeindeglieder oder Taufbewerber ein Haar gekrümmt wurde. Ein Fall aber verdient besondere Erwähnung.

„In Pe-tschui-ya lebt ein Mann, ein Kleiderhändler, der mit Frau, Sohn und Tochter sich an die Gemeinde angeschlossen hat. Eines Tages traten etliche Soldaten in seinen Laden und fragten ihn, ob er ein Christ sei. 'Das bin ich', erwiederte er; 'und das solltet ihr und eure Offiziere und der Kaiser selber auch sein,' — und dann fieng er an, mit ihnen vom Christenthum zu reden, bis ihm die Soldaten sagten, sie seien vom Mandarin mit einem Verhaftsbefehl zu ihm gesandt worden.

'Ach', rief der Kleiderhändler, 'wenn dieß der Fall ist, so bin ich ganz bereit, mit euch zu gehen und werde mich freuen, auch dem Mandarin das Wort Gottes zu sagen.'

„Aber gerade diese unerwartete Bereitwilligkeit, sich ihnen zu überliefern, machte die Soldaten stutzig und schreckte sie gleichsam ab, Hand an ihn zu legen. Deßhalb fragten sie, wo sein Sohn sei, — offenbar in der Absicht, ihn statt des Vaters zu packen.

'Mein Sohn ist hier', erwiederte der Kleiderhändler; 'auch ihn könnt ihr nehmen, wie mich; er kann die Wahrheit reden so gut als ich und wird sich nicht im Mindesten fürchten. Hier ist auch mein Töchterlein; sie ist erst neun Jahre alt, aber sie wird sich nicht weigern, mit euch zu gehen, und wird dem Mandarin sagen was das Evangelium ist; denn sie hat den Herrn Jesus lieb.'

„Dergleichen war den Soldaten ihr Lebetage nicht begegnet, und sie wußten in der That nicht, was machen. Endlich ergriffen sie etliche alte Kleider, die im Laden hiengen, um sich für ihre Mühe bezahlt zu machen. Unser Freund aber half ihnen mit der größten Bereitwilligkeit, die Sachen herab zu nehmen. Er legte Alles, was er hatte, vor die Soldaten auf einen Tisch und sagte: 'Das ist mein Eigenthum, aber ihr dürft kecklich zugreifen; nehmet was euch beliebt. Ich meinestheils kümmere mich nicht viel um diese Sachen; meine Hoffnung geht auf etwas unendlich viel Besseres.' Dieß machte die Soldaten so beschämt, daß sie den Glaubenshelden stehen ließen und mit leeren Händen davon liefen.

„Bis jetzt haben wir nur über Ein Gemeindeglied zu trauern, das die Menschen mehr fürchtete als Gott. Einer aus der kleinen Heerde zu Tschhio-be, erschreckt durch die Drohungen der Feinde, verließ die Versammlungen der Gläubigen. Wir haben ihn seitdem nicht wieder gesehen, doch hören wir, daß er fortfährt, Gott in Christo anzurufen; aber er fürchtet sich, in die Kapelle zu kommen, bis die Mandarinen es wieder gestatten würden. Die Andern alle blieben fest; ja wir haben selbst während dieser Verfolgungszeit sowohl in Tschhio-be als in Petschui-ya Mehrere durch die Taufe in die Gemeinschaft des Volkes Gottes aufnehmen dürfen. Wir finden kaum Worte, um die wunderbare Gnade Gottes auszusprechen, die diesen kleinen schwachen Gemeinden widerfahren ist. Sie sind wie Schafe mitten unter reißenden Wölfen, und dazu noch ohne einen Unterhirten, der sie leite, tröste und schütze. Wir können sie nur gelegentlich besuchen. Das hat der Herr gethan und es ist wunderbar vor unsern Augen."

An diesen interessanten Bericht des Missionars Talmage reihen wir noch einige allgemeinere Bemerkungen an, die sich in einem Briefe des Miss. Lechler über die Zustände der dortigen Gemeinden finden. Zuerst erwähnt er einige Uebelstände, die man unter denselben noch antriff. „Auffallend war mir," schreibt er, „die Putzsucht der Weiber und Mädchen; auch mußte ich mit Bedauern hören, wie selbst unter den Christen noch die Verunstaltung der Füße des weiblichen Geschlechts fortgesetzt wird. Vielweiberei ist eine Schwierigkeit, über welche die Missionare noch zu keinem befriedigenden Resultate gekommen sind. — Die Leute in Amoy sind im Allgemeinen wohlhabend. Ihre Wohnungen, ihre Kleidung und ihr Essen bezeugen das. Deßhalb haben die Missionare auch wenig Noth mit Armen. Während aber dieser größere Wohlstand der Gemeinden allerlei Gefahren mit sich führt, so hat er auch seinen Segen. Die Ge-

meinde der Amerikaner in Amoy unterhält einen Schulmeister auf eigene Kosten, ebenso die in Tschhio-be. Die Gemeinde auf der Insel Kaulung-su hat selbst ein Lokal gegeben für eine Schule und den Sonntagsgottesdienst; der Lehrer aber wird von Dr. Hirschberg unterhalten. In Be-pi haben die Christen gleichfalls ein Lokal besorgt. Mehrere der Christen beschäftigen sich mit Blumenmachen und Ausschnitzen von Olivenkernen. Jeden Monat wird bei der Feier des Abendmahls ein Opfer gesammelt, dessen Betrag sich im letzten Jahre (1856) auf etwa 40 Dollars belief. Dieses Geld wird zur Unterstützung bedürftiger oder nothleidender Gemeindeglieder verwendet. In der Missionsstunde wird nicht collektirt."

Wir schließen diese Mittheilungen mit einer statistischen Uebersicht der Amoy-Mission, wie sie im Juni 1857 stand.

A.	Zahl der Missionare im Ganzen . . .	9
	Missionsfrauen und Jungfrau Stronach .	7
	Eingeborene Gehülfen	15.

B.	Eingeborene Gemeindeglieder:	
	1. Der Londoner Missionsgesellschaft: . .	202
	2. Der Amerikanischen Missionsgesellschaft: .	210
	Gemeinde zu Tschhio-be:	36
	3. Der Englischen Presbyterianer: . .	52
	Gesammtzahl der Gemeindeglieder	500.

C. Schulen in Amoy und den Außenstationen: im Ganzen neun, worunter zwei Mädchenschulen und eine Evangelistenschule.

So mächtig wuchs das Wort Gottes und nahm immer zu. „Ist denn Seine Hand kurz geworden, daß sie nicht erlösen kann? Oder ist bei Ihm keine Kraft zu erretten? Ich will Ströme aufthun auf kahlen Höhen, und Brunnen mitten in den Thalen; ich will die Wüste zum Wassersee machen, und das dürre Land zu Wasserquellen. Ich will in der Wüste geben Cedern, Acazien, Myrten und Oelholz; ich will im Gefilde pflanzen Tannen, Eichen und Buchen mit einander; auf daß man sehe und erkenne, und merke und verstehe mit einander, daß des Herrn Hand hat Solches gethan, und der Heilige in Israel hat es geschaffen." Jesaias 41, 18. 19. 20.



Ein Palaver oder Rathsversammlung zu Abbeokuta.

Gründungsgeschichte
der Mission im Yorubaland.*)

1. Ein Blick in Afrika's Elend.

Am 31. Oktober 1851 fand im Missionshaus in London ein Begegnen statt, das von denen, welche Zeuge davon sein durften, nicht leicht wird vergessen werden. Es waren zwei Männer, die nach 29 Jahren zum erstenmal wieder sich sahen. Der eine war ein Britte von hoher, edler Gestalt, dessen ruhige und würdevolle Haltung davon zeugte, daß er ans Befehlen gewöhnt war, während in seiner Miene und der ganzen Art seines Benehmens jener sanfte, milde Ausdruck

*) Die nachfolgenden Mittheilungen sind theilweise entnommen dem **Church Miss. Intelligencer**, dem Büchlein: **Abbeokuta, or Sunrise within the Tropics, by Miss Tucker**, und: **Oshielle, or Village Life in the Yoruba Country, by M. Barber.**

Zugleich bemerken wir hier, daß wir in diesem Hefte des Missions-Magazins angefangen haben, zwei wiederholt und von verschiedenen Seiten ausgesprochenen Wünschen entgegenzukommen. Der eine betrifft eine größere Schrift. Der jedesmalige Hauptartikel eines Heftes wird künftig in der oben angewandten Schrift gedruckt werden, während wir die frühere kleinere Schrift für den übrigen Inhalt eines Heftes beibehalten werden. Der zweite Wunsch betrifft die Fortsetzung der Missionszeitung, wie sie in den früheren Quartalheften des Magazins pflegte gegeben zu werden. Auch damit haben wir mit dem gegenwärtigen Hefte begonnen, und hoffen damit, so der Herr hilft, regelmäßig fortzufahren.

Endlich erlauben wir uns, hier unsre Leser auf den neulich erschienenen, ausgezeichneten „Atlas der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel", herausgegeben von Inspektor J. Josenhans, (Preis fl. 2. 20 kr. oder 5 Franken) aufmerksam zu machen. Er enthält elf Karten in dreifachem Farbendruck: Welt-

lag, der den Christen verrieth. Es war Sir Henry Leeke (sprich Lihk), Admiral bei der königlich-brittischen Flotte. Der Andere war ein jüngerer Mann, einer von den schwarzen Söhnen Afrika's, in dessen ausdrucksvollen Zügen und ebenso männlicher als bescheidener Haltung etwas von den Wundern göttlicher Gnade zu lesen war, die aus dem einstigen Heiden und Sklaven eine „neue Kreatur" gemacht hatte. Es war der Missionar Samuel Crowther (sprich Krauther), ein Eingeborener des Yoruba-Landes, einst ein Götzendiener, und von roher grausamer Hand in die Sklaverei verkauft, nun aber ein ordinirter Prediger der Kirche Englands. Als diese Beiden durch eine ebenso merkwürdige als unerwartete Fügung im Vorzimmer des Committeesaales zusammentrafen, da trat erst ein Augenblick gegenseitigen stummen Betrachtens ein; dann eilte Crowther in sichtbarer Bewegung des Gemüths auf den Admiral zu, ergriff seine Hand und rief hastig: „Kennen Sie mich noch?" Und als wenn eine fast verschwundene Erinnerung in dem würdigen Seemann plötzlich wieder lebendig würde, erwiederte er freudig: „Ists möglich? Ja, das ist er!" Und nun folgte ein kurzer, aber aus tiefster Seele strömender Austausch von Gedanken und Erfahrungen, dessen Grundton das Lob der wunderwirkenden Gnade Gottes war.

Die Sache mit diesen Beiden verhielt sich also. Es war im Jahr 1822, daß Sir Henry Leeke als Befehlshaber des königlich-brittischen Kriegsschiffes „Myrmidon" im Golf von Guinea an der westafrikanischen Küste kreuzte, um etwaige Sklavenschiffe aufzufangen. Da geschah es, daß ein portugiesisches Fahrzeug in Sicht kam, das offenbar mit dem Sklavenhandel beschäftigt war. Es ward Jagd auf dasselbe gemacht, und als es gelang, das Schiff einzufangen, da zeigte sichs, daß nicht weniger als 188 unglückliche Schwarze darauf sich befanden, die so eben erst in Lagos geladen worden waren, um sie nach Cuba überzuführen.

---

karte, Afrika, Mittelwestafrika, südliches Woltagebiet, Indien, Südmahratta, Nord-Kanara, Süd-Kanara, Malabar mit den Nilagiri, China und Sinonkreis, mit vielen Specialkärtchen. Er ist wohl das Beste, was von Missionskarten bis jetzt erschienen ist. Auf der zweiten und dritten Karte findet sich das Yorubaland, von welchem obiger Artikel handelt. Wir werden uns in unsrem Missionsmagazin immer wieder auf diesen Atlas beziehen, und sind der Meinung, daß derselbe billiger Weise in den Händen aller unsrer Leser sein sollte.

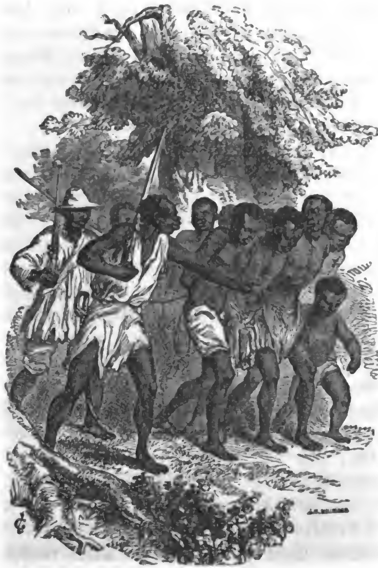
Unter ihnen befand sich Samuel Crowther, damals ein Junge von dreizehn Jahren. Sir Henry Leeke nahm ihn samt einigen andern Negerknaben an Bord seines eigenen Kriegsschiffs, und setzte ihn nach etlichen Monaten als freien Neger in der brittischen Colonie Sierra Leone ans Land. Seitdem waren 29 Jahre dahingegangen; der Admiral und der befreite Negersklave waren sich nicht wieder begegnet. Aber auch ein Zeitraum von mehr als einem Vierteljahrhundert hatte in dem Gedächtniß des dankbaren Afrikaners die Züge seines Befreiers nicht auslöschen können. Oft wenn er über die Wunderführungen Gottes in seinem Leben nachdachte, trat ihm das Bild des edlen Mannes, der das Werkzeug seiner Rettung gewesen war, immer wieder vor die Seele, und als er im Jahr 1841 als Dollmetscher die erste englische Nigerexpedition mitmachte, verweilte er oft mit seinem Blicke auf den englischen Offizieren an Bord des Schiffes „Sudan", und manchmal war es ihm, als könnte er in dem Angesicht des Einen oder Andern unter ihnen die Züge seines Wohlthäters wieder erkennen. Jetzt aber, wo er ihm wirklich gegenüberstand, Auge in Auge und Hand in Hand, und jene Leutseligkeit im Benehmen und jene Güte im Blick seines Auges, die ihm einst an Bord des „Myrmidon" das Herz so ganz gewonnen hatte, wieder erkannte, da drängte sich die Erinnerung an alles das, was in der dazwischenliegenden Zeit der Herr an ihm gethan hatte, mit Macht in sein Gedächtniß, und eine ganze Flut von Empfindungen, die ihn fast überwältigten, wogte durch seine Seele.

Das Zusammensein war kurz, sie mußten nach wenigen Stunden sich aufs Neue die Hand zum Abschied reichen, — der Eine, um den Oberbefehl der indischen Flotte zu übernehmen, der Andere, um zur Arbeit eines Evangelisten in sein afrikanisches Vaterland zurückzukehren.

Wir haben diesen kleinen, aber interessanten Zwischenfall vorne an gestellt, um sogleich bei unsern Lesern den Mann einzuführen, der in der Yoruba-Mission zu so gesegnetem Wirken berufen war. Seine Geschichte aber führt uns gleich von vorneherein das tiefe und herzzerreißende Wehe vor Augen, unter welchem seit Jahrhunderten das unglückliche Afrika seufzt — den Jammer des Sklavenhandels. Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, die Geschichte desselben ausführlicher zu behandeln; wir

behalten uns dieß für ein andermal vor. Es sei genug, zu erwähnen, wie die englische Nation alle Betheilung am Sklavenhandel durch einen der denkwürdigsten Parlamentsbeschlüsse im Jahr 1807 aufgab, nachdem die edelsten Männer, wie Wilberforce, Clarkson und Andere fast ein Vierteljahrhundert lang für die Erreichung dieses Ziels gearbeitet hatten. Aber obgleich für England in Folge dieser großen nationalen That der Sklavenhandel eine Unmöglichkeit geworden war, und obgleich bald darauf mit den übrigen seefahrenden Mächten Verträge zur Abschaffung desselben geschlossen wurden, so gieng doch an der ganzen Westküste von Afrika, in einer Küstenerstreckung von acht bis neunhundert Stunden, der schmachvolle Menschenhandel unter spanischer und portugiesischer Flagge mit unverminderter Lebhaftigkeit fort. Beinahe neunzig Hafenplätze standen den Sklavenschiffen offen, und Tausende und Zehntausende von Schwarzen wurden alljährlich ausgeführt, um die Märkte von Cuba und Brasilien zu versorgen. Ach, wenn die Wände jener scheußlichen Faktoreien und Sklavenbehälter, in denen die Unglücklichen zusammengesperrt und für die Ausfuhr bereit gehalten wurden, erzählen könnten von dem Wehe und Jammer, von der Grausamkeit und Verzweiflung, deren Zeuge sie waren, wahrlich, es würde sich wohl kaum in den Jahrbüchern der ganzen Weltgeschichte ein dunkleres, schwärzeres Blatt finden.

Afrika ist durch den Sklavenhandel Eine weite Gräuelstätte der Verwüstung, des Elends und des Verbrechens geworden. Wie viele Menschenleben giengen zu Grunde beim Einfangen der Unglücklichen, beim eilfertigen Marsch durch die Wüste bis zur Küste, und zwar unter der Glut einer afrikanischen Sonne bei oft fürchterlichem Mangel am nöthigen Wasser, und endlich während der Wartezeit an den Küstenorten, wo Hunger, Krankheit, Heimweh und Verzweiflung ihre Opfer schaarenweise wegraffte! Wer aber diese Leiden lebend überstanden hatte, der gieng nur noch größeren Qualen entgegen, wenn er für Wochen und Monate in die niedrigen Schiffsbehälter mit Hunderten seiner Unglücksgefährten zusammengepackt wurde. Es ist fast kaum möglich, sich die Schrecknisse einer solchen Ueberfahrt über den Ocean ganz zu vergegenwärtigen: die Seekrankheit, der erstickende Qualm in den engen und niedrigen Behältern, der entsetzliche Durst, die Lebenden an



die Sterbenden und Todten festgekettet, das verzehrende Heimweh, die Angst vor der Zukunft, der Todeskampf der Verzweiflung! „Ich werde," schreibt noch im Jahr 1839 Lord John Russell an den Lord Schatzmeister, als er die Nigerexpedition in Vorschlag brachte, „ich werde zu der Vermuthung gedrängt, daß die Durchschnittszahl der Sklaven, welche in Amerika und Westindien eingeführt werden, jährlich Einmalhunderttausend übersteigt, und diese Schätzung bietet überdieß nur eine sehr unvollkommene Vorstellung dar von dem eigentlichen Umfang des Elends, das dieser scheußliche Handel über seine Opfer bringt. Kein Bericht erzählt von den Tausenden, die während des Landmarsches bis zur Küste, oder während der Ueberfahrt über den atlantischen Ocean zu Grunde gehen; kein Bericht nennt die noch viel zahl-

reicheren Opfer, die bei den Sklavenjagden und Sklavenkriegen fallen, durch welche der Sklavenmarkt mit Waare versehen wird. Das Ganze schließt eine unaufhörlich fortgesetzte Vergeudung von Menschenleben und eine stets wachsende Masse menschlichen Elends in sich, die mit nichts Anderem in der Geschichte der Menschheit zu vergleichen ist."

So gieng dieser schmachvolle Handel, noch dreißig Jahre lang nach seiner Abschaffung durch Großbrittannien, ungemindert fort, die Länder Afrikas verwüstend und die schamlosen Händler wie die unglücklichen Neger herabwürdigend. Allerdings war Sierra Leone zu einer Zufluchts- und Freistätte für diejenigen gemacht worden, die von den englischen Kreuzern den Sklavenschiffen abgejagt und dahin gebracht wurden*); aber diese Hunderte oder Tausende, welche auf diese Weise alljährlich gerettet und frei gemacht wurden, standen doch in einem sehr geringen Verhältniß zu den Massen, die keinen Retter fanden. Jene ganze Küstenstrecke mit Ausnahme von Sierra Leone und Liberia, schien für immer einem hoffnungslosen Elende preisgegeben zu sein. Freiheit, leibliche sowohl als geistige und geistliche, war dort ein unbekannter Name, und das Auge des Erbarmens suchte vergebens einen Hoffnungsstrahl, der eine lichtere Zukunft verhieß. Erst das Jahr 1839, das Jahr der ersten Nigerexpedition, ließ am dunkeln Horizont Westafrikas einen schwachen Morgenschimmer aufleuchten. Der unermüdliche Geist und unbesiegbare Muth etlicher brittischen Christen und Menschenfreunde, und die wohlwollende Theilnahme der Regierung führte theils zur Schließung von Verträgen mit den freundlich gesinnten Stämmen und Häuptlingen am Niger gegen den Sklavenhandel, theils zu einer kräftigeren, energischeren Thätigkeit der Kreuzerflotte, die zur Ausrottung des schändlichen Handels an den Küsten von Westafrika stationirt ist. Dieß Alles, zusammen mit der Arbeit der evangelischen Mission an jenen Küsten, hatte den Erfolg, daß der Handel mit Negern unverkennbar und Schritt für Schritt abnahm. Im Jahr 1851 gab es an der ganzen Küste nur noch drei Häfen, in denen der Sklavenhandel schwunghaft betrieben wurde: Lagos, Porto-Nuovo

*) Blos in den drei Jahren 1835 bis 1837 wurden nicht weniger als 13,000 solche befreite Neger nach Sierra Leone gebracht.

und Whyda, sämmtlich in der Bucht von Benin gelegen. Im Jahr 1853 aber wurde auch Lagos von den brittischen Kriegsschiffen eingenommen und dem Sklavenmarkt und -Handel daselbst ein Ende gemacht. Die Folge davon war, daß auch in Porto-Nuovo und Whyda derselbe gleichfalls aufs äußerste beschränkt wurde. Doch sind wir noch ferne davon, sagen zu können, dieser Schandfleck der Menschheit existire nicht mehr; wir werden später Gelegenheit haben, den gegenwärtigen Stand des Sklavenhandels näher kennen zu lernen.

„Die Wurzel des Sklavenhandels ist in des weißen Mannes Land; denn wenn der weiße Mann nicht kaufen würde, so würde der schwarze Mann nicht verkaufen.“ Das ist die Ausdrucksweise der Eingeborenen Afrika's selbst. Amerika und Westindien begehrt die Waare; die portugiesischen und spanischen Händler finden in diesem Handel ungeheuern Gewinn, so sehr, daß, wenn von drei Schiffsladungen zwei verloren gehen und auch nur Eine glücklich auf den Markt gebracht wird, noch immer hundert Procente gewonnen werden; die eingeborenen Häuptlinge endlich finden im Herbeischaffen der Waare und in ihrem Absatz einen doppelten Reiz. Denn auf der einen Seite liegt für die grausame Natur des heidnischen Despoten, der kein menschliches Gefühl und Erbarmen kennt, ein ungeheurer Reiz in den aufregenden Sklavenkriegen, ein Reiz, wie ihn etwa unter uns der leidenschaftliche Jagdliebhaber fühlt; auf der andern Seite bringt ihm der Verkauf der leichtgewonnenen Waare gerade diejenigen Artikel ein, nach denen er am meisten begierig ist, — Branntwein, Schießpulver und Flinten. So wirken von allen Seiten her die schlimmsten und niedrigsten Leidenschaften der menschlichen Natur zusammen, um diesen schändlichsten Handel zu einem so entsetzlichen Umfang zu steigern. Es ist aber vor Allem das Innere von Afrika, das die Hunderttausende von Sklaven an die Küste liefert. Die Könige von Dahömey haben darin einen traurigen Ruhm erlangt; aber auch sie werden noch übertroffen von den muhamedanischen Fellatahs.

Diese eigenthümliche Nation, die einen so mächtigen Einfluß auf die Geschicke Westafrika's ausgeübt hat, scheint ursprünglich ein Nomadenvolk gewesen zu sein und seine Wohnsitze an den Küsten des mittelländischen Meeres gehabt zu haben; von dort

verdrängt, vielleicht durch die Saracenen, zogen sie sich quer durch die große Sandwüste ins Innere von Afrika zurück und ließen sich im Süden und Westen der Sahara nieder, in einem Landstrich, der Fuladu heißt. In dieser Zufluchtsstätte wohnten sie Jahrhunderte lang als ein harmloses Hirtenvolk, das mit seinen Heerden hin und her zog und bald da bald dort verweilte, je nachdem sich Wasser und Weide fand. Ihre Zahl nahm rasch zu, und während sie der Hauptmasse nach sich ostwärts ausbreiteten und den größten Theil von Sudan besetzten, fanden kleinere Abtheilungen ihren Weg sogar über den Niger bis nach Bussa, Borgu und in den nördlichen Theil des Yoruba-Landes. Sie sind ein von dem Neger durchaus verschiedenes Geschlecht, mit ovaler Gesichtsbildung, feinen Lineamenten, langem Haar und einer Hautfarbe, die zwischen dem Dunkelbraun des Indianers und dem Hellbraun unsrer Zigeuner variirt. Sie sind Muhamedaner; aber Jahrhunderte hindurch scheint unter ihnen jene kriegerische, eroberungssüchtige und grausame Art, die alle Bekenner des Islam bis auf den heutigen Tag kennzeichnet, gleichsam geschlummert zu haben, bis es einem ihrer Häuptlinge, dem Scheich Othmar, oder wie er häufiger genannt wird, Donfodio, gelang, den Geist seines Stammes zu wecken und ihn für Krieg und Eroberung zu entflammen.

Dieser merkwürdige Mann begann damit, daß er, das Nomadenleben verlassend, in Mitten des Buschwalds eine Stadt anlegte, und viele seiner Stammgenossen bewog, sich da fest niederzulassen. Sein nächster Schritt war, eine regelmäßige Militärverfassung unter seinen Anhängern einzuführen. Er theilte und ordnete sein Volk nach Kriegshaufen, setzte jedem Haufen einen Kriegshauptmann vor, und gab jeglicher Abtheilung als Wahrzeichen und Unterpfand künftigen Sieges eine weiße Fahne, bei deren Uebergabe er sie aufrief im Namen „Allahs und seines Propheten" sich zu Krieg und Sieg zu erheben; denn Gott habe ihnen alle Länder und Schätze der „Ungläubigen" gegeben, und wer im Kampfe falle, dem könne das Paradies nicht fehlen. Der Geist des Volkes erwachte. Unter der Führung seines von Kriegslust trunkenen Hauptes erhob es sich zu Thaten großer Tapferkeit, und es schritt rasch und unaufhaltsam von Eroberung zu Eroberung. In Kurzem war ganz Haussa, Cubbi und Yaouri über-

wältigt; Schritt für Schritt ward auch Nufi (auf der Nordseite des Niger) gewonnen, und selbst das mächtige Königreich von Bornu mußte sich, obschon gleichfalls muhamedanisch, für eine Zeitlang vor ihrer Uebermacht beugen.

Von da an bis auf den heutigen Tag sind die Fellatahs die Geißel jener Gebiete von Westafrika gewesen. Ihre Heereszüge waren in beständiger Bewegung; sie durchzogen das Land, erpreßten von den Häuptlingen Tribut, verwüsteten Städte und Dörfer, und schleppten ihre Einwohner hinweg, um sie in die Sklaverei zu verkaufen. Die höchste Gewalt ist in den Händen des Sultans von Sókatu, des „Emir el Mumenin" oder „Oberfeldherr der Gläubigen", und in der Regel leiten die kleineren Sultane oder Statthalter der Provinzen ihre Gewalt von ihm her. Der gegenwärtige Emir ist Ali ben Bello, der directe Nachkomme Danfodio's, des Gründers dieses mächtigen Reiches. Ihre Macht bis an die Seeküste (den Golf von Guinea) auszudehnen, das war von jeher das Streben der Fellatah-Fürsten, und nach Dr. Barth's Berichten gelang es allerdings dem Sultan von Tschamba (in der Nähe des Tschadda-Sees), bei Gelegenheit eines Raubzugs, den er in den Gegenden zwischen seinem eigenen Gebiet und der Bucht von Biafra ausführte, das Ibo-Land nahe an den Mündungen des Niger zu erreichen. Er plünderte das ganze Land aus und legte ihm einen Tribut von „Sklaven, Salz und Kauris (oder Muschelmünze)" auf. Gleichwohl scheint es, als sei die Macht der Fellatahs im Abnehmen. Schon der bekannte Reisende Lander (1830) spricht davon, wie sie eine Stadt im Haussa-Lande nach der andern verlieren, und neuerdings scheint auch das Nufi-Volk seine Unabhängigkeit bis auf einen ziemlichen Grad wieder gewonnen zu haben. Der neueste Reisende aber, Dr. Barth, versichert, daß das Land so verarmt sei, daß der Emir die Kosten seiner Regierung nur durch die schweren Durchgangszölle aufzubringen vermöge, die er von den sein Gebiet durchziehenden Carawanen erpreßt.

Wir müssen aber zurückkehren zu den Tagen ihrer Macht und Blüthe, wo alle Nationen auf der Nord- und Ostseite des Niger ihnen unterworfen waren, und nur etliche wenige Reiche auf dessen Westseite ihrem Anstürmen zu widerstehen vermochten. Das bedeutendste unter den letzteren war das Königreich von Yoruba,

das einwärts von der Bucht von Benin liegt und sich einst in einer Ausdehnung von etwa 80—100 Stunden Länge und Breite erstreckte. Seine Nord- und Nordostgränzen sind das Königreich Borgu, der Niger und ein Theil des Nufi-Landes; das Gebiet von Kakanda und Benin begränzt es im Osten und Südosten; die wilden barbarischen Dahomier lagern an seiner Westseite, während es im Süden nur durch einen schmalen Küstenstreif, der von den Popo's bewohnt ist, vom Meere getrennt wird. Von den Fellatahs durch den breiten schützenden Strom des Niger getrennt, und durch innere Macht stark genug, jeden weniger furchtbaren Feind von seinen Gränzen abzuwehren, genoß Yoruba vergleichungsweise einen Frieden und Wohlstand, von dem die meisten benachbarten Länder nichts wußten. Seine Städte waren zahlreich und stark bevölkert; etliche von den größeren hatten nicht weniger als 60 bis 70,000 Einwohner, und in der Regel waren sie mit einer dreifachen Holz- oder Lehmmauer und außerdem von einem tiefen Graben umgeben. Dörfer mit einer Einwohnerschaft von 3 bis 4000 Seelen waren über das ganze Land gesäet, während Tausende von fleißigen Bauern das ganze Jahr hindurch auf ihren abgesonderten Höfen und Pflanzungen wohnten. Der Boden war ergiebig, das Klima gesund, das Volk fleißig, dabei treu und ehrlich im Charakter, dienstfertig und wohlwollend in seinem Benehmen. Es lebte einfach und bei einem gewissen Wohlstand behaglich. Die verschiedenen Stämme, aus denen es zusammengesetzt war, standen unter der Oberhoheit des Königs, der zu Oyo, nahe am Niger, residirte, und zahlten ihm Steuern; und obgleich Eifersucht oder anderer Zwist gelegentlich zu Reibungen und Kämpfen unter den einzelnen Stämmen führte und für kurze Zeit die innere Ruhe störte, so kam doch nichts vor, das den Bestand des ganzen Reiches ernstlich gefährdet hätte.

Allein dieß Alles wurde anders. Es sind jetzt nahezu fünfzig Jahre, daß eine verhängnißvolle Veränderung eintrat, die durch eine Vereinigung von unheilvollen Umständen herbeigeführt ward.

Im südlichen Theil des Königreiches war ein erbitterter Streit ausgebrochen nicht allein zwischen den verschiedenen Stämmen, sondern auch zwischen den kleineren Verzweigungen dieser Stämme. Ein Streithandel, der auf dem Markt der kleinen Stadt Aponi wegen des Kaufpreises einer unbedeutenden Quantität Pfeffer aus-

gebrochen war, mußte der Funke sein, der eine Flamme entzündete, welche das ganze umliegende Land zu verzehren drohte. Die Städte Ife, Ikidscha, Kesi, die Idschebbus, Owus und viele andere standen bald in Waffen gegen einander, und jetzt zum erstenmal lernten sie von ihren barbarischen Nachbarn, den Fellatahs, ihre unglücklichen Kriegsgefangenen auf den Sklavenmarkt an der Küste zum Verkauf zu schicken.

Im Norden des Landes kam das Unheil aus einer andern Quelle. Dort war es der Ehrgeiz eines jungen Mannes, Namens Afondscha, des Häuptlings von Illorin, der unbeschreiblichen Jammer über das Land brachte. Er hatte gehört von dem Kriegsruhm der Fellatahstädte jenseits des Niger; das ehrgeizige Verlangen nach gleichem Ruhm stieg in seinem Herzen auf. Von solcher unglückseligen Leidenschaft entzündet, lud er einen Fellatahhäuptling, Namens Alimi von Sokatu, und einen andern, Namens Ali von Haussa, zu sich ein, die Regierung mit ihm zu theilen. Das Anerbieten ward begierig angenommen. Die Thüre, die so lange gegen das Eindringen des Unheils verschlossen geblieben war, wurde nun geöffnet, und die Fellatahgeißel machte sich bald auch im Yorubalande fühlbar. Die beiden Häuptlinge, deren Charakter aus dem einzigen Umstand zu erkennen ist, daß der eine von ihnen, Ali, 20,000 Sklaven auf seinen Pflanzungen in Ketten arbeiten ließ, luden ihrerseits ihre eigenen Volksgenossen ein, ihnen ins Yorubaland zu folgen. Damit begann zugleich jene muhamedanische Proselytenmacherei, die kein Mittel der Gewalt und des Betrugs scheute, die Einwohner des unglücklichen Landes zum Islam zu bekehren. Viele Yoruba's ließen sich dazu verleiten. Im Gefolge dieser „Bekehrungen" aber und des ganzen unseligen Einflusses, den die Fremdlinge auf das Yorubavolk ausübten, kamen Raubzüge, Sklavenjagden und unaufhörlicher Streit und Krieg. Allmählig kam es dahin, daß nicht weniger als 20,000 Männer im Lande es zu ihrem einzigen Gewerbe machten, Raubzüge und Sklavenhatzen zu veranstalten. Erst wurden nur einzelne Bauernhöfe überfallen, dann griff man sogar volkreichere Dörfer an und verwüstete sie, bis endlich ganze Städte vor ihnen fielen und Schlächtereien, Brand und Elend das Land erfüllten.

Eine dieser Städte war Oschogun, im westlichen Theil des Landes jenseits der Kong-Berge gelegen. Ihre hölzernen Mauern

hatten einen Umfang von mehr als einer Stunde, und innerhalb derselben wohnte eine Bevölkerung von etwa 12,000 Seelen. Die Leute fühlten sich sicher. Sie waren weit entfernt von den Gegenden, die bisher von der Habsucht und Grausamkeit der Fellatahs gelitten hatten. Sie hatten keine Ahnung von einem bevorstehenden Ueberfall, und sollte auch ein Feind sich nahen, so waren ja ihre Mauern stark, ihre Männer tapfer, — was hatten sie da zu fürchten? Aber sie sollten nur allzu schmerzlich enttäuscht werden. Eines Morgens im Frühling 1821 waren die Bewohner der Stadt wie gewöhnlich in Friede und Sicherheit von ihren Lagern aufgestanden, die Frauen bereiteten das Frühstück, die Männer giengen ihren verschiedenen Beschäftigungen nach, die Kinder spielten in harmloser Lust, — als plötzlich der Ruf erscholl: „die Muhamedaner kommen!" Die Männer liefen nach den Wällen und hießen ihre Weiber und Kinder nach dem Buschwald fliehen. Es war zu spät! So trefflich hatte der Feind seine Anordnungen getroffen, daß, ehe Jemand entfliehen konnte, schon die Thore in seiner Gewalt waren. Die Männer fochten wie Helden — aber vergebens! Sie erlagen der Uebermacht. Die feindlichen Kriegsschaaren drangen in die Stadt, steckten die Wohnungen in Brand, banden diejenigen mit Ketten zusammen, deren Verkauf Gewinn versprach, und metzelten die Uebrigen nieder. Die gleiche Sonne, die in tropischer Pracht über der blühenden, geschäftigen Stadt Oschogun aufgegangen war, goß am Abend ihre scheidenden Strahlen über einen rauchenden Schutthaufen, in welchem halbverbrannte Leichen zu Hunderten umherlagen. Welche menschliche Feder aber vermöchte das Jammergeschrei und das Stöhnen der Verzweiflung zu schildern, das in der darauf folgenden Nacht zu den Ohren des Herrn Zebaoth hinaufdrang aus der Mitte der vielen Wittwen und Waisen, die wie eine Heerde Schaafe von ihrer geliebten Heimath hinweggetrieben wurden!

Unter den letzteren war ein Knabe von zwölf Jahren, Adschai mit Namen, der mit seiner Mutter und seinen Schwestern in Ketten hinweggeführt und in die Sklaverei verkauft wurde. Von Ort zu Ort geschleppt, verkauft und wieder verkauft, unter fast unerträglichen Leiden und Trübsalen Leibes und der Seele, ward er endlich im Jahr 1822 mit 187 andern Unglücksgenossen in der Küstenstadt Lagos auf ein portugiesisches Sklavenschiff geladen, um, wie es

schien, noch größeren Leiden entgegen zu gehen. Allein über dem Knaben war ein Auge offen, das nicht schläft noch schlummert. Der Vater war ihm erschlagen, die Mutter von seiner Seite gerissen, aber ein Vaterherz, wie es keines auf Erden gibt, erbarmte sich sein und hatte ihn längst ausersehen, um aus ihm eines der herrlichsten Denkmale göttlicher Barmherzigkeit und ein Gefäß seiner Ehre zu machen. Schon am Abend nach seiner Einschiffung fiel das Fahrzeug zwei englischen Kreuzern in die Hand und ward von ihnen genommen. Für den Augenblick freilich brachte dieses Ereigniß noch größere Verzweiflung über die unglücklichen Schwarzen; denn die portugiesischen Händler hatten diesen einfältigen Söhnen Afrika's die Meinung beizubringen gewußt, daß die Engländer nur deshalb den Sklavenschiffen auflauern, um mit dem Blut der Neger ihre Uniformen scharlachroth zu färben, mittelst ihres Fleisches aber als wie mit einem Köder die Muschelkauris (das Negergeld) aus der Tiefe des Meeres heraufzufischen! Adschai und einige andere Knaben wurden an Bord eines der englischen Kriegsschiffe gebracht; welches Entsetzen aber ergriff sie, als sie auf dem Verdeck einen Haufen Kanonenkugeln aufgeschichtet sahen, die sie für nichts anderes als für die Köpfe ihrer Unglücksgenossen hielten, während etliche zum Trocknen aufgehängte Lendenstücke von Schlachtvieh ihnen als Körpertheile ihrer geschlachteten Landsleute erschienen. Doch dieser Schrecken gieng bald vorüber, und wenn wir unsern Lesern sagen, daß das Schiff, auf dem der arme Junge sich befand, der „Myrmidon", und dessen Befehlshaber der nachmalige Admiral Leeke war, so werden sie ohne Schwierigkeit in Adschai unsern Samuel Crowther wieder erkennen.

Wir verfolgen seine speciellen Führungen nicht näher, da sie den Lesern der früheren Jahrgänge des Missions-Magazins bereits bekannt sind. Es sei genug zu sagen, daß Adschai nach seiner Ankunft in Sierra Leone unter die Pflege eines europäischen Katechisten und seiner Frau gestellt wurde, der an ihm alle väterliche Güte und Treue bewies; daß er wie an Jahren, so auch an Gnade bei Gott und Menschen wuchs, getauft ward, und zuerst Zögling, dann Lehrer in dem Fourahbay-Institut in Sierra Leone wurde, in welchem eingeborene Jünglinge zu Lehrern und Evangelisten erzogen werden. Kehren wir wieder zum unglücklichen Yorubalande zurück.

Jahre giengen dahin, aber Friede und Wohlstand kehrte nicht wieder. Die Fellatahs hatten noch immer die Oberhand; die Sklavenkriege dauerten fort, der König von Yoruba, aus seiner Hauptstadt vertrieben, war genöthigt, seinen Aufenthalt in der Stadt Aggo-Odscha zu nehmen. Das ganze Land war in Zerrüttung und Auflösung, und die untergeordneten Häuptlinge, die zum größten Theil ihrem bisherigen Oberherrn den Gehorsam aufgekündigt hatten, ließen diesem nichts übrig als einen kleinen Theil seines früheren Reichs — das eigentliche Yoruba im engeren Sinne. Adschai's Mutterstadt wurde, wie so viele andere Ortschaften, wieder aufgebaut und wieder zerstört; jetzt aber ist keine Spur mehr von dem einst so blühenden Oschogun übrig. Große Landstrecken' waren entvölkert, das Land blieb unbebaut; wo einst wogende Kornfelder und schöne Yamspflanzungen das Auge erfreuten, da stand dichter Buschwald und undurchdringliches Dickicht. Das Geplapper des Affen und das kreischende Geschrei des Papagei trat an die Stelle des muntern Tones menschlicher Geschäftigkeit, während das dröhnende Brüllen des Löwen, dieses Königs des Waldes, verkündete, daß er sein altes Recht an diese Reviere wieder an sich gerissen habe.

Und doch war bereits die rettende Hand der Gnade über Yoruba ausgereckt und im Rath der ewigen Wächter war beschlossen: „Es soll leben!" Während Land und Volk immer tiefer und tiefer in Finsterniß und Elend hinabsank, bereitete der Gott aller Gnade still und leise den Weg, auf welchem der Aufgang aus der Höhe es besuchen und die Füße vieler seiner Kinder zum Frieden lenken sollte. Wie das zugegangen, und welche Mittel dabei die ewige Weisheit gebraucht hat, das wollen wir nun zu zeigen versuchen.

---

2. Die Gründung von Abbeokuta.

Wenn für das unglückliche Yorubavolk noch ein Tag geistlicher Rettung, ein Tag des ewigen unvergänglichen Heils kommen sollte, so mußte es vor Allem vor der völligen nationalen Auflösung und Vernichtung bewahrt, die zerstreuten Glieder des schwergeprüften Volkes mußten wieder zu einem einheitlichen

Ganzen vereinigt werden. Der Weg aber, auf welchem die über diesem Volke waltende Wahl und Vorsehung Gottes solches zu Stande brachte, bietet eines der schönsten und lebensvollsten Bilder aus der Geschichte der westafrikanischen Nationen unserm Blicke dar.

Im südwestlichen Theil des Yorubalandes, mitten unter zerstreut liegenden Felsblöcken, erhebt sich nahe am östlichen Ufer des Flusses Ogun auf einem kleinen Erdhügel ein ungestalter mächtiger Porphyrblock, von den Eingeborenen Olumo d. h. „Ort des Verbergens“ genannt, weil er in den Jahren allgemeiner Unsicherheit das Versteck von Räubern und Wegelagerern war. Der oberste Theil besteht aus großen, unregelmäßigen Steinmassen, welche die seltsamsten Formen und Umrisse darstellen. An einer Stelle nun bildet der Zwischenraum, den jene Steingebilde offen lassen, eine niedrige, aber tief hinein gehende Höhle, die eine beträchtliche Anzahl Menschen zu fassen im Stande ist. Kurze Zeit vor dem Jahr 1825 war diese Höhle, wahrscheinlich weil die Einsamkeit und Verwüstung der ganzen Umgegend für die Räuber keinen Reiz mehr darbot, von diesen verlassen worden, und so geschah es, daß dieselbe im genannten Jahr die Zufluchtstätte wurde für etliche arme Leute, die der erbarmungslosen Hand der Sklavenjäger entkommen waren und keinen anderen Rettungsort finden konnten. Bald schlossen sich noch Andere an, die gleich ihnen von Haus und Hof vertrieben waren, und da wohnten sie nun, in Sicherheit zwar, aber unter unzähligen Entbehrungen und Mühsalen beisammen. Oft kehrte bitterer Hunger und Mangel bei ihnen ein, und die Noth trieb sie, sich von Wurzeln oder den Blättern des wilden Pfefferstrauchs oder wohl auch von einem Vogel oder anderem Gewild zu nähren, das in ihren Bereich kam. Endlich wagten es Etliche der Keckeren, den Fluß zu überschreiten, der zu ihren Füßen dahin wogte, um in einem der weitab liegenden Dörfer ein wenig Saatkorn sich zu erbetteln; und nun begann der Anbau des fruchtbaren Bodens, der zwischen ihren Felshügeln lag.

Mittlerweile nahm die Verwüstung des umherliegenden Landes durch die Fellatahs rasch überhand. Eine Stadt nach der andern ward überfallen und zerstört, und die Einwohner in die Sklaverei geführt, während die Wenigen, die etwa so glücklich waren, dem allgemeinen Elend zu entrinnen, flüchtig umher irrten, um eine

Zufluchtstätte zu suchen. Bald wurde die Aufmerksamkeit des Einen und des Andern auf den Fels Olumo gelenkt, und allmählig siedelte sich ein schwaches kleines Häuflein dieser Flüchtlinge unter den Felshügeln an. Der Buschwald mußte den menschlichen Wohnungen, die sich eine um die andere erhoben, Raum machen. Die verschiedenen Parthieen ließen sich, sowie sie kamen, in abgesonderten kleinen Gemeinwesen nieder, jedes unter seinen eigenen Ordnungen und Gesetzen, mit seinem eigenen Häuptling und Richter, seinem eigenen Kriegshauptmann und seinem besonderen Rathhaus, und jedes liebte es, der Stätte, da es sich niedergelassen, den Namen der Stadt oder des Dorfes zu geben, woraus es so grausam vertrieben worden war. Dem Ganzen gaben sie den Namen Abbeokuta d. h. „unter dem Fels", theils mit Beziehung auf den Fels Olumo und die darauf befindliche Höhle, welche den ersten Flüchtlingen eine Rettungsherberge gewesen war, theils weil die meisten kleinen Häuflein sich auf oder unter irgend einem der umher liegenden Felshügel angebaut hatten. Frischer Zuwachs kam von Zeit zu Zeit hinzu, bis die zersprengten Reste von nicht weniger als hundert und dreißig Städten eine Zuflucht in Abbeokuta gefunden hatten; und an der Stelle, wo noch vor 35 Jahren eine Räuberhöhle die einzige menschliche Wohnung gewesen war, breitet sich jetzt eine mächtige, umfangsreiche Stadt aus mit nicht weniger als achtzig- bis hunderttausend Einwohnern. Die abgesonderten Gemeinwesen sind zwar in Betreff ihrer bürgerlichen Einrichtung bis auf den heutigen Tag, gleich den Tribus des alten Rom, streng von einander geschieden; aber keine äußere Scheidewand, weder eine natürliche, noch eine künstliche, trennt sie von einander, und gleichwie das Ganze von Einer gemeinsamen Mauer, die sich in einem Umkreis von fünf Stunden ausdehnt, wie von einem Band des Friedens umgürtet ist, so fangen auch die verschiedenen Gemeinden immer mehr zu Einem organischen Gemeinwesen zu verwachsen an. Dieß ist unter heidnischen Volksstämmen, die in so nahe Berührung mit einander gebracht sind, eine ebenso auffallende als seltene Erscheinung, und in der That, selbst der Umstand, daß sie Alle zu dem Egba-Zweig des großen Yorubavolkes gehören, ist nicht hinreichend, diese Erscheinung zu erklären. Es ist vielmehr auch hier eine höhere Hand, die mächtig ordnend eingriff und das natürlich Widerstrebende friedlich zu-

sammenbindet, damit die Zwecke der göttlichen Liebe und Weisheit erreicht würden.

Im Anfang war es unzweifelhaft das freudige Gefühl gleicher Rettung und das Allen inne wohnende Bewußtsein der gemeinsamen Gefahr, was jede Eifersucht und jeden Zank zwischen den verschiedenen Gemeinden der Stadt niederhielt. Aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß in dem Maaße, als das Gefühl der Sicherheit zurückkehrte, auch die alten Eifersüchteleien wieder erwacht und der Anlaß zu verhängnißvollen Reibungen geworden wären, hätte nicht Gott ums Jahr 1829 in ihrer Mitte einen Mann erweckt, dem es durch seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kraft gelang, diese verschiedenartigen, zum Theil widerstrebenden Elemente zu einem festen, starken, einheitlichen Ganzen zusammen zu knüpfen. Es war dieß Schödeke, Häuptling der Stadtgemeinde Ake. Er war ein Mann von überlegenem Geist; weise im Rath und tapfer im Krieg gewann er nach und nach das Uebergewicht über alle die andern Häuptlinge, — ein Uebergewicht, das er statt zur Mehrung seiner eigenen Macht, vielmehr zum Wohl des ganzen Gemeinwesens benützte. Er veranlaßte die verschiedenen Gemeinden der Stadt, alle Angelegenheiten von gemeinsamem Interesse in einer gemeinschaftlichen öffentlichen Rathsversammlung zu verhandeln, die aus sämmtlichen Ogbonis oder bürgerlichen Häuptlingen, und aus sämmtlichen Baloguns oder Kriegshauptleuten der einzelnen Gemeinden zusammengesetzt sein sollte. Dieser Generalrath, wenn wir es so nennen dürfen, kam zu Stande und wurde allezeit in Ake, dem Stadtquartier Schödeke's, gehalten; und es ist ein Beweis für die Achtung, mit der sein Andenken jetzt noch bewahrt wird, daß diese allgemeine Rathversammlung noch immer in Ake gehalten wird, obgleich Schödeke gestorben ist und der Häuptling einer anderen Stadtgemeinde den Vorsitz führt. So wurden die auseinander gehenden Interessen der einzelnen Stadtgemeinden glücklich in Eins verschmolzen, und die Männer von Owu und Kesi und Ikidscha haben gelernt, ihren früheren Groll zu vergessen und neben einander in Fried' und Einigkeit zu wohnen.

Ihre Eintracht war ihre Kraft. Mehr als einmal waren sie den Ueberfällen der Idschebbu's und anderer feindlicher Nachbarn, und vor wenigen Jahren erst dem furchtbaren Angriff des Königs

von Dahomey*) ausgesetzt; aber sie haben bewiesen, daß sie durch ihre Einigkeit stark genug waren, sie Alle zurückzuweisen; oder sagen wir lieber: Der, der über Abbeokuta Gedanken des Friedens hatte, war selbst eine feurige Mauer um sie her und hielt über sie den Schild seiner Allmacht und Gnade.

Freilich, wie wenig hatten diese Egba's eine Ahnung davon, wer es war, der in den Tagen ihrer angstvollen Flucht ihre Schritte nach dieser Stätte gelenkt, und hernach die Herzen Aller freundlich zu einander geneigt hat. Die Höhle des Olumofelsen konnte ihnen nicht reden von dem besseren „Ort des Verbergens", wo man vor viel größerer Gefahr auf ewig gesichert ist; die Granitfelsen, um welche her sie sich ansiedelten, erinnerten sie nicht an den „Fels der Ewigkeit", der dem Volke Gottes eine Zufluchtstätte des Heils für Zeit und Ewigkeit ist; der Ogun, dessen klare Wasser vor ihren Augen durch die Ebene strömten, brachte ihnen keine Kunde von dem „Wasser des Lebens", das allen Durst allein und ewiglich stillt. Gott pflegt seine großen Heils- und Liebesabsichten oft lange in tiefe Dunkelheit zu hüllen, und den Blinden auf einem Wege zu leiten, den er nicht kennt, bis die Stunde kommt, wo der ganze Zusammenhang seiner Führungen in ihrer vollen anbetungswürdigen Weisheit und Herrlichkeit offenbar wird.

---

3. Die Rückkehr ins Vaterland.

Verlassen wir für einige Augenblicke die Stadt Abbeokuta, wie sie am Ufer des Ogun in Friede und Sicherheit ruht, und wenden uns nach einer andern Küstengegend Westafrika's, um einen Blick zu thun in die geheimnißvolle Werkstatt Gottes, wo er die Rettungswerkzeuge für das Yorubaland zubereitete.

Wenn man von der Bucht von Benin aus, innerhalb welcher das Yorubaland sich ausbreitet, sich an der Küste hin nach Westen zu wendet bis zu der Stelle, wo der Westrand Afrika's sich wieder nordwärts zieht, so trifft man eben an dieser Ecke auf die brittische Colonie von Sierra Leone. Hier ist es, wohin bekanntlich

*) Vgl. Miss.-Mag. 1857. S. 59.

seit vielen Jahrzehnten ein großer Theil der befreiten Negersklaven gebracht wird, die durch die englischen Kreuzer den Sklavenschiffen entrissen worden, und wo sich nun unter dem Schutz Englands ein blühender Staat von freien Negern aus allen Stämmen Westafrika's entwickelt hat. Hier ist es auch, wo die Mission nach langen, furchtbar schweren Trübsalen ihre schönsten und herrlichsten Siege errungen hat. Viele unserer deutschen, in Basel gebildeten Brüder sind dort nach mühevoller Arbeit, neben ihren englischen Mitgenossen am Werk, in ein frühes Grab gesunken.

Es wurden Viele ausgesä't,
Als wären sie verloren;
Auf ihren Beeten aber steht:
„Das ist die Saat der Mohren!"

Ja, aus dieser Saat ist eine reiche, große Ernte hervorgegangen. Tausende von den tiefverkommenen, leiblich und geistig geknechteten Negern, die hier von allen Enden und Orten sich sammelten, fanden hier durch die Predigt des Evangeliums neben der leiblichen auch die rechte innere Freiheit, die nur der Sohn Gottes zu geben vermag, und wurden aus einem götzendienerischen, sittlichversunkenen Geschlecht ein Volk des Herrn, das ihm dienet in heiligem Schmuck. Und dieses selbe Evangelium, das zuerst die Herzen und Gewissen reinigt, frei macht und beseligt, ist ja zugleich die geheimnißvolle Kraft, welche alle übrigen Kräfte der Menschennatur aus ihrem Schlummer weckt und in gesunde, heilsame Thätigkeit bringt. So gieng es auch mit jenen Söhnen Afrika's, die in Sklavenketten und stumpfer Apathie den Boden der Colonie betreten hatten. Aus ihnen ist ein Staat von freien, intelligenten, unabhängigen und unternehmenden Männern erwachsen, die in Rath und That, in Handel und Gewerbe, in Bildung und Sitte um nichts hinter dem bestgeordneten Gemeinwesen Europa's zurückstehen.

Dieser Fortschritt war am augenfälligsten und überraschendsten unter denjenigen Negern, die aus dem Yoruba-Lande stammten, und von denen Viele seit ihrer Verpflanzung nach Sierra Leone sich nach und nach hier eine ebenso angenehme als durchaus unabhängige Existenz schufen. Ja im Jahr 1839 finden wir Etliche von ihnen damit beschäftigt, ihr kleines Capital, das sie durch Fleiß sich erworben, zusammenzuschießen zur Gründung eines

Küstenhandels, den sie mit denselben Gegenden zu unternehmen gedachten, von wo sie wenige Jahre zuvor als gefesselte Sklaven verschifft worden waren. Sie kauften der Regierung eines der kleineren Fahrzeuge ab, die einst dem Sklavenhandel geweiht, durch die Kreuzerschiffe aber den Sklavenhändlern abgenommen worden waren, befrachteten es mit europäischen, sowie mit Sierra Leone Waaren, nahmen Matrosen in Sold, die gleich ihnen selbst nichts anderes als befreite Negersklaven waren (der Obersteuermann war der einzige Weiße an Bord) und sandten es, vertrauend auf den Schutz der brittischen Kreuzerschiffe, auf Handel aus nach Badägry, der großen Stadt an der Bucht von Benin. Was für ein herzergreifendes Gemälde stellt sich uns hierin vor Augen! Ein Fahrzeug, dessen Fracht einst Sklaven gewesen waren, ist nun mit ehrlichen Handelswaaren beladen und mit Matrosen aus eben den Leuten bemannt, deren Leiber einst seine Ladung gebildet hatten, und steuert nun auf ehrlichem Pfade nach denselben Gestaden, von wo es einst, belastet mit dem Fluch und den Thränen Afrika's, abgefahren war. Gottes Segen, Gottes reichster Segen ruhe auf der Colonie Sierra Leone, und auf der Nation, unter deren Schutz und Pflege sie das geworden ist, was sie ist!

Das Unternehmen gelang vortrefflich; die rührigen Handelsleute wurden zu Badägry gut aufgenommen, setzten ihre Waaren leicht und vortheilhaft ab und kehrten mit einer Ladung von Palmöl und andern Landesproducten wieder nach Sierra Leone zurück. Dieß ermuthigte Andere ihrer Landsleute, diesem Beispiel zu folgen; zwei andere ähnliche Fahrzeuge wurden, gleich dem ersten, der Regierung abgekauft, bemannt und befrachtet, und es dauerte nicht lange, so begann zwischen Sierra Leone und Badägry ein kleiner, aber lebhafter Handelsverkehr, in dessen Gefolge der Wohlstand und sogar der Reichthum der Neger-Colonie immer rascher emporblühte.

Es wäre seltsam und verwunderlich, wenn in jener Zeit nicht in Vielen dieser befreiten Neger der Gedanke erwacht wäre, bleibend in das Land zurückzukehren, aus dem sie einst eine grausame Hand gewaltsam hinweggerissen hatte. Wohnt doch im Neger eine tiefe, kaum vertilgbare Liebe zum „Mutterhaus“, wie er das Land seiner Geburt zu nennen pflegt, und meist ist nur jene neue höhere, nicht der Natur angehörige, sondern aus der Gnade ge-

zeugte Liebe im Stande, das Heimweh nach dem natürlichen Mutterhaus zu überwinden und ihn an ein Land zu fesseln, das ihm in höherem Sinne zu einer Geburtsstätte und einem Mutterhaus geworden ist. Die Wahrheit dieser Bemerkung zeigte sich in besonders augenfälliger Weise unter den Negern von Sierra Leone. In denjenigen unter ihnen, die am unberührtesten blieben von den Einflüssen des evangelischen Unterrichts, ja denen das Wort vom Kreuze eine Thorheit und ein Aergerniß wurde, erwachte der Wandertrieb nach der alten Heimath zuerst. Sie fühlten sich, so wenig Zwang ihnen auch in Betreff ihrer religiösen Ueberzeugung angethan ward, dennoch beengt in dem christlich geordneten Gemeinwesen der Colonie; das Licht that ihrem kranken Auge wehe, sie sehnten sich zurück nach der Finsterniß ihres alten Götzenwesens. Und so mächtig wirkte einestheils der natürliche Zug nach der Heimath, anderntheils der Widerwille gegen den christlichen Einfluß, daß bei ihnen die Gefahr, die die Heimkehr nothwendig in sich schloß, gar nicht in Betracht kam. Und doch war diese Gefahr nicht unbedeutend. Denn wer bürgte ihnen dafür, daß sie, wenn sie auch sicher die heimathliche Küste erreichten, nicht auf der Reise landeinwärts aufs Neue den Sklavenjägern in die Hände fielen, und aufs Neue das jammervolle Loos erfahren mußten, übers Meer in die Sklaverei verkauft zu werden? Aber der Zug nach der Heimath war stärker als die Furcht vor der Gefahr, und so brach eine Schaar um die andere auf, um zu den Ihrigen zurückzukehren.

Aber auch diejenigen Colonisten, in deren Herzen eine Liebe zum Evangelium erwacht war, und die den Werth christlicher Gemeinschaft schätzen gelernt hatten, konnten von dieser allgemeinen Bewegung nicht unberührt bleiben. Wenn sie eine Abtheilung ihrer Landsleute um die andere unter lautem Jubel von Sierra Leone abfahren und der unvergeßlichen Heimath zusteuern sahen, und wenn sie dann dem Einen oder dem Andern Grüße an die Ihrigen aufgaben, so brach ihnen doch wohl auch das Herz, und in Manchem reifte da der Entschluß, gleichfalls in sein Vaterland zurückzukehren. Wohl fühlten sie dann das ganze Gewicht der Frage, ob sie auch ohne den Genuß christlicher Pflege, auch ohne den Segen der Gottesdienste und anderer Gnadenmittel im Stande sein werden, der Versuchung und dem Einfluß des Heidenthums

zu widerstehen und an Christo festzuhalten; aber sie suchten sich damit zu trösten, daß sie ja unter sich Gottesdienst halten könnten, ja daß sie sogar schuldig seien, den Ihrigen von dem Heiland der Sünder zu erzählen, in dessen Gemeinschaft sie selbst das Heil gefunden hatten. Auch unterließen sie nicht, vor ihre geliebten Lehrer die dringende Bitte zu bringen, daß wenigstens Einer von ihnen bald ihnen nachfolgen möchte.

So kam es, daß zwischen den Jahren 1839 und 1842 nicht weniger als 500 Neger, größtentheils Yoruba-Leute, die Colonie Sierra Leone verließen, um in ihr Vaterland zurückzukehren. Ein Theil von ihnen landete bei Lagos, der Stadt an der Mündung des Ogunflusses, weil von hier aus der Weg nach Abbeokuta der nächste und wenigst beschwerliche war; aber sie hatten bald genug Ursache, diesen Schritt zu bereuen. Lagos ist zu einem großen Theil von Popo's bewohnt, deren natürliche Wildheit und Gefühllosigkeit noch gesteigert worden ist durch den beständigen Verkehr mit den Sklavenhändlern. Man hätte freilich erwarten sollen, daß der bloße Anblick dieser heimkehrenden befreiten Negersklaven und die rührenden Erzählungen von ihren wunderbaren Schicksalen auch das härteste Heidenherz gerührt und freundlich gestimmt hätten; aber eben das gehört mit zu den entsetzlichen Wirkungen des Sklavenhandels, daß er in denen, die damit zu thun haben, jedes edlere Gefühl nach und nach erstickt und das Herz mit einer wahren Eiskruste überzieht. So war es auch hier. Die mancherlei Habe, welche die Einwanderer mit sich brachten, reizte die Habgier der Häuptlinge und des Volks, und so oft wieder eine Abtheilung ans Land trat, so wurde dieselbe sofort all' ihres Eigenthums beraubt, die Kleider ausgenommen, die sie auf dem Leibe trugen, und so mußten sie meist ohne Geld und ohne Lebensmittel eine viertägige Landreise antreten, die sie großentheils durch nichts als Einöde führte. Sie sollten, rief man ihnen höhnend nach, froh sein, daß man nicht sie selbst festgenommen und verkauft habe.

Weit besser gieng es denen, die die schwierigere, aber sicherere Route über Badagry wählten. Obgleich auch diese Stadt ein Hauptstapelplatz für den Sklavenhandel und hauptsächlich von Popo's bewohnt war, so ist doch ein eigenes Quartier derselben von Yoruba-Leuten besetzt, und diese, sowie ihr Häuptling Wawu,

ein gutherziger und freundlich gesinnter Popo-Mann, hießen ihre Landsleute freudig willkommen, veranlaßten Einige, sich unter ihnen niederzulassen, und waren den Uebrigen auf alle Weise behülflich, ihre Reise ins Innere fortzusetzen. So waren schon vor 1842 von Sierra Leone her nahezu 300 dieser befreiten Yoruba-Neger in Badagry angekommen, von denen die Meisten nach Abbeokuta weiterzogen. Sie kamen in der Regel in Parthieen von fünfzig oder sechszig mit den Handelsschiffen an, — Leute jedes Alters und Geschlechts, Etliche dem Bekenntniß nach Christen, Andere noch immer Heiden, Alle aber von den süßesten Hoffnungen und Erwartungen beseelt. Keiner war mit der Straße bekannt, die sie landeinwärts zu wandern hatten; denn entweder waren sie zu der Zeit, da sie in Sklavenketten an die Küste herabgeschleppt wurden, zu jung gewesen, als daß sie sich des Wegs jetzt noch hätten erinnern können; oder man hatte sie, wie das gewöhnlich war, auf weiten Umwegen herabgeführt. Aber der allgemeine Charakter der Landschaft, die Vögel, die Blumen, die Luft selbst, die sie athmeten, das Alles mußte die süßesten Erinnerungen ihrer Kindheit wieder erwecken und ein unaussprechliches, lang vermißtes Heimathsgefühl in Aller Herzen wach rufen. Anfangs gieng der Weg Stundenweit über flachen, angeschwemmten, zum Theil sumpfigen Boden, während jeweilen der fast undurchdringliche dichte Buschwald nur einen schmalen Fußpfad offen ließ, auf welchem Einer hinter dem Andern in langer Linie dahinzog. Endlich aber machte dieses unerquickliche Flachland einem wellenförmigen, reizenden Landstrich Platz. Die Hügel und Thalgründe schimmerten und dufteten von der Pracht einer tropischen Blumenwelt, während die schlanken Palmen majestätisch darüber schwankten, und da und dort ein breitästiger, dichtbelaubter Baum oder eine klare Wasserquelle zum Ausruhen einlud.

Aber freilich die Hand des Verderbers hatte hier furchtbar gehaust und über den reizenden Anblick einen düstern unheimlichen Schleier gebreitet. Der unbebaute Boden, die in Schutt und Trümmer liegenden Städte und Dörfer, deren sie während einer einzigen Tageswanderung nicht weniger als zwanzig zählen konnten, zeugten von den verheerenden Sklavenkriegen, die über dieß unglückliche Land gegangen waren, und die schöne Kokospalme, die Banane und der Brotfruchtbaum, die ihre reichen Früchte ein-

sam und für Niemand trugen, bildeten einen traurigen Contrast mit den öden Ruinen, aus deren Mitte sie emporragten.

Je mehr sie sich aber Abbeokuta näherten, desto mehr änderte sich die Physiognomie des Landes. Bebaute Felder fiengen an sich zu zeigen; wallende Korn- und Maisfelder wechselten mit üppigen Weiden, auf denen Rinder, Schafe und Ziegen grasten; da und dort standen freundliche Bauernhöfe und Weiler, um welche her Tauben und anderes Geflügel ihr munteres Wesen trieben, während die fleißigen Bewohner emsig mit ihrer Feldarbeit beschäftigt waren. Nach und nach erweiterte sich der Fußpfad zur ordentlichen Straße; die zahlreichen Fußgänger, die ihnen begegneten, kündigten die Nähe der Hauptstadt an; schon sah man aus der Ferne die seltsam geformten Felsenhügel, die über das östliche Quartier von Abbeokuta emporragen, und an der Linie von üppigem Pflanzenwuchs konnte man den Lauf des Ogunflusses verfolgen. Wie mochten die Herzen klopfen und jedes Auge sich anstrengen, um den ersten Anblick der lang ersehnten heimathlichen Stätte zu gewinnen!

Siehe, da lag sie endlich vor Aller Augen, die weitausgedehnte, volkreiche Stadt mit ihrer reizenden Lage, von der alle Reisenden mit nicht genug Bewunderung zu erzählen wissen! Da lag sie mitten unter den Granitfelsen an der Seite des klaren, wasserreichen Ogun; da lagen die Hütten, sich anschmiegend an die Felsenhügel oder an den Abhängen sich emporziehend; da lagen die Wohnungen ihrer Väter und Brüder, bald gruppenweise zusammengedrängt, bald einzeln unter schattenreichen, üppigen Baumpartien zerstreut! Dort waren die Strohdächer halb verdeckt von den überhangenden Orangen; hier breitete die Schirmpalme ihr anmuthiges Blätterdach weit aus, und da drüben überragte alle andern eine Gruppe von hochgewachsenen Baumwollenbäumen. Und über Hütten und Bäume erhoben sich die nackten Felsblöcke, unter denen das Auge vor Allen jenen breiten Porphyrfels aufsuchte, der die Höhle „Olumo" in sich beherbergt.

Das Alles that sich vor den Augen der neuen Ankömmlinge mit Einem Male auf, und unwillkührlich wird man an die herrlichen Strophen Tasso's erinnert, wo er die Ankunft des Kreuzfahrerheeres vor Jerusalem und das erste Sichtbarwerden der heiligen Stadt schildert:

Ein Jeder trägt an Herz und Füßen Flügel,
Und weiß doch selbst nicht, daß er rascher eilt!
Ein erster Strahl beleuchtet schon die Hügel,
Die Dämm'rung wird vom Sonnenglanz zertheilt!

Da sieh! Jerusalem! Da, Zions Höhen!
Sieh da Jerusalem! Jerusalem!...
Ein Jeder zeigt's dem Andern, und vergessen
Sind Müh und Noth des Wegs, den sie durchmessen!

Aber freilich Gedanken ganz anderer Art, als wie sie das Heer der Kreuzfahrer beseelten, erfüllten die Gemüther unserer Pilgrime. Wohl mochte auch in manchem dieser Herzen eine Hoffnung künftiger Eroberung und glorreichen Sieges bei dem Anblick dieser großen Heidenstadt erwacht sein; aber nicht eines Sieges über leibliche Feinde, sondern über Götzendienst und Sünde; nicht einer Eroberung, die das Grab des Erlösers zum Ziele hat, sondern bei der es sich um das Reich dessen handelt, der da ist die Auferstehung und das Leben. Wie dem aber auch sei, — Eines bewegte Aller Herzen, das war die leise Hoffnung, Väter oder Mütter, Brüder oder Schwestern wieder zu finden, von deren Seite sie einst so grausam hinweggerissen worden waren, und im theuern, lieben Vaterlande wieder wohnen zu dürfen, dessen Bild auch lange Jahre voll mannigfaltigen Wechsels nicht hatten verwischen können.

Manche herzergreifende Scene des Wiederfindens folgte ihrem Einzug in die Stadt. Mit Erstaunen aber und Verwunderung horchten die Einwohner ihren Erzählungen. Alles was die Eingeborenen im Innern des Landes von den Europäern wußten, das war in dem Wort zusammengefaßt, daß der weiße Mann der grausame Unterdrücker des schwarzen Mannes sei. Nun aber, da sie diese ihre eigenen Landsleute von ihren Schicksalen erzählen hörten, von ihren Leiden in den Sklavenbehältern an der Küste und auf dem Schiffe einerseits, von ihrer Rettung und Befreiung durch die Engländer andererseits, von ihrer Niederlassung auf Sierra Leone als freie Leute, von den dort genossenen Wohlthaten an Leib und Seele, da gieng ihnen ein ganz neues Licht auf, und ihr Staunen und ihre Verwunderung kannte keine Gränzen. Und als diejenigen unter den neuen Ankömmlingen, welche Christum kennen gelernt und sich zu Ihm bekannt hatten,

ihren Landsleuten nicht bloß von der Liebe der englischen Christen, sondern auch von der Liebe dessen zu reden anfiengen, der auch für das Yoruba-Volk Mensch geworden und gestorben war, da hörte man Hunderte sagen, die Religion der Engländer müsse der rechte und wahre Weg sein.

Umgekehrt fanden auch die Einwanderer ihrerseits sich aufs angenehmste überrascht durch Alles, was sie in Abbeokuta wahrzunehmen Gelegenheit hatten. Die Wohnungen, obgleich nur aus Lehm und Stroh gebaut, waren doch weit besser und bequemer, als man sie sonst umher fand. Die Leute waren anständig gekleidet, fleißig, munter und zufrieden. Die Märkte waren mit allem Möglichen reichlich versehen. Mais und Guineakorn, Bohnen aller Art, Zuckerrohr, Yams gekocht und ungekocht, frisches Rind-, Schweine- und Schaaffleisch, Fische, Hühner, Tauben, dabei auch getrocknete Ratten, die Lieblingsspeise der Yoruba-Leute, Alles war da zu haben. Pfeffer, Ingwer, Ananas, Orangen, Pläntens, Bananen, Limonen, Erdnüsse, schon zubereitete Suppen, Palmwein, Bier aus Guineakorn oder Mais gebraut und Palmöl fand sich in Fülle, während verschiedene andere Waaren reichlich zum Kauf ausgestellt waren, wie Baumwolle, roh oder gesponnen, Zeuge von reichem Gewebe, maurische Mützen, Sandalen, Lederbeutel für Kauris, gestickte Lederkissen, Sättel, Zäume und Steigbügel nach Landesart, Hacken und Hauen, Buschmesser und andere Schneidewaaren, irdene Schüsseln und Töpfe, Kalabaschen, Schnüre und Stricke, — fast Alles von einheimischer Arbeit. Aber konnte denn dieß Alles den Hunger und Durst der Seele stillen, die nach ewigen und unvergänglichen Gütern sich sehnt?

---

4. Die nahende Hülfe.

Anfangs fühlten diejenigen unter den Einwanderern, welche in Sierra Leone sich zum Christenthum bekannt hatten, den Mangel an regelmäßigem Unterricht und ordentlichem Gottesdienst weniger; aber es dauerte nicht lange, so fiengen sie an, die Schwierigkeit und Gefahr ihrer Lage zu empfinden. Um sie her war nichts als finsteres Heidenthum und greulicher Vielgötterdienst. Die Stadt wimmelte von Götzen und fast täglich tönte der Lärm

der Götzenprocessionen in ihre Ohren. Da verwandelte sich ihr früheres Selbstvertrauen nach und nach in ein schmerzliches Gefühl des Verwaistseins und in ein Sehnen nach „den Vorhöfen des Herrn" und den „lieblichen Wohnungen des Herrn Zebaoth". Deßhalb ergriffen sie jede Gelegenheit, die sich darbot, um die dringendsten, rührendsten Bitten an ihre Freunde und früheren Lehrer in Sierra Leone zu senden, daß sie doch ihr Möglichstes thun möchten, um Missionare nach Abbeokuta zu senden. Und dabei war das kindliche Vertrauen dieser Leute zu der Liebe der brittischen Christen so groß, daß sie an der Gewährung ihrer Bitte keinen Augenblick zweifelten und ohne Weiteres den König Schödeke versicherten, „der weiße Lehrer werde bald kommen."

Mit den Bitten der bereits Ausgewanderten verbanden sich die dringenden und rührenden Bitten derer, die noch in Sierra Leone sich befanden, und die von der Rückkehr in ihr Vaterland bisher nur durch den Umstand abgehalten worden waren, daß noch kein christlicher Lehrer sich im Yoruba-Lande befand. Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, an welche vornemlich diese Bitten gerichtet waren, konnte fast nicht umhin, in allen diesen Umständen einen Fingerzeig und Ruf des Herrn zu erkennen, und sie schien geneigt, einen Versuch im Yoruba-Lande zu machen. Vorerst aber sollte Einer ihrer Sierra-Leone-Missionare eine Untersuchungsreise dahin machen, um die Dinge aus eigener Anschauung genauer kennen zu lernen und darüber Bericht zu erstatten. Die Wahl fiel auf Missionar Townsend (sprich Taunsend), der den Auftrag erhielt, in Begleitung einiger gründlich bekehrter und bewährter Yoruba-Neger, die als Dollmetscher dienen sollten, ohne Verzug dahin aufzubrechen. Wer aber will den Jubel schildern, den diese Nachricht, sobald sie sich verbreitete, unter allen Yoruba-Leuten in der Colonie hervorrief? Ein Jeder wollte irgend etwas dazu beitragen, um Townsends Reise angenehm zu machen. Der eine brachte Lebensmittel, der andere eine nett geflochtene Matte, ein dritter ein kleines Geldstück und dergleichen; und wenn Townsend durch die Straßen gieng, so deuteten die Leute mit glänzenden Angesichtern auf ihn und riefen einander zu: „das ist der weiße Mann, der in unser Vaterland reist!" Das Schönste aber war, daß drei Neger, welche erst kürzlich mit ihren sauer erworbenen Ersparnissen ein kleines Handelsschiff angekauft hatten

und eben sich anschickten, ihre erste Handelsfahrt nach Badägry zu machen, dem Missionar eine freie Ueberfahrt dahin anboten, um damit ihr Fahrzeug gleich von vorne herein dem Herrn und dem Wohl ihres Vaterlandes zu weihen. Ach wo sind die Handelsherren und Schiffseigenthümer unter uns, die diesen drei Negern gleichen?

Am 14. November 1842 schiffte sich die kleine Reisegesellschaft unter dem hundertstimmigen Zuruf: „Gott segne Euch! Gott begleite Euch!" auf dem kleinen Handelsfahrzeug ein. Townsend war begleitet von den beiden Egba-Negern Andreas Wilhelm und John Mac Cormack, beides liebe und bewährte Christen. Von dem letztern aber muß ich, während das Schifflein unter Gottes Obhut dahingleitet, eine kleine rührende Geschichte erzählen. Auch er war, wie so viele Tausende seiner unglücklichen Landsleute, vor 15 oder 20 Jahren den Sklavenjägern in die Hände gefallen und an die portugiesischen Händler verkauft worden. Er wurde mitleidslos von einem geliebten Weibe und zwei kleinen Kindlein hinweggerissen, um sie, wie er dachte, nie, nie wieder zu sehen. Gott lenkte es so, daß das Sklavenschiff, auf das er verladen wurde, den englischen Kreuzern in die Hände fiel. In Folge dessen kam Cormack nach Sierra-Leone, wo er neben der leiblichen Freiheit auch jene wahre Freiheit fand, die allein Jesus zu geben vermag. Viele Jahre giengen mittlerweile dahin. Eines Tages nun gieng er mit einem Freunde von der Station Hästings nach Waterloo, um ein Geschäft auszurichten. Sie begegneten auf dem Wege einer jungen Frau. „Die ist auch aus deinem Lande," sagte der Begleiter zu Cormack. Dieser wollte es nicht glauben, und nur seinem Freunde zu Gefallen redete er die Frau an und richtete einige Fragen an sie. Ihre Antworten machten ihn stutzig; er fragte weiter und weiter, und was war sein Entzücken, als er in der jungen Negerfrau eine seiner Töchter erkannte, die gleich ihrem Vater, nur einige Jahre später als er, in die Sklaverei verkauft, den Sklavenhändlern wieder entrissen und nach Sierra Leone gebracht worden war. Hier war sie Christin geworden, hatte geheirathet und wohnte während einer Reihe von Jahren nicht ferne von ihrem Vater, ohne daß beide eine Ahnung davon hatten. Doch wir kehren zu unsrer Reisegesellschaft zurück.

Nach glücklicher Fahrt landeten sie am 19. Dezember 1842 bei Badagry. Schon hier erwartete sie eine herzerfreuliche Botschaft. Wie schon früher bemerkt, waren viele von den ausgewanderten Sierra-Leone-Leuten, statt ins Innere weiter zu ziehen, in dieser Stadt geblieben, bewogen durch die freundliche Aufnahme und Behandlung des dortigen Häuptlings Wawu. Da nun manche derselben schon während ihres Aufenthalts in Sierra Leone zu der Gemeinschaft der Wesleyaner gehörten, so hatten auch sie die gleiche Bitte um geistliche Pflege nnd Unterweisung an ihre früheren wesleyanischen Lehrer gerichtet, wie dieß von Seiten der zur englisch-bischöflichen Kirche Gehörigen an ihre Lehrer geschehen war. Die Folge war, daß der bekannte wesleyanische Missionar Freeman von Sierra Leone aus bei ihnen einen Besuch machte. Von Badagry aus dehnte derselbe seine Besuchsreise bis nach Abbeokuta im Innern aus. Der Empfang, den er dort fand, war über alle Erwartung freundlich. Als er sich der Stadt näherte, kam ihm eine Anzahl Reiter entgegen, die ihm das Ehrengeleite gaben. Unter ihnen waren mehrere Sierra-Leone-Christen. „Ich werde," schreibt Freeman, „nie die Freude vergessen, die auf ihren Angesichtern leuchtete, als sie mich bei der Hand ergriffen und willkommen hießen. 'Ah!' riefen sie, 'wir habens unsrem König gesagt, daß das englische Volk uns lieb habe, und daß sicherlich Missionare zu uns nach Abbeokuta kommen würden; aber er wollte es kaum glauben, daß Jemand so weit her kommen werde, um uns Gutes zu thun. Nun, was wir dem König gesagt haben, das ist jetzt in Erfüllung gegangen. O seid willkommen, willkommen, willkommen!'" Freeman's Einzug in die Stadt war ebenso wohlthuend, als diese Begrüßung von Seiten der Christen. Es war das erstemal, daß ein Europäer daselbst gesehen wurde. In den Straßen drängten sich die Eingeborenen, um den weißen Mann zu sehen, und „Oku! Oku!" (d. h. Gegrüßt! Gegrüßt!) tönte es von allen Seiten*). Auch der Empfang beim König Schödeke war gleich herzlich. Er schien überglücklich über Freeman's Ankunft und erwies ihm jede Auf-

*) Das O mit dem Punkt darunter soll den Kehllaut repräsentiren, der zwischen A und O zwischen inne liegt und dem A Laut in dem englischen Wort „Law" oder dem traulichen schwäbischen „Jo!" entspricht.

merksamkeit; ja bei einer Gelegenheit, als beide mit einander durch die Stadt wanderten, übernahm den König die Freude so, daß er seinen Gast öffentlich in die Arme schloß und an sein Herz drückte.

Nun, von diesem Besuch in Abbeokuta war Freeman eben nach Badägry zurückgekommen, als Townsend mit seinen Gefährten bei dieser Küstenstadt landete. Freeman's Berichte waren im höchsten Grad ermuthigend; aber aufmunternder noch war der Empfang selbst, den Townsend und seine Begleiter bald darauf in Abbeokuta gleichfalls fanden. Wie Freeman, so wurde auch er von einem Ehrengeleite in Empfang genommen, unter unendlichem Jubel in die Stadt geleitet und dort von dem tausendstimmigen „Oku" bewillkommt. Townsend fand in dem König Schödeke einen Mann von überlegenem Verstand, der in ungewöhnlichem Maaße den Werth der europäischen Civilisation und des Christenthums zu würdigen verstand. Er drückte in rührender Weise seinen Dank aus gegen die brittische Regierung für Alles, was dieselbe zum Besten seines Volkes gethan habe, sprach seinen festen Entschluß aus, Alles was in seiner Macht stehe, anzuwenden, um den Sklavenhandel in seinem eigenen Lande und in den umliegenden Negerstaaten zu unterdrücken, und fügte den angelegentlichen Wunsch bei, daß englische Missionare und Kaufleute sich in Abbeokuta niederlassen möchten. Ja, er bot seinem Gaste die unbeschränkte Auswahl irgend eines Platzes in der Stadt an für die Errichtung eines künftigen Missionshauses. Zur Annahme dieses edelmüthigen Anerbietens hatte jedoch Townsend damals noch keine Freiheit.

Während des kurzen Aufenthalts in Abbeokuta gab es manche rührende Scene. Andreas Wilhelm fand mehrere Glieder seiner Familie, obgleich zwanzig Jahre seit seiner Wegschleppung vergangen waren. Mac Cormack gieng eines Tags auf den Markt, um einige Einkäufe zu machen; in den Zügen der Frau aber, bei der er seine Sachen einhandelte, schien ihm etwas so Bekanntes zu liegen, daß er endlich nicht umhin konnte, sie mit dem Namen seiner Schwester anzureden, von der er so lange getrennt war. Die Frau war nicht wenig erstaunt, aus dem Munde eines Fremdlings ihren Namen zu hören, und bald zeigte sichs, daß wirklich zwei Geschwister einander gegenüber standen. Sie führte den

lieben wiedergefundenen Bruder noch bei andern Verwandten ein, und Cormack unterließ nicht, mit ihnen von Christo und seinem seligmachenden Evangelium zu reden. Ein anderer Neger, der als Knecht mit Townsend die Reise gemacht, stürzte eines Abends mit strahlendem Angesicht zu seinem Herrn ins Zimmer und rief: „Meister, Meister, ich habe mein Weib wiedergefunden!" und bald trat die glückliche Frau selbst herein. Von einer alten, ehrwürdigen Matrone aber, die Tag für Tag zu dem weißen Fremdling kam, um sich nach ihrem verlorenen Sohne zu erkundigen, von welchem dunkle Gerüchte zu ihr gedrungen waren, daß er noch lebe und in Sierra Leone sich befinde, werden wir später reden. Die arme alte Mutter schilderte vergebens Gestalt, Gesichtszüge und Eigenthümlichkeiten ihres Sohnes; aber weder Townsend noch seine Begleiter wußten ihr Auskunft zu geben, da die bekümmerte Mutter nur den frühern heidnischen Namen ihres Sohnes wußte.

Der Bericht, welchen Townsend nach seiner Rückkehr von Abbeokuta an die Muttergesellschaft in London über den Erfolg seiner Untersuchungsreise erstattete, war so günstig, daß diese beschloß, so bald als möglich eine eigene Mission daselbst zu errichten. Townsend wurde eingeladen, nach England zu kommen, theils um mit ihm persönlich noch manches Nähere berathen zu können, theils damit er die kirchliche Ordination empfange. Er war bis dahin nur Katechist gewesen. Dann wurde beschlossen, daß er mit Missionar Gollmer (einem Württemberger, der in Basel zum Missionsdienst gebildet, im Jahr 1840 in die Dienste der kirchlichen Missionsgesellschaft getreten und von ihr nach Sierra Leone gesandt worden war), und mit Samuel Crowther, demselben, den wir im Eingang dieser Mittheilungen bei unsern Lesern eingeführt haben, sofort nach Abbeokuta aufbrechen solle.

Während Townsends Aufenthalt in England gieng der Strom der Auswanderung aus Sierra Leone nach dem Yoruba-Land ununterbrochen fort, und gleichsam als Unterpfand, daß bald europäische Lehrer ihnen dahin folgen würden, schloß sich der Negerkatechist Andreas Wilhelm an einen dieser Züge an. Samuel Crowther aber benützte diese Wartezeit bis zu Townsends Rückkehr dazu, seinen Yoruba-Landsleuten in Sierra Leone zum erstenmal eigene Gottesdienste in ihrer Muttersprache zu halten. Es war ein feierlicher Moment, als er im Januar 1844, der erste

schwarze ordinirte Prediger Westafrika's in der Mitte von Hunderten, die gleich ihm aus der Sklaverei Leibes und der Seele errettet worden waren, auftrat, um ihnen in ihrer Muttersprache den unerforschlichen Reichthum Christi anzupreisen und sie zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes einzuladen. Yoruba's, Ibo's und Eingeborene von Calabar hatten sich in Schaaren eingefunden, ihn zu hören; sie hatten bis dahin das Evangelium nur in der Sprache ihrer Befreier vernommen, und auch so war es ihnen lieb geworden*); aber wie ganz anders klang doch dasselbe Wort in ihren Ohren und Herzen, als es nun zum erstenmal in den süßen Tönen ihrer eigenen lieben Muttersprache zu ihnen kam. „Obgleich es meine eigene, mir so wohlbekannte Muttersprache war," schreibt Crowther, „so kam ich mir doch bei dieser Gelegenheit wie ein Kind vor, das eben erst reden lernt. Die große Aufgabe, die mir anvertraut war, der Ort, darauf ich stand, die Versammlung, die mich umgab, Alles war mir so neu und wunderbar, daß es mir wie ein Traum erschien. Aber der Herr stand mir bei!" Auch die Versammlung war tief bewegt, und als Crowther zum Schluß den Segen sprach, da rauschte beim Amen das hundertstimmige „Ke oh scheh! Ke oh scheh!" (d. h. so sei es!) wie ein Hauch aus einer andern Welt durch die bewegte Gemeinde.

---

5. Die Gründung der Mission in Abbeokuta.

Im Dezember 1844 kam Townsend aus England in Sierra Leone wieder an, und schon am 18. desselben Monats segelte er in Begleitung der Missionare Gollmer und Crowther und ihrer Familien, ferner der eingeborenen Katechisten William Marsh und Edward Philips und des Dollmetschers Willoughby (sprich

*) Da in der Colonie von Sierra Leone Neger aus mehr als hundert verschiedenen Stämmen sich nach und nach zusammengefunden haben, so war es nothwendig, Eine Sprache — und zwar das Englische — zur Verkehrssprache für Alle zu machen. Die Neger lernen das Englische in der Regel leicht und schnell; aber freilich hat sich unvermerkt eine fast neue Sprache, das Neger-Englisch gebildet, das in Construction und Form so große Eigenthümlichkeiten hat, daß es selbst für einen neu ankommenden Engländer schwer ist, immer den Sinn zu verstehen.

Willobe) sammt einigen Zimmerleuten und andern Arbeitern nach Badägry ab. Der Strand war mit Menschen wie übersäet, die den scheidenden Freunden noch ein herzliches: „Gott segne euch!" nachriefen. Es gieng nicht ohne viele Thränen auf beiden Seiten ab. In den letzten Tagen des Januar 1845 bewillkommte sie der wesleyanische Missionar Annear (sprich Annier) in der Küstenstadt Badägry.

Das erste, was sie hier zu thun hatten, war die Absendung eines Boten nach Abbeokuta, um den König Schödeke von ihrer Ankunft an der Küste und von ihrem beabsichtigten baldigen Aufbruch zu ihm zu benachrichtigen. Aber „des Menschen Thun stehet nicht in seiner Gewalt, und ist in Niemandes Macht, wie er wandle oder seinen Gang richte." Jer. 10, 23. Das Vertrauen der Missionare für das Gelingen ihres Werkes war nächst Gott namentlich auf das Wohlwollen des Königs Schödeke, auf seine überlegene Einsicht, und auf den mächtigen und einflußreichen Schutz gegründet, den er ihnen für den Fall der Errichtung einer Mission in Abbeokuta wiederholt zugesagt hatte. Und nun war die erste Kunde, die von dorther sie erreichte, die Nachricht von seinem Tode! Das war ein schwerer und harter Schlag. Dazu kam noch ein anderes Uebel. Die Straße, die von Badägry nach der Hauptstadt der Yoruba's führt, war eben jetzt aufs äußerste unsicher geworden. Es war zwischen Abbeokuta und einem andern volkreichen Orte, der am Wege dahin liegt, ein Zwist ausgebrochen, in Folge dessen fortwährend Wegelagerer und Menschenräuber in dem Busch hausten, die das Reisen durch diese Gegenden fast unmöglich machten. Die Boten kamen zwar glücklich wieder nach Badägry zurück und versicherten die Missionare des Wohlwollens der Häuptlinge von Abbeokuta; allein ihre Schilderungen von der Unsicherheit der Straßen und von dem aufgeregten Zustand Abbeokuta's selbst ließen unsern Freunden keine andere Wahl, als in Badägry die weiteren Weisungen des Herrn abzuwarten.

Ihre Lage in diesem Stapelplatz des Sklavenhandels war keineswegs beneidenswerth. Die anfängliche Freundlichkeit der Leute verwandelte sich bald in Ueberdruß und Argwohn. Vor Allem hatten sie von der Habsucht der Einwohner unsäglich zu leiden. Dazu kam ein innerer Zwist zwischen zwei Häuptlingen

von Badagry, der zu blutigem Kampf innerhalb der Stadt selbst führte. Endlich mußte auch Missionar Gollmer noch ein persönliches schweres Opfer bringen. Seine Gattin erlag schon nach drei Monaten dem Klimafieber. Aber das Alles konnte die Herzen dieser theuern Männer nicht entmuthigen. Townsend arbeitete aufs emsigste daran, die Yorubasprache mit ihren seltsamen, für die Europäer so schwierigen Lauten und Betonungen sich anzueignen*); Crowther legte ein Wörterbuch an und fieng an, Theile der heiligen Schrift ins Yoruba zu übersetzen. Gollmer aber entschloß sich im Namen des Herrn, diese Stadt, wo der Herr ein so theures Opfer von ihm gefordert, zur bleibenden Arbeitsstätte zu wählen und auf diese Weise zugleich den Verkehr zwischen der Küste und dem Inland zu vermitteln, wenn einmal eine Mission in Abbeokuta selbst zu Stande gekommen wäre.

Tage, Wochen, Monate kamen und giengen, und noch war keine Aussicht für unsre Freunde da, ins Innere reisen zu können. Es war eine harte Glaubensprüfung. Aber da sie es am wenigsten meinten, kam die Hülfe, und zwar von einer Seite her, wo es kein Mensch hätte ahnen sollen. Denn eben das ist die Ehre, die unser anbetungswürdiger Gott sich immer und überall vorbehält, daß Er auf seine eigene königliche Weise alle Dinge in seinem Reiche ordnet. Der Sklavenhändler Domingo in Porto Nuovo, der sein Gewerbe ins Große zu treiben pflegt, fand, daß der fortdauernde Hader zwischen jenen beiden Städten die Zufuhr von schwarzer Waare aus dem Innern erschwere und beeinträchtige, und sein mächtiges, einflußreiches Wort führte bald eine Versöhnung herbei. Der Friede wurde wiederhergestellt und die Straße nach Abbeokuta war offen. Freilich derselbe Mann, der wider seinen Willen den Boten Gottes den Weg bahnen mußte, wußte sehr wohl, daß die Errichtung einer christlichen Mission im Innern des Landes nothwendig die Zerstörung des Sklavenhandels zur Folge haben müsse, und deßhalb sollte ein neuer Bote Domingo's den Häuptlingen in Abbeokuta Vorurtheile gegen die fremden

---

*) Die Yoruba-Sprache ist recht eigentlich eine Tonsprache, ähnlich der chinesischen. Das gleiche Wort, verschieden betont, hat die verschiedenste Bedeutung. Ma z. B., gedehnt und hohl gesprochen, heißt: Thue es ja nicht! Dagegen hoch, kurz und scharf betont heißt es: Thue es doch ja!

weißen Lehrer beibringen. Aber auch hier mußte er wider seine Absicht nur zum Besten der Mission wirken. „Wir wissen sehr wohl," erwiederten die Häuptlinge von Abbeokuta dem Boten, „wer unsre besten Freunde sind; ob diejenigen, die unsre Söhne und Töchter aus der Sklaverei retten und sie frei wieder zu uns senden, — oder diejenigen, die sie in ewige Knechtschaft und endloses Elend abführen. Die Engländer sind unsre Freunde. Die weißen Lehrer sollen kommen und zwar je eher je lieber, und Niemand soll ihnen etwas zu Leide thun." Solche Botschaft ließen sie auch den Brüdern zu Badägry sagen.

Es war gerade mitten in der Regenzeit. Selbst auf gebahnter Straße ist es für Europäer etwas Gewagtes, während der unerschöpflichen Regengüsse eines Tropenlandes eine Reise anzutreten. Wie hätten nun unsre Freunde solches wagen sollen in Gegenden, wo sie der Weg zuerst durch flaches, ohnehin sumpfiges Land, dann auf schmalen, schwierigen Fußpfaden durch dichten Buschwald oder über angeschwollene Bäche und brückenlose Flüsse führte? Und doch — durften sie diesen in anderer Beziehung so günstigen Augenblick unbenützt vorbeigehen lassen um einer äußern Unbequemlichkeit willen? Konnte nicht Domingo oder ein von ihm aufgestifteter Häuptling durch allerlei Umtriebe ihnen die Thüre wieder schließen, die jetzt nach 17monatlichem Warten sich vor ihnen öffnete? Die heldenmüthigen Freunde zweifelten keinen Augenblick, was zu thun war. Die Vorbereitungen zur Abreise wurden so rasch als möglich getroffen, die Vorräthe und unentbehrlichen Habseligkeiten in Körbe und Kisten gepackt und Träger bestellt, und noch am Abend des 27. Juli 1846 brach die ganze Gesellschaft auf. Missionar Townsend und seine Frau, sowie Missionar Crowther, saßen auf kleinen afrikanischen Pferden; Frau Crowther, die des Reitens ungewohnt war, lag in einem großen Tragkorbe, den zwei starke Neger auf den Kopf nahmen; die Kinder endlich saßen fröhlich ihren schwarzen Trägern auf den Rücken. So trat man nach wehmüthigem Abschied von Bruder Gollmer die Wanderschaft an. Aber gleich beim Aufbruch bekamen sie einen Vorschmack der Schwierigkeiten, die ihrer warteten. Gollmer hatte mit unermüdlicher Sorgfalt für Alles gesorgt, was seinen Freunden auf dem Wege von Nutzen sein konnte; unter anderem hatte er eine große hölzerne Kufe oder Wanne herbei-

geschafft, die den Reisenden beim Uebersetzen über die angeschwollenen Flüsse als Fähre dienen sollte. Als nun aber dieselbe beim Abmarsch den dazu bestellten Trägern aufgeladen werden sollte, weigerten diese sich plötzlich und liefen weg. Die Wanne mußte zurückbleiben. Aber auch das erschütterte den Muth der Reisenden nicht. Sie zogen in Gottes Namen aus und erreichten nach drei Stunden die Stadt Mo, eine Art Außenstation oder Vorhut von Badägry, wo die Carawanen, die aus dem Innern nach der Küste ziehen, in der Regel zu warten pflegen, bis ihnen die Häuptlinge von Badägry den Einzug in ihre Stadt gestatten. Dort war für sie zum Voraus eine freundliche Aufnahme und erträgliche Herberge durch den befreundeten Häuptling gesichert worden.

Am folgenden Morgen frühe brach die Gesellschaft wieder auf. Anfangs wollte ihr Muth wanken. Der Regen fiel in Strömen, die Straße war nur ein tiefer Pfuhl, in welchem die Pferde bis an die Kniee einsanken; an andern Stellen war sie so schlüpfrig, daß weder Menschen noch Pferde feste Tritte zu thun im Stande waren, und der Waldpfad war so enge und schwierig, daß er zu Pferd kaum zu passiren war. Während die armen Thiere bald mit dem einen bald mit dem andern Fuß in ein Gestrüppe sich verwickelten oder über mächtige Wurzeln stolperten, oder auf dem schlüpfrigen Boden ausglitten, gieng es den Reitern nicht besser. Bald schlug ihnen ein überhangender Ast ins Gesicht, bald verwickelten sie sich in das niederhangende Buschwerk mit dem ganzen Obertheil des Körpers; Kleider, Gesicht und Hände wurden übel zugerichtet. Einen Schirm zu halten in diesen engen, verworrenen Waldpfaden, war rein unmöglich. Die Frauen waren am schlimmsten daran, und namentlich war Frau Crowther genöthigt, einen guten Theil des Weges zu Fuß zu gehen, da ihre Träger keine sichern und festen Tritte zu thun vermochten. Wie glücklich waren sie, als sie endlich am Abend des zweiten Tages die Haltstelle erreichten, wo für die Nacht das Zelt aufgeschlagen wurde, und wo sie, obwohl auf nassem und kaltem Boden, ausruhen und am Feuer ihre Kleider trocknen konnten!

Aber noch schwerer als alle diese äußerlichen Beschwerden lag ihnen der Gedanke auf dem Gemüthe, was die Zukunft bringen würde. Sie kannten den Ernst ihrer Aufgabe und die Gefahr ihres Unternehmens. Mit jedem Schritt, den sie vorwärts thaten,

entfernten sie sich weiter und weiter von aller civilisirten Gesellschaft, von allem europäischen Schutz und Einfluß; sie waren im Begriff, in einem fremden Lande sich niederzulassen, das zwar für den Augenblick freundlich gestimmt war, — aber wer bürgte für die Zukunft? Auch war ja ihre eigentlichste Aufgabe, den Fürsten der Finsterniß auf seinem eigenen Territorium anzugreifen, wo er seit unvordenklichen Zeiten ungestört und unbeschränkt geherrscht hatte. Sollte er wohl geduldig diese Angriffe sich gefallen lassen? Wird er nicht die eingeborenen Häuptlinge gegen sie aufreizen? Und wenn einmal die Wuth des Feindes gegen sie losbricht, von wo sollte ihnen Schutz und Hülfe kommen?

Alle diese Betrachtungen lagen vor ihnen, wie der tiefe, mächtig daherrauschende, hochangeschwollene Fluß Mödschuba, an dessen Ufer sie ihr Zelt aufgeschlagen, und den sie nun überschreiten sollten, ohne Brücke, ohne Fähre, ohne selbst jene Kufe, die sie noch im Augenblick des Aufbruchs in Badägry hatten zurücklassen müssen. Es gibt Zeiten in jedem Christenleben, wo die sich aufthürmenden äußeren Schwierigkeiten ein ergreifendes Abbild sind von der inneren Herzensnoth, mit der der Glaube zu ringen hat. Aber gerade in solchen Stunden offenbart sich oft die Treue und Wahrheit Gottes an seinen zagenden Kindern am allerherrlichsten, wie es jenes köstliche Lied von Herrnschmidt so schön ausspricht:

Gott will's machen, daß die Sachen
Gehen wie es heilsam ist.
Laß die Wellen höher schwellen,
Wenn du nur bei Jesu bist.

Glaub' nur feste, daß das Beste
Ueber dich beschlossen sei;
Wenn dein Wille nur ist stille
Wirst du von dem Kummer frei.

Der dich führet und regieret,
Sein Vermögen hat kein Ziel.
Ist's beschwerlich, scheint's gefährlich,
Deinem Gott ist nichts zuviel.

Wenn die Stunden sich gefunden
Bricht die Hilf mit Macht herein,
Und dein Grämen zu beschämen,
Wird es unversehens sein.

Das sollten auch unsere Reisenden reichlich erfahren. Während draußen der Platzregen fiel und an ihr Zelt schlug, und die Gewässer des Modschuba laut zu ihren Füßen rauschten, und während anderntheils in ihrem Innern die Wogen des Zweifels und der Sorge an den Bau ihres Glaubens herandrangen und ihn zu erschüttern drohten, kündigte einer der Träger freudigen Angesichts ihnen an, jene zurückgelassene Kufe sei eben angekommen. Missionar Gollmer habe sie durch andere Träger ihnen nachgesandt, und sie stehe draußen bereit. Das war nicht blos Hülfe und Trost für den auswendigen Menschen, sondern auch unbeschreiblich süße Stärkung für den Glauben des innern Menschen. Sie fühlten, ihr treuer Bundesgott sei mit ihnen, und wie er ihnen jetzt so unerwartet eine Fähre für den Uebergang über den angeschwollenen Strom gesandt, so sei Seine Treue ihnen ja eine sichere Bürgschaft, daß Er sie auch über alle künftigen tiefen Wasser gnädig und sicher hinüberführen werde. Mit fröhlichem, glaubensfreudigem Herzen brachen sie auf, und Eines um das Andere fuhr in der Kufe über den Fluß.

Noch eine andere Erquickung war ihnen für diesen Tag vorbehalten. Sie wußten, daß sie nun durch eine völlig menschenleere Gegend zu ziehen hatten, an öden, verwüsteten Städten vorüber, wo jetzt nur noch zuweilen der Fuß eines Jägers unter den Trümmern sich hören läßt; wie groß aber war ihre Freude, als ihnen kurz nach der Ueberfahrt über den Modschuba der Sierra-Leone-Katechist Andreas Wilhelm, der seit mehr als zwei Jahren in Abbeokuta sich befand, sammt einigen Boten der dortigen Häuptlinge entgegenkam, um sie willkommen zu heißen und ihnen das Geleite zu geben! Noch immer fiel der Regen in Strömen und der Weg wurde schlimmer und schlimmer; aber sie zogen fröhlich ihre Straße, bis sie, nach einer abermaligen Nachtherberge im Zelte, in der vierten Nacht einen Bauernhof erreichten, wo sie gastfreundlich aufgenommen wurden und nun einmal wieder auf trockenem Boden ausruhen konnten. Endlich am folgenden Tag, einem Samstag, erreichten sie Awoyade, eine kleine Stadt, die als Außenstation und Vorhut für Abbeokuta eben das ist, was Mo für Badagry. Es liegt noch drei Stunden von der Hauptstadt. Hier brachten sie in der Stille den Sonntag zu. Am Montag gieng's in einer größern Fähre über den Ogunfluß, der

vom Regen hoch angeschwollen war. Am andern Ufer erwartete sie eine Anzahl wohlgekleideter Sierra-Leone-Leute zu Pferd, die sie mit Jubel begrüßten und ihnen vollends das Geleite in die Stadt gaben. Hier waren alle Straßen trotz des strömenden Regens voll von Alt und Jung, die mit dem tausendstimmigen Yorubagruß „Oku! Oku!" sie willkommen hießen und vor Allem die weiße Frau anstaunten, die erste, die je nach Abbeokuta gekommen war. Es half Alles nichts, die Reisenden mußten im Regen durch die ganze Länge der Stadt ziehen, ehe sie vor den Häuptling geführt wurden. Aber der warme, herzliche Empfang ließ sie alle Mühsal vergessen.

Schon Tags zuvor war durch den öffentlichen Ausrufer in der ganzen Stadt bekannt gemacht worden, daß Niemand es wagen solle, die erwarteten Reisenden zu bestehlen oder sonst zu beeinträchtigen; zugleich hatten die Häuptlinge einen Rath gehalten, wer von ihnen die Ehre haben sollte, die Fremdlinge als seine Gäste zu empfangen. Diese Ehre ward endlich nach lebhafter Discussion dem Seniorhäuptling und König Sagbua zuertheilt, der, obgleich nicht so reich begabt wie König Schödeke, doch von da an sich als ein treuer und wahrer Freund der Missionare erwiesen hat. Demgemäß wurden die Reisenden zu ihm geführt und er wies ihnen, nach kurzer herzlicher Begrüßung, die Wohnung eines seiner Verwandten und einflußreichsten Räthe zur Herberge an. Schon am folgenden Tage wurden die Missionare vor den versammelten Rath der Häuptlinge gerufen, wo sie den Zweck ihres Kommens und die Bedeutung ihres Berufes einfach und klar aus einander setzten. Die ganze Versammlung sprach ihre Freude und Befriedigung darüber aus. Die meisten versprachen, ihre Kinder zum Unterricht zu senden, und manche wollten selber kommen, um beim weißen Manne zu lernen. Der öffentlichen Predigt des Evangeliums sollte kein Hinderniß in den Weg gelegt werden, und beim Bauen von passenden Missionswohnungen werde Jeder ihnen bereitwillige Hülfe leisten. Als die Missionare sich aus der Versammlung entfernt hatten, brachen die Häuptlinge unter sich in Ausrufe der Verwunderung und dankbaren Freude aus; „und das ist kein Wunder," schreibt Missionar Crowther, „denn manche von ihnen hatten in eben jener Stunde eigene nahe Verwandte neben sich sitzen, die einst von Sklavenjägern aus dem

Kreise der Ihrigen hinweggerissen und an die Küste verkauft worden, nun aber vor Kurzem erst von Sierra Leone her als freie und von dem Einfluß christlicher Bildung gehobene Männer zu ihnen zurückgekehrt waren."

Gleich nach dieser Versammlung wurde den Missionaren ein Stück Land von etwa drei Jucharten als Bauplatz angewiesen und zwar, um jede Eifersucht abzuschneiden, in dem sogenannten „königlichen Stadttheil" Ake, wo einst Schödeke residirt hatte und wo noch immer die allgemeinen Versammlungen der Häuptlinge gehalten werden. Und damit ward denn der Grund gelegt zu der herrlichen und reich gesegneten Mission, die nun im Yoruba-Land blüht, und deren weitere Entwicklung wir einer späteren Darstellung vorbehalten.

Wir können aber diese Geschichte nicht schließen, ohne noch einer kleinen ergreifenden Scene zu erwähnen, die in jene erste Zeit fiel. Samuel Crowther hatte schon in Badagry durch einen Verwandten, den er dort durch Gottes wunderbare Fügung nach so langer Trennung wieder fand, die überraschende Kunde erhalten, daß seine Mutter und seine beiden Schwestern noch leben, und zwar als freie Leute in einer Stadt Abaka, nicht sehr ferne von Abbeokuta. Wir kennen die alte ehrwürdige Negermutter schon, die bei Townsend's erstem Besuch in Abbeokuta täglich zu ihm kam und vergebens sich nach ihrem Sohn Adschai erkundigte. Wie klopfte nun diesem das Herz bei dieser Nachricht. Noch als er in Sierra Leone war, lief er oft, wenn wieder ein mit Sklaven angefülltes Schiff von den brittischen Kriegsschiffen eingebracht wurde, hinab an den Strand, in der Hoffnung, unter den Geretteten vielleicht ein bekanntes Angesicht zu erblicken oder eine wohlvertraute Stimme zu hören, oder wenigstens von den Seinigen eine Kunde zu vernehmen. Und wie oft, wenn Andere ihre Verwandten und Freunde da wiederfanden, liefen ihm die Thränen über die Wangen, daß er allein Niemand von den Seinen sollte wieder begrüßen dürfen. „Josephs Geschichte," schreibt er selbst, „war damals die liebste Geschichte, die ich immer und immer wieder las. An die Möglichkeit einer Wiederkehr in mein Vaterland dachte ich damals von ferne nicht; aber Josephs Führung hielt immer in mir die Hoffnung eines Wiedersehens der Meinigen wach. Ich war oft niedergeschlagen, konnte mich aber doch still

und getrost in meines Vaters Hände legen und Alles Seiner Führung überlassen.“ Wie war ihm aber zu Muthe, als er von der kirchlichen Missionsgesellschaft den Auftrag erhielt, als Prediger des Evangeliums in sein Vaterland zurückzukehren; ja wie war ihm vollends zu Muthe, als er, wie vorhin erwähnt, in Badägry einen Verwandten wiederfand und von ihm die Freudenbotschaft vernahm, seine Mutter und seine Schwestern leben noch. Und wie lange, ach wie unendlich lange ward ihm der 17monatliche Aufenthalt in jener Küstenstadt, während ihn sein Herz nach dem Innern zog!

Kaum aber war die Reisegesellschaft endlich in Abbeokuta angelangt, so sandte er einen Boten an seine Mutter nach Abaka, mit der Nachricht von seiner Ankunft. Da gieng es der alten, schwergeprüften Matrone, wie dort von Erzvater Jakob geschrieben steht: „Und die Boten verkündigten ihm und sprachen: Joseph, dein Sohn, lebet noch! .. Aber sein Herz blieb kalt, denn er glaubte ihnen nicht. Da sagten sie zu ihm alle Worte, die Joseph zu ihnen gesagt hatte ... Da ward der Geist Jakobs lebendig. Und Israel sprach: Ich habe genug, daß mein Sohn Joseph noch lebet; ich will hin und ihn sehen, ehe denn ich sterbe.“ So gieng es auch der armen, aber nun so überglücklichen Mutter zu Abaka. „Mein Adschai lebt noch! Lasset mich, ich muß gehen und ihn sehen!“ So rief sie und man konnte sie nicht mehr halten. Sie brach unverzüglich in Begleitung eines Halbbruders von Samuel Crowther auf nach Abbeokuta. Hören wir, wie Crowther selbst das Wiedersehen schildert. Er schreibt unterm 21. August: „Die Tageslosung auf den heutigen Tag heißt: 'Er ist ein Vater der Waisen und ein Richter der Wittwen!' Ps. 68, 6. Ich habe die Kraft dieses Spruches nie tiefer und stärker empfunden als heute, da ich meine Mutter, aus deren Armen ich vor 25 Jahren hinweggerissen ward, durch Gottes wunderbare Führung wieder sah. Als sie meiner ansichtig wurde, zitterte sie. Sie konnte ihren eigenen Augen nicht glauben. Wir umschlangen einander und sahen eins das andere schweigend und staunend an, während große Thränen über ihre abgehärmten Wangen liefen. Sie zitterte während sie mich bei der Hand hielt und mich mit all den liebkosenden Namen nannte, mit denen die theure Mutter mich einst in der Kindheit zu nennen pflegte. Wir konnten nicht viel reden,

sondern saßen eben still da und sahen einander immer wieder mit Blicken der Liebe an, — mit Blicken, die uns um der Grausamkeit der Menschen willen so lange nicht vergönnt waren, mit einer Liebe, die eine 25jährige Trennung nicht hat auslöschen können. Meine beiden Schwestern, die mit mir einst in die Sklaverei abgeführt wurden, leben mit ihren Kindern alle bei der Mutter in Abaka. Ich kann meine Empfindungen nicht beschreiben. Ich hatte alle Hoffnung des Wiedersehens aufgegeben, und nun nach so langer, langer Zeit hat uns der Herr, ohne daß ich es ahnte oder etwas dazu that, wieder vereinigt. Sein Name sei hochgelobet!"

Aus den Mittheilungen der Mutter gieng hervor, daß sie sammt ihren beiden Töchtern bald nach ihrer Gefangennehmung durch die Bemühungen und Anstrengungen des obengenannten Halbbruders wieder losgekauft und in Freiheit gesetzt wurde, und daß Letzterer überhaupt den Seinigen große Liebe und Treue bewies. Wegen Adschai wurden alle möglichen Nachforschungen angestellt, aber vergebens, und nach zwei oder drei Jahren gab man jede Hoffnung auf, ihn wiederzufinden. Die Schwestern heiratheten und lebten etliche Jahre in Friede und Wohlergehen in Abaka. Eines Tages aber, als die Mutter und ältere Schwester mit einander auf einen Markt in der Nachbarschaft sich begeben wollten, wurden sie unterwegs aufs Neue von Sklavenjägern überfallen, von einander getrennt und nach verschiedenen Richtungen weggeschleppt. Die Schwester wurde bald ausfindig gemacht und von ihrem Manne wieder losgekauft; aber die arme Mutter ward von Ort zu Ort geschleppt und verschiedene Male auf dem Markt zum Verkauf ausgestellt. Aber da sie um ihres vorgerückten Alters willen sich nicht mehr zum Verkauf an die ausländischen Sklavenhändler eignete, so kam sie endlich als Haussklavin in die Hände einer angesehenen Negerin. Diese sandte sie eines Tages nach Abbeokuta wegen eines Geschäfts. Unterwegs wird sie zum drittenmal überfallen und in der Stadt verkauft. Hier war ihr Loos ein sehr schweres und hartes, bis nach mehreren Jahren ihre Töchter von ihrem Aufenthalt hörten, und sofort alles Geld, das sie aufzubringen im Stande waren, zusammenlegten, um sie loszukaufen. Um 115 Franken gab ihre Herrin sie los. „So hat meine arme Mutter," schreibt Crowther, „Unsägliches erlitten seit

unserer Trennung. Aber durch Gottes Gnade sind wir wieder bei einander, und Alles, was dahinten ist, scheint nur wie ein schwerer Traum gegen die beglückende Wirklichkeit, daß wir einander wieder haben. Ach könnten die Freunde Afrika's Zeuge sein eines solchen Zusammentreffens derer, die so lange von einander getrennt waren! Könnten sie die Ausdrücke des Dankes und der Freude hören, die von den Lippen so vieler betagter Väter und Mütter fließen, denen das Glück zu Theil wurde, ihre verloren geglaubten Kinder von Sierra Leone her zurückkehren zu sehen und sie wieder umarmen zu dürfen, — wahrlich, sie würden mit uns Gott preisen über der Frucht ihrer bisherigen Arbeit für Afrika's Wohl, und würden mit neuer Liebe das heilige und selige Werk anfassen, das die Rettung meines unglücklichen Vaterlandes zum Ziele hat!"

Die ostafrikanische Mission.

Wir haben im vorigen Jahrgang (S. 313), wo wir aus dem Jahresbericht der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft einige Auszüge gaben, unser tiefes Bedauern darüber ausgedrückt, daß die Mission in Ostafrika, wenigstens für den Augenblick, aufgehoben sei. Knüpft uns doch ein besonderes Interesse an dieses Missionsfeld, indem dort ausschließlich deutsche Missionare, und zwar lauter solche, die von Basel ausgegangen und in englische Dienste getreten waren, seit zwölf Jahren (1845) gearbeitet haben. Auch sind ja die schönen Hoffnungen noch nicht vergessen, welche einst gerade an diese Mission sich knüpften: — die Hoffnung, daß von Mombas aus der Weg ins Innere von Ostafrika für die Predigt des Evangeliums sich öffnen, daß bald eine hoffnungsreiche Mission in Centralafrika entstehen, ja daß eine Kette von Missionsstationen sich mitten durch Afrika bis hinüber nach der Westküste ziehen werde. Wenn nun plötzlich die Kunde zu uns gelangt: „die Mission in Ostafrika ist bis auf Weiteres aufgehoben!" wenn wir hören, daß die Missionare sämmtlich die Station auf dem Festlande bereits verlassen haben und sich anschicken, auf andere Missionsfelder sich zu vertheilen, so ist es wohl begreiflich, daß ein Ruf des Schmerzes uns entfahren ist.

Seit jener ersten Mittheilung nun im vorigen Jahre sind uns theils mündliche, theils schriftliche Berichte über die näheren Umstände zugekommen, welche zu diesem Schritte Anlaß und Ausschlag gegeben haben, und wir halten es für unsere Pflicht, darüber nähere Mittheilung zu machen.

Etwa 6 Grade südlich vom Aequator liegt an der Ostküste Afrika's die niedrige, wohlbebaute, aber ungesunde Insel Sansibar mit der Stadt gleiches Namens und mit einer Einwohnerzahl von etwa 30,000 Seelen. Dieß ist die Residenz des Sultans (oder Imâm) von Maskât, eines arabischen Fürsten, dessen Herrschaft sich nicht nur über ein großes Gebiet auf asiatischem Boden, sondern auch über diejenige Küstenstrecke Afrika's ausdehnt, welche unter dem Namen Sanguebar gerade der Insel Sansibar gegenüberliegt. Dieser ganze mit Kokospalmen übersäete, allmählig zu wellenförmigen Hügeln emporsteigende Küstensaum ist bis auf zwei oder drei Stunden landeinwärts von den muhamedanischen Suähelis (d. h. Tiefländern) bewohnt, welche, etwa 400,000 Köpfe stark, unter kleineren, dem Imâm zinsbaren Häuptlingen oder Scheikhs stehen, und die den Zugang ins Innere, sowie den ganzen Handelsverkehr zwischen dem Binnenland und dem Meere beherrschen.

Schon dieser Umstand, daß der ganze Küstenrand von Muhamedanern besetzt ist, muß für die Mission ungünstig und mißlich sein. Die muhamedanischen Völker stehen überall ohne Ausnahme der Einführung des Christenthums feindselig und hinderlich im Wege, und zwar nicht nur da, wo es sich um die Mission unter ihnen selbst, sondern auch da, wo es sich um die Mission unter ihren heidnischen Nachbarn handelt. Sie selbst sind, namentlich in Afrika, eifrigst mit der Bekehrung der Heiden zu dem falschen Propheten Muhamed beschäftigt, und ihre Sendboten durchziehen das afrikanische Binnenland nach seiner ganzen Länge und Breite. Diese Verführer wissen theils als Zauberer sich bei den unwissenden heidnischen Fürsten und Völkern wichtig und unentbehrlich zu machen, theils treiben sie einen höchst gewinnreichen Handel mit Amuletten aller Art, ohne welche fast kein Afrikaner leben zu können glaubt. Wie sollte unter solchen Umständen der christliche Missionar einen gesegneten Erfolg für seine Arbeit, ja auch nur eine ungehinderte freie Thätigkeit erwarten dürfen? Die muhamedanischen Zauberer und Amulettenhändler werden ihm überall offener oder verhüllter entgegenarbeiten und dem Boten Christi Hindernisse in den Weg legen, die nur durch eine außerordentliche Dazwischenkunft Gottes entfernt werden können.

Aber auch nach einer andern Seite hin treten einer erfolgreichen

Missionsthätigkeit in jenen Gegenden fast unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg. Der Küstensaum selbst nämlich, der nur von Muhamedanern bewohnt ist, kann nicht als Missionsfeld besetzt werden; der Missionar wird somit über denselben hinaus ins Innere dringen müssen, wo die heidnischen Stämme beginnen. Nun ist es allerdings der Fall, daß schon 2—3 Stunden von der Küste entfernt die heidnischen Wanika, dann weiter landeinwärts die Wakamba und andere Stämme wohnen, zu denen der Missionar gehen könnte. Allein wenn dieß von den muhamedanischen Küstenbewohnern aus religiösen Rücksichten höchst ungern gesehen wird, so sind anderseits die Bedenken des Imâm von Maskât gegen ein solches Vordringen des europäischen Missionars aus finanziellen und Handels-Rücksichten noch viel größer. Der ganze Reichthum des Imâm stammt her von den Zollgebühren und Taxen, die er von dem Handel mit dem Innern Afrika's erhebt. Diesen Handel allein in Händen zu haben und namentlich die rührigen Engländer und Franzosen ferne zu halten, ist für ihn von höchstem Interesse. Obschon nun die Missionare immer und immer wieder versichern und ihr Wort durch die That zu bekräftigen bemüht sind, daß sie nichts, gar nichts mit dem Handel zu thun haben, so bleibt der Argwohn doch immer da, daß diese englischen Missionare nur die schlauen Kundschafter seien, die das Land ausforschen, und hinter denen drein die Handels- und Kriegsschiffe kämen, um das Land einzunehmen. Wenn nun vollends die Missionare allerlei Reisen in die Kreuz und Quere machen, wenn sie Berichte von diesen Wanderungen nach Hause senden, Land und Leute genau beschreiben und was dergleichen mehr ist, so wird der argwöhnische Fürst nur durch all dieß allarmirt und in seinem Argwohn befestigt werden; er wird bei allem Wohlmeinen gegen die Fremdlinge ihnen doch jedes Hinderniß in den Weg legen, ihnen unter hundert Vorwänden Schutz und Förderung ihrer Zwecke verweigern, und unter unzähligen, scheinbar harmlosen Formen ihnen den Aufenthalt im Innern unmöglich machen.

Sollten aber die Missionare es wagen wollen, noch tiefer ins Innere zu dringen, — dahin, wo der Einfluß des Imâm aufhört, wo die Volksstämme unabhängig und frei in ihrem Naturzustand dahinleben, so erheben sich noch viel größere Schwierigkeiten. Auf der einen Seite nämlich sind diese Stämme im Innern so über alle Maaßen wild, raubsüchtig, blutdürstig und barbarisch, daß der Missionar mit seiner Habe und vielleicht mit seinem Leben bald seine Kühnheit büßen müßte. Gehen doch selbst die Handelscarawanen von der Küste nur unter starker und wohl-

bewaffneter Begleitung dahin, und dennoch kommen jedes Jahr grausame Ueberfälle vor, unter denen ganze Schaaren von Handelsleuten erliegen. Aber auch wenn das Leben des Missionars gesichert wäre, so kann ja der Europäer mitten in der Wildniß Afrika's nicht ohne alle Verbindung mit der Heimath, nicht ohne brieflichen Verkehr mit ihr, nicht ohne allerlei Bedürfnisse aus ihr existiren. Dieser Verkehr nöthigt ihn aber, Boten nach der Küste zu senden, welche hin und her tragen, was er bedarf. Wer will aber unter so gefahrvollen Umständen sein Bote sein? Um auch nur einen Brief nach der Küste zu senden, wird es nöthig sein, eine wohlbewaffnete Schaar als Bedeckung mitzugeben, und die Ausgaben für einen einzigen Fall dieser Art werden nicht unter 80—100 Thalern zu stehen kommen. Die Errichtung einer Station im Binnenlande ist also außer Frage, so lange die Wege so unsicher und die Küste so verschlossen und feindselig ist.

Dieß etwa waren die Verhältnisse, unter denen vor zwölf Jahren Missionar Dr. Krapf sich auf der kleinen Korallen-Insel Mombas niederließ, um die ostafrikanische Mission zu beginnen. Mombas liegt etwa 30 Stunden nördlich von der Insel Sansibar, und zwar in einer freundlichen Meeresbucht hart am Festlande, von dem sie nur durch einen schmalen und überdieß seichten Meeresarm (von der Breite des Rheins bei Basel) getrennt ist. Eine kleine Stadt gleiches Namens, die Residenz eines Statthalters des Imäm, ist auf der Insel erbaut, und da die Bucht eine sehr geschützte Lage für Schiffe darbietet, so sammelt sich hier zu gewissen Zeiten des Jahres eine große Anzahl arabischer, persischer und indischer Handelsschiffe, die den Waarenaustausch vermitteln.

Hier wurde es dem Missionar Krapf, der mit bedeutenden Empfehlungen aus England nach Sansibar gekommen war, gestattet, sich als Lehrer des Evangeliums anzusiedeln. Theils die Rücksicht auf England, gegen welches der Imäm sich anderwärts verpflichtet fühlte, theils jährlich wiederholte Geschenke an die untergeordneten Scheikhs, durch welche der Missionar gleichsam den Tribut zahlte für den verliehenen Schutz, bewirkten es, daß Krapf und mit ihm die neuangekommenen Brüder Rebmann und Erhardt die Erlaubniß erhielten, auf das Festland überzusiedeln, und zwar zuerst nach dem Dorfe Rabbai Mpia, dann etwas weiter landeinwärts nach der Station Kisuludini. Wir müssen versuchen, uns eine möglichst deutliche Vorstellung von der Lage dieser Orte zu machen.

Die Insel Mombas liegt, wie schon oben erwähnt, in einer Meeresbucht so nahe am Festland, daß man den Verkehr durch eine Fähre zu

vermitteln pflegt. Vom Meeresstrand steigt nun das Land sanft und allmählig auf. Es ist sehr wenig bebaut. Anfangs treffen wir noch zahlreiche Kokospalmen, um welche einzelne Hütten von sehr armseliger Bauart sich lagern; weiter landeinwärts werden sie seltener, und niedriger Buschwald oder hohes Gras fängt an, das Land weit und breit zu bedecken. Die ersten anderthalb bis zwei Stunden befinden wir uns noch unter den muhamedanischen Suahelis; hinter ihnen beginnt das Gebiet der heidnischen Wanika, deren einziger Reichthum in ihren Viehheerden besteht. Etwa fünf Stunden von der Küste, da wo das Gebiet der Wanika bereits überzugehen anfängt in die Gränzen der Wakamba, eines gleichfalls heidnischen Stammes, liegt eine sogenannte Kaya, d. h. ein mit einem Zaun und Dornen umgebenes und geschütztes Dorf. Es ist dieß Rabbai Mpia. Dieses Wanika-Dorf ist sehr schön auf einem Hügel gelegen, von dem aus man die ganze Küstenniederung und die Meeresbucht mit Mombas übersieht. Hier war es, wo die Missionare zuerst sich eine Hütte bauten. Allein da das Dorf fast immer menschenleer ist, indem sich die Bewohner in der Regel auf ihren kleinen Landgütchen aufhalten und nur bei einem feindlichen Ueberfall sich in die Kaya flüchten, so hielten die Missionare es für rathsam, ihre Wohnung noch etwas weiter landeinwärts zu verlegen. So bauten sie sich eine halbe Stunde von Rabbai, gerade auf der Gränzscheide des Wanika- und Wakamba-Gebiets, eine höchst bescheidene aber zureichende Wohnung an einer Stelle, welche Kisuludini heißt. Dieß wurde von da an der Mittelpunkt ihrer Thätigkeit.

Es ist bekannt, wie die Missionare dort mit angestrengtem Fleiß die verschiedenen Sprachen der umliegenden Stämme sich zu eigen machten, dieselben grammatisch und lexicographisch bearbeiteten und Theile der heil. Schrift in dieselben übersetzten; — wie sie unter unsäglichen Schwierigkeiten und Gefahren sich noch weiter ins Innere wagten, um Land und Leute kennen zu lernen und eine Mission unter ihnen vorzubereiten; — wie einzelne Brüder bald von Krankheit heimgesucht und genöthigt wurden, das Land zu verlassen, bald von andern Nöthen und Trübsalen geprüft und gedemüthigt wurden. Das Schwerste aber war der harte Boden der Herzen, den sie zu bearbeiten hatten. Die Klagen der Missionare in dieser Beziehung sind oft wahrhaft ergreifend. Durch die Einflüsterungen der Muhamedaner wurde in die Herzen der Heiden, die ohnehin durch Stumpfheit, Grausamkeit und Wollust aufs äußerste verhärtet schienen, ein Argwohn gegen die Missionare gestreut, der, wie es schien,

durch Nichts zu überwinden war, und der ihnen alle Herzen verschloß. „Ich dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnütz zu; wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist." Jes. 49, 4. Dieß ist der Ton, welcher durch alle Briefe und Berichte dieser Brüder sich hindurchzieht, und der namentlich in einer Denkschrift sich kundgibt, welche sie im Jahr 1854 an ihre Committee in London einsandten. In derselben legten sie klar und eingehend die ganze Lage der ostafrikanischen Mission ihrer leitenden Behörde in der Heimath vor und schlossen dann mit der Erklärung, daß nach ihrer innersten Ueberzeugung die Zeit für eine Mission in Ostafrika noch nicht gekommen sei; daß sie bereit seien, sich nach irgend einem andern Missionsfeld senden zu lassen, daß sie aber auch Muth und Glauben besäßen, im Namen des Herrn und in geduldigem Warten auf Seinen Segen ihre mühevolle Arbeit fortzusetzen, wenn die Committee es wünsche.

Die englische Committee gewann aus dieser Denkschrift nicht die Ueberzeugung, daß sie schon jetzt zum Abbruch ihrer ostafrikanischen Mission berechtigt sei; im Gegentheil, sie munterte ihre dortigen Missionare zu geduldigem und gläubigem Ausharren auf, erinnerte sie daran, daß in manchen andern Missionsgebieten (Südsee, Westafrika rc.) die Zeit der Prüfung noch viel länger gewährt habe, wies auf den einen bekehrten Eingeborenen hin, den ihnen der Herr als Frucht ihrer Arbeit und als Unterpfand einer künftigen Ernte gegeben habe (Abe Gundsche), und erklärte, daß sie ihnen demnächst weitere Verstärkung zusenden werde. Letzteres war, wenn anders die Mission aufrecht erhalten werden sollte, um so nöthiger, als Krapf sich Gesundheitshalber ganz von der Missionslaufbahn zurückziehen mußte und auch Erhardt in Folge seiner gebrochenen Gesundheit genöthigt war, Ostafrika zu verlassen. So geschah es, daß Missionar Deimler, nachdem er sich erst in Bombay ein Jahr lang für diese Mission vorbereitet hatte, im Jahr 1856 zu Rebmann stieß. Noch einmal schien in dem einsamen Kisuludini neuer Muth und neue Hoffnung einzukehren, als plötzlich der Fürst starb, welcher, menschlich gesprochen, die Hauptstütze der Missionare und ihr treuer Beschützer gewesen war. Der Tod des alten Imām von Maskāt (19. Okt. 1856) mußte für die ostafrikanische Mission eine Krise herbeiführen.

Unmittelbar nach dem Absterben dieses Fürsten schrieb Oberst Hammerton, der englische Consul auf der Insel Sansibar, der mit Recht den nahen Ausbruch wilder Verwirrung befürchtete, an die Brüder Rebmann und Deimler, daß sie unverweilt ihre Station im Innern verlassen und

nach der Insel Sansibar kommen sollten, wo allein Sicherheit für sie zu finden sei. Er theilte ihnen mit, daß der zu befürchtende Kampf um die Thronfolge ohne Zweifel furchtbare Zerrüttungen sammt Mord und Blutvergießen werde zur Folge haben. Ueberhaupt, fügte er hinzu, seien viele angesehene und einflußreiche Personen sehr übel zu sprechen auf die Mission in Ostafrika; nur dem Einfluß des wohlgesinnten und achtungswürdigen alten Imâm hätten sie es zu verdanken gehabt, daß sie gegen den Wunsch aller Araber diese Mission beginnen und bis jetzt fortführen konnten, und er wisse gewiß, daß man schon vor vier Jahren sie alle von dort fortgejagt hätte, wenn nicht das Wohlwollen des Imâm ihr Schutz gewesen wäre. Jetzt sei dieser ihr alleiniger Beschützer dahin, und er bitte die Missionare dringend, in dem Schiff, das er nach Mombas senden werde, ohne Verzug nach Sansibar zu kommen.

Unter solchen Umständen wäre es Frevel gewesen, länger in Kisuludini zu bleiben. Da jedoch die Gefahr noch nicht so nahe schien, so beschlossen sie, erst mit Ende Februar (1857) die Station zu verlassen und nach Sansibar überzusiedeln. Mittlerweile konnten sie ihre Angelegenheiten ruhig ordnen und ohne Hast und Uebereilung sich zum Aufbruch rüsten.

Um die Mitte des Januar wurden sie mit einem höchst unerwarteten Besuch erfreut. Es war Commodore Trotter, derselbe fromme Seemann, der im Jahr 1842 die erste Nigerexpedition geleitet hatte, und der nicht nur ein wahrer Freund der Mission, sondern auch Mitglied der kirchlichen Missionsgesellschaft ist. „Ich habe nie einen Mann kennen gelernt," sagt Missionar Rebmann von ihm, „der so angelegentlich, so unermüdlich und so treu Alles untersuchte und über Alles Erkundigungen einzog. Das Allerkleinste war ihm nicht zu gering; er maß unsre kleinen Kammern aus, war unermüdlich in seinen astronomischen Beobachtungen, erkundigte sich mit dem lebhaftesten Interesse nach den Verhältnissen der Eingeborenen, nahm innigen Antheil an unsrem bekehrten Abe Gundsche und suchte sich ein recht deutliches Bild von unsrer ganzen Lage zu machen." Ein Besuch dieser Art war unter den gegenwärtigen Umständen von unschätzbarem Werth für die Missionare. Auch er sprach ihnen seine Ueberzeugung aus, daß diese Mission sich nicht halten könne, bot ihnen an, sie auf seinem Kriegsschiff nach Sansibar zu bringen, ja sie nach dem Cap mitzunehmen, wenn sie dazu Lust hätten, und sprach ihnen aufs dringendste zu, geradewegs und ohne Verzug nach England zurückzukehren. Missionar Deimler nahm die Einladung an und fuhr mit

Trotter nach Sansibar. Rebmann mit seiner Gattin blieb, um seine Anordnungen vollends ruhig zu Ende zu bringen.

Kaum war Commodore Trotter wieder abgefahren, so standen wenige Tage hernach (17. Januar) die beiden englischen Capitäne Burton und Speke vor der einsamen Missionswohnung zu Kisuludini. „Dieser stille Ort," schreibt Rebmann, „wo das ganze Jahr hindurch, vom ersten Januar bis zum letzten Dezember nichts Besonderes vorfällt, das der Erwähnung werth wäre, schien auf einmal in eine Stätte voll Leben umgewandelt zu werden." Doch so wohlthuend überhaupt ein solcher Besuch den einsamen Brüdern sein mußte, er wurde ihnen doppelt lieb und tröstlich unter den gegenwärtigen Umständen. Schon seit einigen Tagen nämlich hatte sich das Gerücht verbreitet, die Mâsai seien im Anzug. Diese Mâsai sind einer der wildesten, grausamsten und gefürchtetsten Stämme landeinwärts; sie sind der Schrecken der Carawanen, die durch ihr Gebiet zu ziehen haben, und es vergeht fast kein Jahr, wo sie nicht Plünderungs- und Raubzüge in das Gebiet der Wakamba und Wanika, ja bis an die Küste machen. Daß sie gerade jetzt die Zeit allgemeiner Aufregung zu einem neuen Raubzug benützen sollten, schien nicht unwahrscheinlich. Bereits sah man einzelne Wakamba mit Viehheerden näher gegen die Küste fliehen; allein die Rabbai-Leute (Wanika) trieben sie zurück; denn es hieß wiederum von anderer Seite, daß es ein falscher Lärm sei, indem es nicht die Mâsai wären, die man habe nahen sehen, sondern es sei eine Suâheli-Carawane, die aus dem Innern nach der Küste zurückkehre. Solche widersprechende Gerüchte beunruhigten die Gemüther gerade zur Zeit des Besuchs der beiden Capitäne. Da sich aber nichts weiter zeigte, so kehrten diese am folgenden Tag (Sonntag den 18. Januar) nach Mombas zurück, versprachen aber in der folgenden Woche wieder zu kommen. Hören wir nun Missionar Rebmann weiter erzählen.

„Am Montag Nachmittag," so schreibt er, „sahen wir abermals die Wakamba, und zwar in größeren Schaaren, in der Richtung auf Kisuludini fliehen; denn sie hatten in der Ferne Rauch aufsteigen sehen, der, wie sie meinten, von angezündeten Hütten herrührte, welche der Feind in Brand gesteckt habe. Gegen Abend hieß es schon bestimmter, daß die Mâsai in drei Abtheilungen heranziehen, sengend und brennend, raubend und mordend. Die Leute von Rabbai (Wanika) fiengen nun an, ihr Vieh nach der Kaya oder gegen die Küste zu treiben, während die Wakamba ihre Heerden mehr gegen uns zu trieben. Eine bange Nacht

stand uns bevor, und wir empfahlen uns mit besonderem Ernst unter den Schutz unsers allmächtigen Gottes. Doch sie gieng ohne weitere Beunruhigung vorüber. Es war klar, daß der Feind während der Nacht nicht weiter vorgerückt war, obschon er nur etwa zwei Stunden von uns entfernt war. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß in Mombas sich das Gerücht verbreitete, die Másai hätten uns förmlich umzingelt und eingeschlossen, um unser Entkommen zu verhindern. Auf dieß Gerücht hin eilten unsre wackern Freunde, die Capitäne Burton und Speke, das Schwert in der Hand, zu uns herauf, um uns Beistand zu leisten. Dieß war am Dienstag den 20. Januar. Aber es war, wie wenn eine höhere Hand die wilden Horden der Mâsai zurückhalte, bis wir, die Hülflosen, in Sicherheit wären. Ich selbst hatte nicht eine einzige Feuerwaffe in meinem Hause, und die Capitäne, die gerne uns vertheidigt hätten, konnten nur bis zum folgenden Morgen bleiben. Bereits hatte ich ein Boot auf Donnerstag bestellt, das unsre letzten Habseligkeiten und uns selbst am Freitag nach Mombas führen sollte*); aber dasselbe Gerücht, das die beiden Capitäne zu uns getrieben hatte, veranlaßte auch den muhamedanischen Statthalter von Mombas, schon in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch uns ein Boot zuzusenden, so daß wir schon am Mittwoch, zugleich mit unsern wohlwollenden Gästen, Kisuludīni hätten verlassen können, wenn nicht das mühselige Heruntertragen unserer Habseligkeiten nach dem Meeresarm (es ist eine Entfernung von etwa 5/4 Stunden) uns so sehr aufgehalten hätte. Endlich, am Donnerstag, wurden wir aus der Furcht erlöst, unser Leben nicht sowohl um des Evangeliums willen, als vielmehr in einem wilden Raubkrieg zu verlieren, bei dem es sich um das Wegtreiben der Viehheerden handelte.

„Als wir unsern Hügel verließen, war nicht eine einzige Seele da, die ihr Bedauern über unser Weggehen aussprach, und selbst das (noch heidnische) Weib des Abe Gundsche schien nur von Einem Gedanken erfüllt zu sein, nemlich die Hühner und die paar Wasserkrüge sich zuzueignen, die wir zurücklassen mußten. Abe Gundsche selbst wollte, wenn alle unsre Sachen vollends an die Küste und nach Mombas gebracht wären, uns dahin nachfolgen und nach Sansibar begleiten. Dieß dauerte

*) Es ist hier zu bemerken, daß außer der Bucht von Mombas noch ein schmaler Meeresarm sich 3—4 Stunden weit ins Land hineinzieht. Von Kisuludini aus kann man in etwa 5/4 Stunden an diesen Meeresarm hinabkommen und dann zu Wasser die Reise nach Mombas fortsetzen. Diesen Meeresarm herauf hatte Rebmann ein Boot bestellt.

noch volle acht Tage, nachdem wir selbst bereits in Mombas angekommen waren, d. h. bis zum 30. Januar. Kaum aber war der letzte Transport angekommen und in Sicherheit gebracht, als am 31. die furchtbaren Horden der Mäsai losbrachen und bis an den Meeresstrand herab vordrangen, ja bis zu der Stelle, wo von Mombas her die Fähre zu landen pflegt. Die Leute von Mombas machten zwar mehrere Versuche, die Barbaren zurückzutreiben; aber sie verloren unter den Keulenwürfen der Mäsai*) viele Leute, und konnten nur etliche hundert Stück Vieh aus ihren Händen retten. Von unsern Rabbai-Leuten erfuhren wir nichts, als das allgemeine Gerücht, daß das Gemetzel unter ihnen furchtbar gewesen und all ihr Vieh geraubt sei. Eine ganze Woche lang war jede Verbindung zwischen ihnen und Mombas unterbrochen. Ich wußte nicht einmal, ob unser lieber Abe Gundsche unter den Lebenden oder Todten sei. Endlich konnte ich einen unsrer Knechte bewegen, in Begleitung eines andern Mannes nach Kisuludīni zu gehen und Erkundigung einzuziehen über den Stand der Dinge. Allein die Leute, die er unterwegs traf, sagten ihm, daß er nicht bis zu unsrer Wohnung kommen könne, weil der Verwesungsgeruch der vielen umherliegenden unbegrabenen Leichen unerträglich sei. So gieng er nicht dahin. Ehe er aber zu uns zurückkehrte, hörten wir zu unsrer großen Freude durch einen andern Entronnenen, daß unser Abe Gundsche sammt Weib und Kind glücklich entkommen sei und mit andern seiner Landsleute sich in der Kaya aufhalte, deren Verzäunung man so schnell als möglich reparirt hatte. Wenige Tage nachher kam er selbst zu uns nach Mombas, und aus seinem Munde konnten wir endlich einen genauern Bericht von dem Ueberfall jener Räuber und Mörder erhalten. Es war eine wahre Jammergeschichte. Die unglücklichen Rabbai-Leute hatten sich in ihrem Leichtsinn und ihrer Sorglosigkeit nicht warnen lassen, obschon sie die Feuerzeichen der von den Mäsai angezündeten Hütten näher und näher rücken sahen. Endlich am Morgen des 31. Januar vor Tagesanbruch verwandelte sich ihre Sorglosigkeit plötzlich in Verzweiflung. Der Feind brach wie ein Gewitter über sie herein; das Stöhnen der Sterbenden und das Geschrei der Fliehenden weckte die Schlafenden auf, und ehe sie recht zu sich sel-

*) Die Keulen der Masai sind nur von der Länge eines Mannesarms, laufen oben kugelförmig aus, und dienen nicht blos zum Dreinschlagen, sondern vorzugsweise zum Werfen nach dem Schädel des Feindes, worin sie eine bewundernswürdige Sicherheit haben. Dergleichen Keulen tragen sie manchmal 6—8 bei sich in den Gürteln.

der kamen, war der erbarmungslose Măsai über ihnen, weder Alte noch Junge, weder Weiber noch Kinder schonend; er stach und schlug Alles nieder, wie er es auf seinem Wege fand. Ganze Familien wurden umgebracht, unter ihnen Viele, die uns wohl bekannt waren, und die wir oft gebeten hatten, zu dieser ihrer Zeit zu bedenken, was zu ihrem Frieden dienet. Bei weitem die Mehrzahl der Gemordeten bestand aus Weibern und Kindern, sowohl aus den Wakamba als den Wanīka. Abe Gundsche hatte an jenem Morgen gewacht, und als er den Anzug des Feindes bemerkte, gelang es ihm, sich hinter einen buschigen Bananenbaum auf seiner Plantage zu verstecken; und als die wilden Horden spät am Nachmittag mit zahllosen Schaaren geraubten Viehes zurückkehrten und ihren Weg gerade über seine Felder nahmen, befand er sich eben auf einem Kokosnußbaum, um Palmwein abzuziehen. Von diesem Baum aus sah er die wilden Schaaren herannahen; er verbarg sich in der Blätterkrone und blieb abermals unbemerkt.

„Das Unglück, das über dieß arme Volk gekommen ist, übersteigt fast alle Beschreibung. Abe Gundsche selbst sagte vor einigen Tagen zu mir: 'Gott hat dieses Land mit seinen Gerichten rein gefegt.' Die Bereicherung an Viehheerden erzeugte in den Leuten einen Uebermuth und Stolz, da Keiner mehr dem Andern Gehör geben wollte. Der Ackerbau, früher ihre Hauptbeschäftigung, wurde vernachläßigt, weil er nach und nach als verächtlich angesehen ward. Wollust und Liederlichkeit stiegen in den letzten Jahren auf einen erschreckenden Grad.

„Nun hat Gott selbst zu diesem irregeleiteten armen Volke in schweren Gerichten gesprochen. Er hat das, worauf ihr betrogenes Herz so stolz gewesen war, und was sie so viel höher achteten als das Wort der Missionare, — ihre großen schönen Viehheerden — von ihnen genommen. Dazu kommt, daß in Folge der Vernachläßigung des Ackerbaus und der herrschenden Trockenheit noch die Geißel des Hungers über sie kommen wird. Sie werden dahin gebracht werden, ihre eigenen Kinder um eine Handvoll Korn zu verkaufen. So richtet Gott unter den Heiden und alle seine Gerichte sind heilig und gerecht.

„Endlich am 14. Februar schifften wir uns von Mombas nach Sansibar ein, wo ich dieses schreibe. Es hindert mich nichts, nach Europa zurückzukehren; allein der Wunsch, die Sprache der Wanīka noch gründlicher zu studiren, hält mich hier noch wahrscheinlich bis zum Herbst zurück. Denn dessen bin ich gewiß, daß *die ostafrikanische Mission nicht wirklich aufgegeben, sondern nur für eine Zeit unter-*

brochen ist, bis der Herr die Thüren wieder öffnet und zwar nicht mehr durch muhamedanische Vermittlung, sondern durch die Hand einer christlichen Macht."

So schreibt Missionar Rebmann. Mittlerweile hat die englische Committee dem Missionar Deimler die Weisung gegeben, nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Egypten zum Behuf der Erlernung des Arabischen, sich nach Bombay zu begeben und dort seine Missionsthätigkeit vorzugsweise den vielen Fremdlingen aus Ostafrika zuzuwenden, die daselbst beständig ab- und zugehen. In ähnlicher Weise beabsichtigt die Committee den Missionar Rebmann nach der Insel Mauritius zu versetzen, wo ganze Schaaren von Eingeborenen Ostafrika's sich befinden, und wo somit das Werk fortgesetzt wird, das für den Augenblick auf der ostafrikanischen Küste selbst abgebrochen ist. Der Herr aber kennt allein die Stunde, wo sein ewiger Heilsrath, der ja auch den Suähelis, den Wanika und den Wakamba gilt, sich an den Völkern Ostafrika's herrlich verwirklichen wird. Ihm sei jene finstere Küste, an deren ganzer Ausdehnung bis hinab nach Port Natal nicht eine einzige Missionsstation mehr sich findet, betend empfohlen!

Missionsliteratur.

---

1. Die evangelische Mission, mit besonderer Beziehung auf das evangelische Deutschland, von G. Schweder, Prediger an St. Nikolai in Berlin. 1857.

Der Verfasser will die Sache der Mission umfassend, aber kurz und verständlich, den evangelischen Christen vor Augen stellen, um ihr erhöhte Theilnahme zuzuwenden und einigendes Verständniß über die Grundsätze des Missionirens zu befördern. Nach kurzem Ueberblick über die Weise der apostolischen und die ihr so sehr entgegengesetzte, der katholisch-hierarchischen Mission wird Entstehung und Anschauungsweise der evangelischen Missionsgesellschaften berichtet, wobei mit besonderer Liebe der Brüdergemeinde und der Londoner Missionsgesellschaft gedacht wird. Hierauf kurze Darlegung der Bedürfnisse der verschiedenen Missionsgebiete: mit Recht wird denselben auch die große Masse der Auswanderer angereiht, welche in der neuen Heimath theilweise in der Gefahr neuen Heidenthums stehen. Endlich legt der Verfasser seine Anschauungen über die rechte Weise des Missionirens dar, indem er den evangelischen Missionar, wie er sein soll, schildert, und das Verhält-

niß bespricht, in welchem die Missionsgemeinde zum Missionar und zu den Bekehrten stehen müsse. Mit Uebergehung dessen, was auf den Streit der kirchlichen Partheien zumal in Norddeutschland sich bezieht, heben wir die Hauptgedanken über die Mission heraus. Die Erfahrung, daß die Brüdergemeinde und der Pietismus die bereitwilligsten und wirksamsten Missionare stellt, wird angeführt als Beweis, wie nicht die Strenge der Kirchlichkeit, sondern die Lebendigkeit des inwendigen Christenthums rechten Missionstrieb wecke. Christum im Herzen zu tragen, ist die Ausrüstung des Missionars; durch die einfache Predigt der Grundwahrheit, nemlich des Kreuzes Christi, die Sünder zum Seligkeitsweg zu führen, ist seine Aufgabe; nicht um den Ueberbau, sondern um die Grundlegung handelt es sich. Für die Bekehrten muß der Missionar Vater werden, weil sie, vielleicht sogar noch in der zweiten und dritten Generation, unmündig bleiben. Für den Zutritt des Missionars zum weiblichen Geschlecht und für die Heranziehung der Bekehrten zu christlichem Ehestand und Kinderzucht ist es von großer Wichtigkeit, daß die Missionare verheurathet seien; auch hierin liegt ein Vorzug der evangelischen Mission vor der katholischen. Die Entwicklung christlichen Familienlebens und nur sie ist dann ferner der Weg zur Cultur. Scheidung der Missionsgemeinde und der Missionare nach Confessionen ist unnöthig und vom Uebel; unnöthig, weil der Missionar, wenn er noch so viele Confessionstreue mit unter die Heiden nimmt, keinen Gebrauch davon machen kann, denn die Milch des Evangeliums ist es, was die Heiden bedürfen; vom Uebel, weil die Erfahrung lehrt, daß sich die Angehörigen der verschiedenen Confessionen zur künftigen Betreibung der Mission gegenseitig bedürfen, und daß es der Geist der weitherzigen Liebe ist, der zur Begründung der Mission getrieben hat. Dazu muß man den Heiden nicht die Spaltungen der Christen, sondern ihre Einheit vor Augen stellen, sonst werden die Gewissen verwirrt. Auch den verkommenen Christen des Morgenlandes und den verkommenden Auswanderern kann nur durch die einfache Predigt der Grundwahrheiten zum Leben geholfen werden. Lieder, Catechismen, Liturgie, Gemeindeordnung müssen den neu entstehenden Gemeinden zwar zunächst von der Heimath aus dargereicht werden; aber wenn anders die Gemeinden kräftig gedeihen, so werden sie sich allmälig ihre Anschauung, ihren Gottesdienst, ihre Ordnungen nach Volks- und Landesart ausprägen; Einzwängung in die Weise der europäischen Muttergemeinde müßte zum Tode führen. — Dem leitenden Vorstande einer Missionsgesellschaft muß eine möglichst weite, ausübende Gewalt von der Gesellschaft zuerkannt werden. — Dieß die wichtigsten Gedanken des Herrn Verfassers.

Man sieht wohl, daß er sich mit der Missionsgeschichte eingehend bekannt gemacht hat, daß es ihm von Herzen um das Gedeihen der Mission zu thun, und daß er über Verhältniß von Christenthum und Cultur biblische Einsicht hat. Die dargelegten Grundsätze sind meist der wirklichen Missionserfahrung entsprechend. Wenn die Beiseitstellung der Confessionsunterschiede in der Mission jetzt von so Vielen angefeindet wird, so liegt am Tage, daß den Confessionseiferern auch beim Reden über die Mission nicht sowohl die Mission selbst als die Confession und die Geltendmachung des kirchlichen Amtes in der Heimathkirche am Herzen liegt. Wer sich nur für einige Zeit in die wirklichen Zustände und Bedürfnisse der Heidenwelt liebevoll versetzt, der begreift, daß nicht die dogmatische

Eigenthümlichkeit der lutherischen oder reformirten Kirche, sondern die einfache Lehre von der Liebe Gottes in dem Gekreuzigten es ist, wovon die Heiden lebendig werden. Den Hindus und Chinesen wäre es zwar ohne Zweifel sehr erwünscht, wenn man sie recht bald in unsere Controversen einführen würde; sie sind geneigt genug, das Christenthum zu einer Sache der Theorie und des Disputirens zu machen, aber eben um dieser Neigung willen müssen sie um so mehr bei den praktischen Grundwahrheiten festgehalten werden. Und was wäre doch das Resultat, wenn in Indien oder China bischöfliche, presbyterianische, baptistische, lutherische ꝛc. Gemeinden bei ihrer weiteren Ausbreitung und dem endlichen Zusammenstoßen ihrer Gränzen, statt zu dem Blick der Liebe auf die Eine Grundwahrheit, vielmehr zum schroffen Geltendmachen ihres Christenthums als des alleinigen erzogen wären? Das aber ist und bleibt freilich die unerläßliche Voraussetzung, daß es wirklich die Grundwahrheit des Christenthums, nemlich die Rechtfertigung im Glauben an das Kreuz des Gottes- und Menschen-Sohnes ist, worauf alle Missionsgesellschaften ihr Werk begründen, — und nicht etwa ein beliebiges selbstgemachtes Christenthum.

In Betreff eines gegen den Schluß hin ausgeführten Punktes müssen wir uns erlauben, dem Verfasser zu widersprechen. Er meint, wie man in unseren Heimathkirchen nicht selten unkirchliche Leute zu Kirchenältesten wähle, welche dann bald dem neuen Berufe ihre ganze Liebe schenken, so sollte man auch in den Missionsdienst, zumal in den ökonomischen Zweig desselben, Leute zulassen, die nicht gerade in der Wiedergeburt stehen, wenn sie nur praktische und sittlich tüchtige und wissenschaftliche Menschen seien. Das wird man hoffentlich nie thun. Mögen unkirchliche Männer bisweilen durch ihre Wahl zu einem Kirchendienst Freunde der Kirche und sogar nach und nach Jünger Christi werden, so geschieht es noch öfter, daß sie bleiben was sie gewesen sind, und wohl gar die Kirche verderben. Soll man dieß auch in der Mission riskiren? In den heimathlichen Vorständen können solche Männer kein rechtes Vertrauen genießen, und würden wohl auch bald Geduld und Glauben verlieren; draußen in der Mitte des Heidenthums aber werden sie der Macht der Versuchung unterliegen, welche viel größer ist, als man sich in der Heimath vorzustellen pflegt. Warum ist die treffliche lutherische Mission im Tamulenlande während der Zeit des deutschen Rationalismus nahezu zu Grunde gegangen?

Fr. G.



Missions-Zeitung.

Aus der Heimath.

In England haben die entsetzlichen Vorgänge in Indien eine außerordentliche Rührigkeit unter den Missionsfreunden erweckt. Das Interesse für die Mission in Indien war in den letzten Jahren unverkennbar geringer und lauer geworden. Denn die Hoffnungen, welche vor zehn und fünfzehn Jahren durch die großartigen Erweckungen und Bewegungen im Distrikt Kischnagore (Bengalen) und im Tinevelly Distrikt (Südindien) erweckt worden waren, hatten sich nicht realisirt; die große Masse der Hindus blieb unberührt, ja selbst die frühere Opposition machte, besonders in Bengalen, einer stumpfen Gleichgültigkeit Raum. Zwar kamen in den letzten Jahren noch immer einzelne Bekehrungen vor, aber verhältnißmäßig sehr wenige. Diese Erfahrung hatte den Eifer der englischen Missionsfreunde für Indien nicht wenig gedämpft. Nun kam der Militäraufstand mit all seinen Gräueln und Scheußlichkeiten. Unsere englischen Brüder fühlten sich dadurch, abgesehen von dem Entsetzen über das Unerhörte, in ihrem Gewissen gestraft über so viele und schwere Versäumnisse, und Viele thaten vor Allem Buße über die eigene Schuld. Daran knüpft sich nun ein wahrhaft erhebender Eifer von Seiten der verschiedenen Missionsgesellschaften, das Böse mit Gutem zu vergelten und den Mördern ihrer Brüder, Schwestern und Kinder das Wort des ewigen Lebens in n[illegible] viel reicherem Maaße zu bringen, als dieß bisher geschehen ist. Dieser Eifer wendet sich nach zwei Seiten hin. Fürs erste werden von Seiten der englischen Missionsfreunde alle gesetzlichen Mittel in Bewegung gesetzt, um die Regierung zu bewegen, daß sie die Hindernisse aus dem Weg räume, welche einer kräftigen Missionsarbeit in Indien bisher im Wege standen. Den ersten und bedeutendsten Schritt in dieser Richtung that die kirchliche Missionsgesellschaft. Sie richtete unter dem 7. Dezember eine Bittschrift, die von dem Erzbischof von Canterbury und einer Reihe von Bischöfen, Grafen und Lords unterzeichnet ist, an die Königin. Sie lautet also:

„Wir, die Unterzeichneten, nahen uns Ew. Maj. mit den Gefühlen des tiefsten Schmerzes über die neueste Meuterei in brittisch Indien, wobei ganze Schaaren unserer christlichen Mitbrüder von den wuthentbrannten Muhamedanern und Hindus hingeschlachtet und unsere nationale Ehre aufs tiefste geschändet wurde durch die Gräuelthaten, die an englischen Frauen und Kindern begangen wor-

den sind. Ew. Maj. hat in diesen Ereignissen das Gericht des allmächtigen Gottes erkannt und deßhalb vor Kurzem einen öffentlichen Bußtag angeordnet, 'um an demselben,' wie es darin heißt, 'Vergebung unserer Sünden zu suchen und Gottes Segen und Beistand für unsere Waffen zu erflehen.' Die Unterzeichneten wagen es nun, der Erwägung Ew. Maj. einige Punkte in dem bisherigen System der indischen Regierung vorzulegen, die mit der Pflicht christlicher Regenten sich nicht vertragen.

„Die Regierung von Indien hat erklärt, sie nehme eine neutrale Stellung zwischen dem Christenthum und den falschen Religionen ein. Eine solche Haltung aber entehrt die Wahrheit Gottes, legt dem Fortschritt des Christenthums Hindernisse in den Weg und ist der Wohlfahrt der Eingeborenen schnurstraks entgegen. Eine gewissenhafte Erfüllung der Regierungspflichten ist dabei unmöglich; denn es liegt einer christlichen Regierung ob, allen jenen Uebeln kräftigst entgegenzuarbeiten, die das gemeine Wohl untergraben und die in Indien vornehmlich mit dem Kastenwesen, mit den sittenlosen Gebräuchen bei Götzenfesten und mit den falschen Begriffen der Eingeborenen von Gut und Böse zusammenhängen, — Uebel, die während der gegenwärtigen Rebellion auf eine entsetzliche Weise zu Tage getreten sind, und denen man nur dadurch wirksam entgegenarbeiten kann, daß die christliche Religion als die Basis der Gesetzgebung und der öffentlichen Ordnung anerkannt wird.

„Wir erinnern daran, daß eine christliche Regierung, einer Bevölkerung von Hindus und Muhamedanern und ihren heidnischen Gebräuchen gegenüber, die Neutralität praktisch gar nicht aufrecht halten kann, und daß dieß bisher bei der indobrittischen Regierung auch in Wirklichkeit gar nicht der Fall war. Diese Regierung war z. B. genöthigt, gewisse sogenannte religiöse Uebungen [die Selbsttödtungen unter Dschagganātha's Wagen, das Hackenschwingen, den Kindermord ꝛc.], welche gegen die Gesetze der Menschlichkeit liefen, gesetzlich zu unterdrücken; auch hat sie, während sie die falschen Religionen zu respektiren vorgab, dennoch zu gleicher Zeit durch die Beförderung des Volksunterrichts und andere zweckmäßige Anordnungen eben jene falschen Religionen faktisch untergraben. Dadurch hat die Regierung sich vor den Augen des indischen Volks den Schein der Unredlichkeit zugezogen und sich dem Vorwurf ausgesetzt, der von den Meuterern so arglistig benützt wurde, daß die Regierung sie durch List und Gewalt zu Christen machen wolle. Deßhalb bitten die Unterzeichneten Ew. Maj. ergebenst, den öffentlichen Behörden von Indien erklären zu wollen, —

1. Daß die gegenwärtige Politik nicht länger fortdauern solle, sondern daß, da Ew. Maj. und die ganze brittische Nation überzeugt seien, daß die Annahme der christlichen Religion, hervorgehend aus einer innern Ueberzeugung von ihrer Wahrheit, ein unberechenbarer Segen für die Eingeborenen von Indien wäre, die Regierung alle rechtmäßigen Unternehmungen schützen und unterstützen solle, die zum Zweck haben, die Eingeborenen mit dem Christenthum bekannt zu machen und sie dafür zu interessiren.

2. Daß in allen Regierungsschulen und Anstalten die Bibel eingeführt

werde als die einzige Lehrerin wahrer Sittlichkeit und als die reine Quelle derjenigen christlichen Grundsätze, nach welchen künftig Indien regiert werden soll.

3. Daß jede Verbindung, die noch zwischen der brittischen Regierung in Indien und den götzendienerischen Gebräuchen der Muhamedaner und Hindus besteht, sofort aufhören und ein Ende haben soll.

Die Unterzeichneten fügen noch bei, daß zu gleicher Zeit allen Hindus und Muhamedanern, die unter Ew. Maj. Regierung stehen, deutlich erklärt werden möge, daß der Besuch der Regierungsschulen ganz und gar etwas freiwilliges ist; daß die Anwendung von List, Bestechung oder Zwang irgendwelcher Art, um etwa dadurch die Leute zur Annahme des christlichen Glaubens zu bewegen, schnurstraks den Grundsätzen des Christenthums zuwiderlaufe, und daß eben dieses letztere jedem Menschen die Freiheit gewährleiste, in religiösen Dingen ganz nach eigener Wahl und Gewissen zu handeln; und daß gemäß dieser Grundsätze die Hindus und Muhamedaner in der Ausübung ihrer eigenen Religion in keiner Weise werden beeinträchtigt werden, es sei denn, daß irgend etwas darin mit der Menschlichkeit und der öffentlichen Sittlichkeit im Widerspruche stehe.

„Schließlich glauben wir, daß zur Einführung dieser Veränderungen in der indobrittischen Politik keine Zeit geeigneter scheint, als die gegenwärtige rc." —

Diesem Vorgang der kirchlichen Missionsgesellschaft haben sich seitdem die meisten andern Gesellschaften angeschlossen. Aber während man so einerseits die Hindernisse wegzuräumen bestrebt ist, die der Mission in Indien bisher im Wege standen, werden anderseits auch umfassende, positive Maßregeln vorbereitet, um die Evangelisation Indiens mit mehr Energie als je zu betreiben. Während die Regierung selbst dreißig neue Caplane nach den verschiedenen brittischen Civil- und Militärstationen Indiens abgeordnet hat, eröffnet die (streng hochkirchliche) Ges. zur Verbreitung des Evangeliums (Propagating Soc.) einen eigenen Fonds zur Vermehrung ihrer indischen Missionen (er ist am 16. Dez. bereits auf Fr. 117,500 gestiegen), und betreibt die Gründung von drei neuen Bisthümern in Indien, nämlich außer den drei schon bestehenden zu Calcutta, Madras und Bombay noch eines für das Pandschab, eines für die Nordwestprovinzen und eines für die Provinz von Tinevelly. Von der evangelischen Parthei in England wurde neuerdings ein „Verein für christliche Volkserziehung in Indien" unter außerordentlicher Theilnahme gegründet, dessen Zweck vom Secretär folgendermaßen dargelegt wird: „Es handelt sich darum, christliche Unterrichtsanstalten zur Erziehung und Heranbildung von eingeborenen Lehrern und Lehrerinnen zu gründen, in welchen der Unterricht vorzugsweise in den Landessprachen ertheilt wird, und diese eingeborenen Lehrer mit tüchtigen Schulbüchern zu versehen. Der Zweck ist also nicht, die Dorfschulen mit Hülfsgeldern zu unterstützen, sondern Lehrkräfte und Lehrmittel herbeizuschaffen." Bemerkenswerth ist, daß an der Spitze der Donationen für diesen Verein der Name des in England lebenden christlichen Fürsten des Pandschab, Dhalip Singh (Vergl.

Miss. Mag. 1857. S. 181 ff.) mit 50 Pfd. St. steht. — Eine Anregung anderer Art gieng von dem ausgezeichneten Prediger C. Stowell aus, demselben, der im Jahr 1838 den Vorschlag that, jedem der emancipirten Neger auf den engl. Colonien ein Neues Testament einzuhändigen. Er proponirte, dem Volke von Indien als Erwiederung auf seine Grausamkeiten, 5 Millionen Neue Testamente in den verschiedenen Landessprachen zu senden, gleichwie man vor drei Jahren 1 Million chinesischer Neuer Testamente für China bestimmt habe. Dieser Gedanke fand bei Vielen große Theilnahme; allein ein „Alter Missionar aus Indien" legt dagegen besonnenen Widerspruch ein und sagt: „Es fehle den Missionaren in Indien keineswegs an den nöthigen Vorräthen heiliger Schriften; es fehle aber an der nöthigen Zahl von Missionaren, um der Bibel Eingang zu verschaffen. Was deßhalb weit mehr Noth thue, seien frische, tüchtige, geisterfüllte Arbeiter, und noch reichlichere Geldmittel, um die bestehenden Missionen zu erhalten und auszudehnen." Gleichwohl eröffnete die große brittische und ausländische Bibelgesellschaft einen Specialfonds für diesen Zweck. Sie sagt in ihrem Aufruf, daß innerhalb der letzten fünfzig Jahre nicht weniger als 2½ Millionen heiliger Schriften oder Theile derselben in Indien in den verschiedenen Landessprachen verbreitet worden seien, abgesehen von dem, was durch die Druckerei in Serampore und von Amerika aus in dieser Beziehung gethan worden sei. Die Aussicht, daß die Regierungsschulen in Indien für die Bibel sich öffnen werden, und daß die über das Land gekommene Trübsal viele Herzen für das Evangelium empfänglich machen dürfte, lasse eine bedeutende Nachfrage nach Bibeln erwarten.

Endlich erwähnen wir noch einen Plan, der von den eifrigen Missionsfreunden in Schottland ausgieng, und der nichts Geringeres beantragt, als eine in England abzuhaltende, großartige Conferenz von Missionaren, namentlich aus Indien, mit dem Zweck, die Mittel zu berathen, die zur energischen und fruchtbaren Führung des Missionswerks in den Heidenländern dienlich wären. Es sollten zu dem Ende 10—20 erfahrene Missionare aus Indien heimberufen und auch Arbeiter von den andern Missionsgebieten der Welt dazu eingeladen werden. Wir hoffen aber, daß dieser Plan nicht zu Stande komme.

Nordafrika.

Tunis. — Am 9. Sept. 1857 beschwor der Bey von Tunis sammt seinen Ministern, in Gegenwart aller ausländischen Diplomaten, eine neue Constitution, die er seinem Lande gegeben, und worin unter Anderem volle Religionsfreiheit allen religiösen Partheien und Bekenntnissen gewährleistet wird, während bis dahin die Muselmanen ausschließlich alle Rechte und Freiheiten für sich allein besaßen. Das Reich, das dem Namen nach von dem türkischen Sultan abhängig ist, hat eine Bevölkerung von 2 Millionen. Die Zukunft muß lehren, welche Bedeutung dieser Vorgang in Wirklichkeit habe.

Westafrika.

Sierra Leone. — Die Bevölkerung der engl. Colonie Sierra Leone, welche jetzt mehr als 50,000 Seelen zählt, bestand ursprünglich

theils aus den nach Beendigung der englisch-amerikanischen Kriege entlassenen Negersoldaten, theils aus entlaufenen Sklaven, die sich in großer Zahl in England angehäuft hatten; vermehrt sich aber seit vielen Jahren vornehmlich durch die befreiten Negersklaven, die durch die brittischen Kreuzer aufgebracht und in der Colonie als freie Leute ans Land gesetzt werden. Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft errichtete, nach einigen anderweitigen fehlgeschlagenen Versuchen an der Küste, hier ihre Hauptmission im Jahr 1818.

Jetzt hat sie nach ihrem neuesten Jahresbericht auf der Colonie:

Stationen	15
Abendmahlsgenossen . . .	3748
Regelmäßige Kirchgänger . .	7350
Erziehungsanstalten . . .	3
Schulen	45
Schüler und Seminaristen .	4499

Als Missionsarbeiter stehen dort:

Europ. ordin. Missionare .	11
Eingeb. ordin. Missionare .	11
Europ. Lehrerinnen . . .	6
Eingeb. Katechisten . . .	7
Eingeb. Gehülfen und Lehrer	50
Eingeb. Lehrerinnen . . .	3

Die bedeutendste Erscheinung in dieser Mission ist das Emporkommen eingeborner Prediger und Lehrer, von welchen einer der erfahrensten und ältesten Missionare, Young, sagt: „Sie sind ein großer Segen für ihr Volk und eine bedeutende Hülfe für die europ. Missionare. Sie sind emsig in ihrer Arbeit, fühlen sich darin glücklich, und ihre Volksgenossen haben sie sehr lieb.“ Am 8. Juni 1856 wurden in der Kathedrale von Freetown (sprich: Frihtaun) durch den anglikanischen Bischof von Sierra Leone acht eingeborene Katechisten zum Predigtamt ordinirt; von diesen hatten sechs ihre Erziehung ausschließlich in der Colonie erhalten, während die beiden andern eine Zeitlang in der Missionsschule in London gewesen waren. Ueberhaupt geht die Colonie einer Periode entgegen, wo sie aufhört, ein Missionsgebiet im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, und anfängt, eine selbstständige Kirche zu bilden, die sich aus eigenen Mitteln und Kräften erhält.

Das Seminar zu Fourahbay (zur Erziehung und Bildung eingeborener Lehrer und Prediger) steht unter der Leitung des Predigers Jones (Mulatte) und des Missionars Reichardt (aus Stuttgart, in Basel gebildet). Im Laufe von 8 Jahren (1849—1856) wurden 51 Zöglinge aufgenommen, von denen 24 gegenwärtig in den Missionen der Gesellschaft auf der westafrik. Küste arbeiten; zwei sind gestorben, drei studiren in England die Arzneikunde, mehrere bereiten sich zur Ordination vor. Im Ganzen waltet ein erfreulicher Geist unter den jungen Leuten.

Die wissenschaftliche Schule (Grammar School, — dasselbe, was unsere „lateinischen“ Schulen sind,) zählt 56 Zöglinge, wovon 27 ganz in der Anstalt wohnen. — In der Mädchenanstalt, in welche namentlich auch Töchter aus Abbeokuta und Fernando Po aufgenommen werden, befinden sich 24 Zöglinge. „Neben vielen schmerzlichen Erfahrungen,“ sagen die beiden Vorsteherinnen, „gibt es auch manches Tröstende und Erfreuliche.“

Der Einfluß der Sierra Leone Mission auf die umliegenden Negerstämme fängt an, sich fühlbar zu

machen. Im benachbarten Timneh-Land besteht schon längst eine eigene Mission; gegenwärtig ist in der Stadt Magbeli (nicht mehr in Port Lokkoh) ein ordinirter Halb-Europäer stationirt, der nicht ohne Segen unter dem verfinsterten, größtentheils muhamedanischen Volke arbeitet. Der Häuptling der Stadt wohnt jeden Sonntag mit seinen Hauptleuten dem Gottesdienst bei. Er ist eifrig bemüht, die Mittel zur Erbauung einer neuen größeren Kapelle zusammenzubringen, und hat alle lärmenden Gebräuche für den Sonntag verboten. Die Schulkinder lesen Dr. Barth's biblische Geschichte (in der Timnehsprache) mit großem Vergnügen. Der König des Landes, Bey Simrah, ist der Mission sehr günstig.

Von besonderer Wichtigkeit ist, was der Bericht über die Bearbeitung der westafrikanischen Negersprachen sagt: „Bisher," heißt es darin, „hat man allgemein behauptet, daß keine afrikanische Sprache von den Eingeborenen selbst zur Schriftsprache erhoben worden sei. Die Committee hat aber von verschiedenen Seiten her die Kunde erhalten, daß die Fulah Sprache, deren Hauptsitz das Innere von Afrika ist, schon längst von den Eingeborenen mit arabischen Lettern geschrieben werde, obwohl mit einigen passenden Veränderungen, und daß dergleichen Schriftstücke durch einen großen Theil von Afrika im Umlauf seien. Auch wird versichert, daß fünf andere afrikanische Sprachen, das Haussa inbegriffen, auf gleiche Weise mit Lettern geschrieben werden, die dem Arabischen entlehnt sind. Diese Nachricht ist für die Missionen in Afrika von unberechenbarer Wichtigkeit 2c."

Die Committee hat Missionar Reichardt, der hauptsächlich mit der Bearbeitung der Fulah Sprache beschäftigt ist, beauftragt, eine Untersuchungsreise in das Land der Fulahs zu machen. Folgende Umstände haben dazu Veranlassung gegeben: —

„Im nördlichen Gebiet der weitverbreiteten Fulah-Stämme hat sich neuerdings Imâm Ibrahim zum König aufgeworfen. Ibrahims Bruder besuchte den Missionar Reichardt in Sierra Leone und versicherte ihn, daß, wenn er in der Fulah Hauptstadt Timbo (etwa 7—10 Tagreisen von Sierra Leone) einen Besuch machen wollte, ihm von dem neuen Souverän ein herzlicher Empfang zu Theil werden würde; auch werde ihm für den Fall, daß er das ganze Land durchreisen wollte, keinerlei Schwierigkeit in den Weg gelegt werden. Diesem König Ibrahim ist es auch zu danken, daß die Straße nach Sego, in Serang-kube (etwa 6—7 Tagreisen von Timbo) offen ist, und Niemand würde einen Missionar hindern, zu diesem wichtigen Volke vorzudringen. Daß die Straße wirklich offen ist, das wird dadurch thatsächlich bestätigt, daß seit Ibrahims Thronbesteigung die Sego-Leute in großen Schaaren mit Silber und Goldstaub in die Colonie kommen, und daß Freetown von diesen Handelsleuten eigentlich wimmelt. Missionar Reichardt wurde versichert, daß werthvolle Fulah-Manuscripte ihm zu Gebot stehen werden, welche viel Licht auf die Geschichte dieses mächtigen Stammes werfen und ihn in den Stand setzen würden, das Studium dieser Sprache noch fruchtbarer zu betreiben. Dieß ist von großer Bedeutung, und ein Gewinn dieser Art ist, sofern er künf-

tig der Sache Christi zu Gute kommen muß, wohl einiger Gefahr und Mühe werth. Auch ist es in hohem Grade merkwürdig, daß zu den vielen Thüren, die sich gegenwärtig nicht blos in Afrika, sondern in der ganzen Welt für den Missionar geöffnet haben, und die den Boten des Evangeliums zum Eintritt einladen, sich damit eine neue Pforte aufgethan hat, durch welche einzutreten der Herr seine Friedensboten aufruft."

Indien.

Missionar Mullens, der bekannte Missionsstatistiker, hat die Verluste zusammenzustellen versucht, welche die Mission in Bengalen während des Militäraufstandes gemacht hat. Folgendes sind seine Angaben.

A. Ermordete Missionare:

Propagating Society.

Haycock und Cockey in Khanpur.
Hubbard und Sandys in Delhi.

Amerik. Presbyt. MG.

Freeman, Campbell, Johnson und Macmullin in Fatteghar.

Baptisten MG.

Mackay, in Delhi.

Schott. Kirche.

Hunter, in Sialkote.

Prediger-Hülfsges.

Maccallum, in Schahdschehanpur.

B. Ermordete Missionsfrauen und Kinder:

Frau Haycock, Fr. Cockey, Fr. Freeman, Fr. Campbell mit 2 Kindern, Fr. Johnson, Fr. Macmullin, Fr. Hunter, Fr. Thompson in Delhi, Wittwe, mit 2 erwachsenen Töchtern.

C. Zerstörtes Missionseigenthum:

1. Tschota Nagpur. Goßners Mission: mehrere Häuser geplündert und verbrannt; Kirche beschädigt, Schulen zerstört. Werth des Verlusts Pfd. Sterl. 1,200.
2. Buxar und Gaya. Goßners Mission: Pfd. St. 100.
3. Asimghar. Kirchl. MG.: Schule u. Wohnung zerstört. Pf. St. 200.
4. Dschanpur. Kirchl. MG.: Kirche beschädigt, Schule zerstört, zwei Häuser geplündert und verbrannt. Pfd. St. 1000.
5. Gorrackpur. Kirchl. MG.: zwei Häuser geplündert und verbrannt, engl. Schule zerstört, Kirchenuhr gestohlen. Pfd. St. 500.
6. Allahabad. Amer. presb. MG.: Zwei große Missionswohnungen geplündert und verbrannt; Owen's bibl. Bibliothek, Werth Pfd. 1000, zerstört, Kirche und Schule beschädigt, Kapelle verbrannt, Missionsdruckerei sammt Vorräthen verbrannt, die Pressen zerbrochen, die Lettern in Kugeln gegossen, Gießerei geplündert, zwei Christendörfer verbrannt. Pf. St. 13,000.
7. Fattepur. Amer. presb. MG.: Missionshaus, Kirche, Dorf und Schulen verbrannt. Pfd. St. 800.
8. Banda. Amer. presb. MG.: Schule und Lehrerwohnung zerstört. Pfd. St. 200.
9. Khanpur. Propag. Soc.: zwei Häuser geplündert und verbrannt, Kirche zerstört, Christendorf verbrannt, Mädchenschule zerstört. Pfd. St. 2000.
10. Fatteghar. Amer. presb. MG.: 4 Missionswohnungen, 3 Katechistenhäuser, Mädchen- und Knabenanstalt, großes Christendorf, Zeltfabrik, Zimmermannswerkstatt, Webstühle für Tuch und Teppiche, Zelte und Vorrathshäuser, alles geplündert, verbrannt und vollständig zerstört; die Kirche (eine

der schönsten in Nordindien) stark beschädigt. Pfd. St. 5000.

11. Mynpurie. Am. presb. MG.: Wohnung, Kirche und Schule verbrannt. Pfd. St. 400.

12. Agra. Amer. presb. MG.: 4 Häuser geplündert und verbrannt, sammt 2 Schulen und 4 englischen Kindern. Kirche stark beschädigt. Pfd. St. 1800.

13. Agra. Depot der Bibel- und Traktatges. zerstört. Pfd. 1200.

14. Agra. Baptisten MG.: 2 englische Kapellen und eine Wohnung zerstört. Pfd. St. 700.

15. Agra. Kirchl. MG.: 2 Stationen zerstört. In Secundra die ungeheure Druckerei, die größte in Indien, völlig zerstört, alle Pressen zerbrochen, die Typen gestohlen, Typenschneidmaschinen, lithographische Pressen und Steine zerbrochen, Papier-Vorräthe verbrannt, Vorräthe von Schulbüchern und Regierungsbüchern verbrannt und geplündert; die Druckereigebäude stark beschädigt; Anstalten für Mädchen u. Knaben verbrannt; 2 Missionswohnungen geplündert und verbrannt, Kirche zerstört, großes Christendorf mit 200 Wohnungen bis auf den Boden niedergebrannt. In der Stadt die steinerne Kirche beschädigt, ebenso das englische Collegium, 3 Häuser geplündert und verbrannt, Christendorf beschädigt. Gesammtverlust Pfd. St. 30,000.

16. Tschittära, bei Agra. Bapt.-MG.: ein großes Christendorf, 2 Missionswohnungen, Kapelle, Weberei geplündert und verbrannt. Pfd. St. 1200.

17. Mattra. Bapt. MG.: Missionshaus mit werthvoller Bibliothek, Kirche und Schule geplündert und verbrannt. Pfd. St. 500.

18. Delhi. Propag. Soc.: Häuser, Schule und Kirche geplündert und beschädigt. Pfd. St. 1200.

19. Delhi. Bapt. MG.: Haus und Kapelle geplündert, Frau Thompson's Haus sammt Bibliothek zerstört. Pfd. St. 1400.

20. Ludiana. Amer. presb. MG.: 2 Häuser, Kirche und Anstalten, Druckerei mit Pressen, Gießerei, Papiervorräthen, Bücher, alles geplündert, zerbrochen und verbrannt. Pfd. St. 5000.

21. Dschallandur. Amer. presb. MG.: Haus und Schule zerstört. Pfd. St. 300.

22. Sialkote. Schottische Kirche: Haus geplündert und verbrannt. Näheres unbekannt. Pfd. 400.

23. Bareilly. Amer. bisch. Method.: Haus und kostbare Bibliothek verbrannt. Pfd. St. 500.

24. Mirat. Kirchl. MG.: Missionshaus geplündert und verbrannt. Pfd. St. 400.

25. Schahdschehanpur. Haus geplündert u. beschädigt. Pf. St. 200.

26. Mattra. Prediger-Hülfsges.: Haus und Bibliothek verbrannt und zerstört. Pfd. St. 400.

Gesammtverlust: Pfd. 70,800 (oder Fr. 1,750,000), wovon allein auf die kirchl. MG. Pfd. St. 32,000 und auf die Amer. presbyt. MG. Pfd. St. 26,000 fallen.



Dr. Livingstone,
Missionar in Süd-Afrika.

Die Mission unter den Betschuanen.

Aus Dr. Livingstone's Mittheilungen.

---

1. Livingstone's Erziehung zum Missionsberuf.

Unter allen Namen, welche die neuere Missionsgeschichte nennt, ist keiner berühmter und mit größeren Ehren bedeckt worden, als der Name Livingstone's. Nicht blos die große Masse der Neugierigen unter Vornehmen und Geringen haben den Mann, der so Außerordentliches gesehen, erlebt und geleistet hat, schonungslos mit Ruhm und Lob überschüttet, sondern auch die Männer der Wissenschaft haben auf ihn alle die Würden gehäuft, welche sie zu ertheilen vermögen; die Staatsmänner Englands und selbst das königliche Haus haben ihm den Tribut der ehrenvollsten Anerkennung gezollt; die Vertreter des Großhandels und der Industrie haben gewetteifert, ihm ihre Bewunderung und ihren Dank auszusprechen; die größesten und bedeutendsten Städte Englands und Schottlands fanden sich selber geehrt, wenn er das Ehrenbürgerrecht annahm, das sie ihm anboten. Es muß ein Menschenkind, das dergleichen ohne Schaden zu ertragen vermag, mit einem guten, festgenieteten Harnisch der Demuth angethan sein und unter einer sehr strengen Zucht des Geistes zu stehen gelernt haben. Wir können nicht in das Herz des geehrten Mannes hineinschauen; aber wir trauen es dem Herrn, der ihn bis dahin so wunderbar behütet, aus so vielen Gefahren ihn errettet und mit den Flügeln seiner Macht und Gnade auf allen seinen Wegen bedeckt hat, in guter Zuversicht zu, daß Er seinen Knecht vor den schädlichen und betäubenden

Wirkungen solcher dichten Weihrauchwolken werde zu bewahren wissen. Wenigstens hat dieser treue und mitleidige Gott nicht unterlassen, mit seinem Knechte noch kurz zuvor, ehe er in diese gefährliche Strömung weltlicher Ehren wider sein Wollen und Wünschen hineingerissen wurde, in ernster Stunde Ernstes zu reden.

Es war nemlich auf der Rückkehr Livingstone's aus Südafrika nach England, daß das Dampfschiff, auf dem er sich befand, bald nachdem es den Hafen von Malta im mittelländischen Meere verlassen hatte, von einem heftigen Sturm überfallen wurde. Dieß geschah in der Nacht vom 25. auf den 26. November 1856. Das Fahrzeug wurde wie ein Federball von den mächtig aufgeregten Wogen der Tiefe umhergeworfen. Einer der Maste brach entzwei; dem Mann am Steuerruder wurde der Arm abgerissen; ein Matrose ward von einer einstürzenden Welle über Bord gewaschen. Nachmittags schien der Wind sich zu mäßigen; da brach die Maschine, so daß es unmöglich war, ferner die Dampfkraft in Anwendung zu bringen. Es schien eine besondere göttliche Fügung zu sein, daß eben jetzt der Sturm nicht nur vollständig nachließ, sondern eine vollkommene Windstille eintrat. Aber eben damit stellte sich eine neue Gefahr ein. Das Schiff gerieth in einen sogenannten Meeresstrom, der mit unaufhaltsamer Gewalt und Schnelligkeit es fortriß und den Felsklippen zuführte, welche in der Nähe der Insel Zimbra das Meer so gefährlich machen. Die Segel hiengen schlaff an den noch übrigen Masten. Die Gefahr wuchs von Moment zu Moment. Schon war man bis auf eine Viertelstunde den Verderben drohenden Felsen nahe gekommen, und der Untergang schien unvermeidlich. Da, in diesem entsetzlichen Augenblick, erhob sich, recht von der Erbarmung Gottes gesandt, ein frisches Lüftchen, das von vorne kam und mit jeder Minute sich steigerte. Die Segel füllten sich, der rasche Lauf des Schiffes wurde aufgehalten, und im Angesicht der drohenden Felsklippen, an denen die Meereswogen sich rauschend brachen, war es noch möglich, aus dem Meeresstrom herauszulenken und das gefahrlose Weite zu gewinnen, bis der rettende Hafen von Tunis erreicht war.

In diesen ernsten Stunden, die der Ankunft unsres Freundes in England und der ihn dort erwartenden Fülle von Ehren un-

mittelbar vorangiengen, mag wohl der Herr Manches mit diesem seinem Knechte geredet haben, was ihn waffnen konnte gegen das verderbliche Sirenenlied des Menschenlobes. Und dürfen wir nicht glauben, daß dieselbe Liebeshand, die ihn während der unsäglichen Gefahren auf seinen afrikanischen Wanderungen nach Leib und Seele behütet hatte, ihn auch aus der viel ernsteren Gefahr zu retten wußte, die ihm in der Windstille der Heimath von der Strömung menschlicher Ehrenbezeugungen drohte?

Ehe wir aber nun unsere Leser nach dem südlichen Central-Afrika, dem Schauplatz der Reisen und Arbeiten Livingstone's führen, wird es wohl Keinem unerwünscht sein, aus dem Munde des geachteten Mannes selbst einige Züge aus seiner eigenen Lebensführung zu vernehmen und zu sehen, wie er durch Gottes Hand für seinen großen Beruf erzogen wurde. In seinem kürzlich im Druck erschienenen Buch*), worin er seine Erlebnisse in Südafrika schildert, theilt er selbst, dem Wunsche vieler Freunde nachgebend, eine kurze Skizze seines früheren Lebens mit.

Auf der Westseite Schottlands, gerade oberhalb Irlands, liegt die Gruppe der Hebriden-Inseln. Die größte derselben ist die Insel Mull. Sie ist in der Form eines Halbmonds gebildet, dessen hohle Bucht gerade gegen Westen gekehrt ist. In dieser Bucht, dem sogenannten Loch (d. h. See) Nangail, liegen wiederum kleine Eilande zerstreut, von denen eines den Namen Ulva trägt. Dieß ist der Stammsitz der Väter Livingstone's.

„Mein Großvater," so erzählt er selbst, „war ein kleiner Landwirth auf Ulva. Er konnte Einzelnes aus dem Leben seiner Voreltern bis auf sechs Generationen zurück erzählen; das Einzige aber aus diesen Familientraditionen, worauf ich stolz bin, ist dieses. Einer nemlich von unsern Vorfahren, ein armer kräftiger Bauersmann, war im ganzen Umkreis durch seine große Weisheit und Einsicht bekannt. Nun wird von ihm erzählt, daß, als er auf seinem Sterbebette lag, er alle seine Kinder an sein Lager rief und sprach: 'Ich habe während meiner Lebzeiten alle Ueberlieferungen unserer Familie, die ich nur auffinden konnte, auf's

*) Missionary Travels and Researches in South Africa, by David Livingstone, LL. D., D. C. L., London 1857.

sorgfältigste durchforscht und habe keinen unter meinen Vorvätern entdecken können, der nicht ein ehrlicher Mann gewesen wäre. Wenn deßhalb irgend Eines von euch oder euren Kindern einen ehrlosen Weg betreten sollte, so geschieht das wahrlich nicht deßhalb, daß solches in unsrem Blute läge. Das ist nicht unsre Art. Ich hinterlasse euch die Grundregel unsres Stammes: Seid ehrlich!' So sprach der Alte. Wenn ich nun in den nachfolgenden Blättern dieses Buches in irgend einen Irrthum fallen sollte, so hoffe ich, daß man ihn behandle als einen ehrlichen Irrthum, und nicht als ein Zeichen, daß ich unser altes Familien-Motto vergessen habe."

Nun erzählt Livingstone, wie sein Großvater die Insel Ulva verließ, weil das kleine Bauerngütchen seine zahlreiche Familie nicht zu ernähren im Stande war, und auf das schottische Festland übersiedelte. Hier fanden seine Söhne, welche noch auf Ulva die bestmögliche Erziehung empfangen hatten, sogleich in der großen Baumwollspinnerei von Blantyre Works, die an dem schönen Clyde oberhalb Glasgow liegt, eine Anstellung als Schreiber, während der alte Vater selbst in Anerkennung seiner unwandelbaren Ehrlichkeit, von den Fabrikherren dazu verwendet wurde, große Summen Gelds von Glasgow nach der Fabrik zu befördern, und später in seinem Alter einen anständigen Ruhegehalt empfieng. „Meine Oheime", fährt Livingstone fort, „traten während der französischen Kriege sämmtlich in Kriegsdienst; mein Vater aber blieb zu Hause, fieng einen kleinen Theehandel an und wußte durch seine gewinnende freundliche Art die Herzen seiner Kinder so fest an sich zu fesseln, als wenn er ihnen alle Güter der Welt zu hinterlassen im Stande gewesen wäre. Er erzog seine Kinder in der presbyterianischen Kirche Schottlands, ... und erwarb sich meine unauslöschliche Dankbarkeit und Liebe dadurch, daß er mir von Kind auf in seinem eigenen Wandel das Vorbild ächter und unwandelbarer Frömmigkeit vor Augen stellte. Er starb in der ungetrübten Hoffnung der Seligkeit durch das Verdienst Jesu, im Februar 1856, als ich gerade unterhalb Zumbo am Zambēsi hinabzog und mir kein größeres Glück denken konnte, als bei meiner Ankunft in der Heimath neben dem theuern Vater am Kaminfeuer seiner Hütte zu sitzen und ihm von meinen Reisen zu erzählen. Sein Andenken ist mir theuer und werth.

„Die frühesten Erinnerungen, die ich von meiner Mutter

habe, stellen mir das Bild einer sorglichen Hausfrau dar, in deren Haushalt keinerlei Vorrath auf morgen sich findet, — ein Bild, wie es uns unter den Armen Schottlands so oft wieder begegnet. Im Alter von zehn Jahren wurde ich in der Fabrik untergebracht, um mit meinem kleinen Verdienst ihre Sorgen mindern zu helfen. Doch kaufte ich mir mit einem Theil meines ersten Wochenlohns eine lateinische Grammatik und setzte das Studium dieser Sprache später in einer Abendschule, die zwischen 8 und 10 Uhr Nachts gehalten wurde, viele Jahre lang mit unvermindertem Eifer fort. Das Wörterlernen und andere Uebungen wurden dann in der Regel bis Mitternacht und darüber fortgesetzt, wenn sich nicht die theure Mutter dadurch ins Mittel legte, daß sie vom Bett aufsprang und mir die Bücher wegnahm. Morgens um sechs Uhr mußte ich wieder in der Fabrik sein, und da gieng die Arbeit fort bis Abends acht Uhr mit nur kurzer Unterbrechung für das Frühstück und Mittagessen. In dieser Weise las ich viele Schriftsteller des klassischen Alterthums, und hatte in meinem sechzehnten Jahre den Virgil und Horaz besser inne als jetzt. Unser Lehrer, theilweise von den Fabrikherren unterhalten, gab sich mit seinen Schülern viele Mühe, war freundlich und zuvorkommend, und, was das Schulgeld betrifft, in seinen Forderungen so mäßig, daß jedem, der es wünschte, der Weg zu einer klassischen Bildung offen stand. Viele machten sich dieß zu Nutze, und etliche meiner damaligen Schulgenossen stehen jetzt in Stellungen, an die wohl Keiner zu denken wagte, so lange er noch diese unscheinbare Dorfschule besuchte. Ein solches System ist, wo es immer eingeführt wird, ein unabsehbarer Segen für die Armen.

„Lesen war meine Lust; was ich von Büchern nur habhaft werden konnte, das verschlang ich, — Romane ausgenommen. Wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen waren meine Lieblingslectüre. Mein Vater freilich, der wie so Viele seiner Zeit dafür hielt, daß Wissenschaft und Glauben sich nicht mit einander vertragen, hätte lieber gesehen, daß ich allerlei erbauliche Bücher lese. Unsere Meinungsverschiedenheit in diesem Punkte stieg auf meiner Seite bis zu offenem Widerstand, und das letzte Mal, daß ich von ihm den Stock zu fühlen bekam, war bei Gelegenheit meiner Weigerung, Wilberforce's 'Praktisches Christenthum' zu lesen. Diese Abneigung gegen trockene christliche Lehrschriften und gegen

religiöse Bücher überhaupt, dauerte noch Jahre lang fort; als mir aber jene bewunderungswürdigen Werke von Dr. Thomas Dick 'die Religionsphilosophie' und 'die Philosophie des jenseitigen Lebens' in die Hände kamen, war es mir zu hoher Befriedigung, meine eigenen Ideen darin bestätigt zu finden, daß nemlich Wissenschaft und Glaube sich nicht feindlich gegenüberstehen.

„Meinen Eltern war es ernstlich darum zu thun, die Grundlehren des Christenthums meinem Gemüthe einzupflanzen, und es wurde mir nicht schwer, die Lehre von unsrer Rechtfertigung durch den Glauben allein, ohne all unser Verdienst, um des vollgültigen Verdienstes unsres Heilandes willen, zu begreifen; aber erst um jene Zeit fieng ich an, die Nothwendigkeit und das Bedürfniß zu empfinden, daß dieses Heil auch mir persönlich zu Theil werde. Die Veränderung, die nun mit mir vorgieng, kann ich mit nichts Anderem vergleichen, als wie wenn Einer von völliger Farbenblindheit curirt würde. Die vollkommen freie, umsonst und aus Gnaden dargereichte Vergebung aller Schuld weckte in mir den Zug zarter Liebe zu Dem, der uns mit seinem Blut erkauft hat, und pflanzte in mein Gemüth das tiefe Gefühl, daß ich Ihm für seine Gnade auf ewig verpflichtet und zum Dank verbunden sei; und dieses Gefühl hat mich seitdem, wenigstens in einigem Maaße, ununterbrochen begleitet. Ich rede nicht weiter von dem innern geistlichen Leben, das damals in mir begann; auch ist es nicht meine Absicht, in diesem Buche vorzugsweise von der Evangelisten- und Missionsarbeit zu reden, zu der seitdem die Liebe Christi mich gedrungen hat; es soll nicht sowohl erzählen, was bereits gethan ist, als vielmehr reden von dem, was noch zu thun übrig bleibt, ehe man sagen kann, daß das Evangelium allen Völkern gepredigt werde.

„In der Gluth jener Liebe, die das Evangelium im Herzen entzündet, faßte ich bald den Entschluß, mein Leben der Erleichterung des menschlichen Elends zu weihen. Während ich darüber weiter nachsann, fiel mein Blick auf China. Wenn ich dort, so dachte ich, dem Christenthum den Weg bereiten und Bahn brechen könnte, so möchte dadurch einigen Theilen dieses ungeheuren Reiches eine wesentliche Wohlthat zu Gute kommen. Deßhalb beschloß ich, mir eine genaue Kenntniß der Arzneiwissenschaft zu erwerben, um für jenes Unternehmen mich tüchtig zu machen.

„Mein erstes medizinisches Buch, das ich zu diesem Behuf zur Hand nahm, war ein sehr altes Werk über 'astrologische Medizin'; um aber die darin angegebenen Pflanzen erkennen zu können, nahm ich meine Zuflucht zu einem andern Buch über die Pflanzen der schottischen Grafschaft Lanark. Beschränkt wie meine Zeit war, fand ich dennoch Gelegenheit, die ganze Umgegend zu durchstreifen, um Pflanzen und Kräuter zu sammeln. Mit tiefem und fast ängstlichem Sinnen aber lag ich über den geheimnißvollen und sinnverwirrenden Tiefen der Astrologie, und ich glaube, ich drang so tief in diesen Abgrund von Phantasien ein, als mein Autor sagte, daß er mich führen dürfe. Weiter zu dringen, schien gefährlicher Boden; denn meinem jugendlichen Gemüth kam es vor, als wäre der Preis, um den man zur unergründlichen Kenntniß der Sterne gelange, kein anderer, als daß ich 'Leib und Seele an den Bösen verkaufe'. Jene botanischen Wanderungen aber, die ich oft in Gesellschaft zweier Brüder machte, von denen der eine nun in Canada, der andere Pfarrer in den Vereinigten Staaten ist, waren bei meiner tiefsinnigen Liebe für die Natur meine größte Lust, und obwohl wir in der Regel so unbarmherzig hungrig und müde nach Hause zurückkamen, daß manchesmal mein jüngerer Bruder, der kleine angehende Pfarrer, Thränen vergoß, so entdeckten wir auf diesen Wanderungen doch so viele für uns neue Dinge, daß der Pastor in spe doch das nächste Mal wieder ebenso dringend ums Mitgehendürfen bat, als das vorige Mal.

„Auf einer dieser 'Entdeckungsreisen' geriethen wir, lange ehe die Geologie so populär war, als sie es jetzt ist, in einen Steinbruch von Kalkstein. Es ist unmöglich, das Entzücken und Staunen zu beschreiben, womit ich die Muscheln sammelte, die sich in der kohlenhaltigen Kalksteinmasse fanden. Ein Steinbrecher, der mich kleinen Jungen damit beschäftigt sah, schaute mich mit jenem mitleidigen Blick an, den ein gutmüthiger Mensch annimmt, wenn er einen Unglücklichen sieht, welcher nicht recht bei Trost ist. Ich wandte mich an ihn mit der Frage: 'Wie um Alles kamen doch diese Muscheln in die Steine da?' — 'Als Gott die Steine machte, da machte er auch die Muscheln drinnen,' war die zurechtweisende Antwort. Wie viel Mühe hätten sich doch die Geologen ersparen können, wenn sie die ächt türkische Philosophie dieses schottischen Steinbrechers hätten annehmen wollen!

„Während der Arbeit in der Fabrik richtete ich mein Lesen so ein, daß ich das Buch auf einen Theil der Spinnmaschine legte, wobei ich Satz für Satz mit den Augen in mich aufnahm, während die Hände die mechanische Arbeit verrichteten; und so setzte ich mein ziemlich regelmäßiges Studium fort, ohne im Geringsten durch den Lärm der Maschinen gestört zu werden. Diesem Theil meiner Bildungszeit verdanke ich jene Fähigkeit, mein Gemüth ganz und gar von einem mich umgebenden Lärm und Geräusch abziehen und mitten unter dem Getümmel spielender Kinder oder hart bei den lärmenden Tänzen und Gesängen afrikanischer Wilden mit vollkommener Sammlung und Behaglichkeit lesen und schreiben zu können. Die mühsame Arbeit des Baumwollspinnens, zu der ich in meinem 19. Jahre befördert wurde, war für einen schmächtigen zartgliedrigen Jungen, wie ich war, äußerst hart, aber sie wurde gut bezahlt; sie setzte mich in den Stand, im Winter den Besuch der medicinischen und griechischen Klassen, sowie der theologischen Vorlesungen des Dr. Wardlaw in Glasgow zu bestreiten, während ich im Sommer in der Fabrik mit meinen Händen arbeitete. Ich habe nie von irgend Jemand einen Pfennig zur Unterstützung empfangen, und hätte meinen Plan, als Missionsarzt nach China zu gehen, mit der Zeit auf meine eigenen Kosten ausgeführt, wenn nicht etliche Freunde mir gerathen hätten, mich an die London Missionsgesellschaft anzuschließen, deren völlig freie Haltung in Betreff ihres Verhältnisses zu den verschiedenen kirchlichen Parteien mir gerühmt wurde. Sie sendet, wie es in ihrer Verfassung heißt, 'weder anglikanisch-bischöfliches Wesen, noch Presbyterianismus, noch Independententhum, sondern das Evangelium zu den Heiden'. Dieß traf mit meinen eigenen Ideen von dem, was eine Missionsgesellschaft sein soll, genau zusammen; doch geschah es nicht ohne ein Gefühl der Angst, daß ich mich ihr anbot. Denn einem jungen Mann, der bis dahin gewohnt war, in völliger Unabhängigkeit sich seinen eigenen Weg zu bahnen, will es nicht recht ein, auch nur einigermaßen abhängig zu werden. Auch wäre es mir nicht eben leid gewesen, wenn die Gesellschaft mein Anerbieten abgewiesen hätte.

„Wenn ich jetzt auf dieses Leben voll Mühe und Arbeit zurückblicke, so kann ich nur Gott danken, daß ich in früher Jugend so erzogen und geführt wurde; und gerne würde ich, wenn es mög-

lich wäre, meine Jugendzeit noch einmal von vorne an unter den gleichen, äußerlich armseligen Umständen durchleben und noch einmal der gleichen abhärtenden Zucht mich unterziehen.

„Zeit und Reiseerlebnisse haben die Gefühle der Achtung und Liebe nicht verwischen können, die ich für die einfachen Dorfbewohner empfand, unter denen ich aufwuchs. Was gute Sitte, Ehrbarkeit und Verständigkeit betrifft, so können die Leute von Blantyre im Allgemeinen als ein gutes Specimen der schottischen Armen gelten, obschon es natürlich unter einer Bevölkerung von mehr als zweitausend Seelen allerlei Charaktere gab. Es gab aber unter ihnen Männer von ächtem Schrot und Korn, die insbesondere auf die Jugend des Dorfes einen äußerst gesegneten Einfluß ausübten. Den alten David Hogg insbesondere kann ich nicht vergessen, der auf seinem Sterbebette noch zu mir sagte: 'Nun, Junge, mach' die Gottseligkeit zur Alle-Tags-Sache deines Lebens, und nicht zu einer Sache von jeweiligen Anwandlungen und Anläufen; wo nicht, so werden Versuchungen und andere Sachen dich eh' du dichs versiehst zu Fall bringen!'

„Nachdem ich meinen medicinischen Cursus vollendet und die Prüfung bestanden hatte, . . . wurde ich zur ärztlichen und chirurgischen Doctorwürde promovirt. Es war für mich ein Tag hoher Freude, als ich Glied eines Standes wurde, der vorzugsweise dem praktischen Wohlthun und der Linderung menschlichen Elends sich geweiht hat. Aber obwohl ich nun für meinen ursprünglichen Plan, als Missionsarzt nach China zu gehen, die nöthigen Eigenschaften besaß, so ließ doch der gerade damals ausgebrochene Opiumkrieg es nicht als rathsam erscheinen, mich sofort nach jenem fernen Reiche zu senden. Da ferner die Aussicht auf einen Friedensschluß noch in weiter Ferne lag, und da sich andererseits gerade zu jener Zeit durch die Arbeiten des Missionars Moffat ein anderes einladendes Feld aufthat, so wandten sich meine Gedanken nach Afrika. Nachdem ich zuletzt noch einen gründlichen theologischen Curs in London durchgemacht, schiffte ich mich im Jahr 1840 nach Südafrika ein und stieg nach dreimonatlicher glücklicher Fahrt bei der Kapstadt ans Land. Dort hielt ich mich nur kurze Zeit auf, segelte nach der Algoabay und wandte mich von da aus ins Innere, wo ich sechszehn Jahre meines Lebens (1840—1856) als Arzt und Missionar unter den Eingeborenen gearbeitet habe."

Nach dieser kurzen Lebensskizze wendet sich Livingstone zur Erzählung seiner Erlebnisse in Südafrika, läßt aber diesen Erzählungen noch die Bemerkung vorausgehen, daß der lange Aufenthalt unter den wilden Stämmen Afrika's und das mühevolle Reisen im unbekannten Innern sein Geschick in der Schriftstellerei nicht eben befördert habe. „Ich glaube," ruft er aus, „ich würde lieber noch einmal den ganzen afrikanischen Continent von einer Seite zur andern durchwandern, als noch einmal ein Buch schreiben. Es ist viel leichter zu reisen, als Reisebeschreibungen zu machen. Als ich nach Afrika kam, war es freilich meine Absicht, die Fortsetzung meiner Studien nicht zu versäumen; aber ich konnte die Idee nicht ertragen, einfach in die Arbeit Anderer einzutreten, wo Alles schon für mich bereit und zugerüstet wäre; deßhalb hatte ich neben dem täglichen Predigen und Unterrichten auch noch viel Handarbeit mit Bauen und allerlei anderes Geschäft zu thun, was mich in der Regel ebenso ermüdete und zum Studiren am Abend unfähig machte, als ich es je in der Baumwollspinnerei zu Blantyre gewesen war. Der Mangel an Zeit zu meiner eigenen geistigen Förderung war die einzige Quelle des Bedauerns, die mir auf meiner ganzen afrikanischen Laufbahn vorkam. Wenn der Leser dieß im Auge behält, so wird er das Tasten und Suchen nach Licht einem Manne vergeben, der die Eitelkeit hat, zu glauben, daß er noch nicht zu alt ist, um noch zu lernen."

---

2. Die erste Arbeitsstätte.

„Wenn man," sagt Livingstone an einer Stelle seines Buches, „den abgestumpften Kegel, in welchen die Gestalt Afrika's nach Süden zu ausläuft, sich in drei Streifen oder Zonen von Nord nach Süd getheilt denkt, so findet man, daß jede dieser Zonen eigenthümliche Verschiedenheiten des Klima's, der physischen Beschaffenheit und der Bevölkerung darbietet. Dieß ist besonders der Fall innerhalb der Gränzen der brittischen Capcolonie. Zwar scheint an einigen Stellen die Eigenthümlichkeit der einen Zone sich in der der angränzenden fortzusetzen und nur allmählig zu verlieren; aber die allgemeine Verschiedenheit der drei Streifen läßt doch

diese Eintheilung, wenigstens für das Gedächtniß, als passend erscheinen.

„Die östliche Zone (gegen das indische Meer zu) ist gebirgig und reichlich mit immergrünen saftigen Bäumen bewaldet. Die Küstenränder sind mit Waldungen von riesenmäßigem Bauholz bekleidet. Auch ist sie reich bewässert von Strömen und immer fließenden Bächen. Das jährliche Maaß von Regen ist beträchtlich; die Bewohner (Kaffern oder Zulus) sind groß gewachsen, muskulös und wohlgebildet; es ist eine schlaue, kräftige und tapfere Rasse; sie verdienen das Prädikat von 'prächtigen Wilden', das ihnen die Militärbehörden der Capcolonie zu geben pflegen. Ihre schöne, kräftige Körperbildung und der Bau ihres Schädels zeigt, daß, wäre nicht ihre schwarze Haut und ihr wolliges Haar, sie unter den wohlgebildetsten Europäern nicht die letzte Stelle einnehmen würden.

„Die zweite Zone, welche in der Mitte liegt, kann kaum eigentlich bergig oder hügelig genannt werden; denn die Hügel, die da sich finden, sind sehr niedrig. Sie besteht zum größten Theil aus weit ausgebreiteten, leise wellenförmigen Ebenen. Da finden sich keine emporstrebenden Berge, wenige Quellen und noch weniger immer fließende Ströme. An Regen ist eher Mangel, und alle paar Jahre kann man auf das Ausbleiben desselben und demnach auf eintretende Dürre rechnen. Ohne künstliche Bewässerung ist es nicht möglich, europäisches Getreide zu bauen. Die Bewohner, die Betschuanen, sind, obwohl ursprünglich des gleichen Stammes mit den Kaffern und wie sie ein Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk, dennoch ein verhältnißmäßig furchtsames Geschlecht und an Körperkraft und Körperbildung tief unter den Kaffern stehend.

„Die dritte westliche Zone endlich, gegen das atlantische Meer zu, ist noch flacher als die mittlere, und nur in der Nähe der Küste etwas bergig. Sie schließt die große Ebene in sich, welche unter dem Namen Kalahäri-Wüste bekannt und durch ihren furchtbaren Wassermangel ebenso als durch ihre reiche Vegetation merkwürdig ist."

Dieß ist im Allgemeinen das Bild von Südafrika, wie es der berühmte Reisende uns zeichnet. Die nördlichste Missionsstation der Londoner Missionsgesellschaft nun, in deren Dienst Dr. Livings-

tone nach Südafrika gieng, ist Kuruman oder Littaku und liegt in der obengenannten mittleren Zone jenseits des Orangeflusses und folglich jenseits der Gränzen der Capcolonie mitten unter den Betschuanenstämmen.*) Dieses Volk, dem wie den meisten barbarischen Nationen Afrika's die staatenbildende Kraft abgeht, ist in unzählige Stämme zersplittert, die fast in unaufhörlichem Krieg und Streit mit einander liegen und stets ihre Wohnsitze wechseln. „Die verschiedenen Betschuanenstämme," sagt Livingstone, „nennen sich nach gewissen Thieren, was wahrscheinlich daher kommt, daß sie in früheren Zeiten gleich den Egyptern dem Thierdienst ergeben waren. Der Name Bakatla z. B. bedeutet 'die vom Affen'; Bakuēna 'die vom Alligator'; Batlāpi 'die vom Fisch' 2c., wobei jeder dieser Stämme eine abergläubische Furcht vor demjenigen Thiere hat, nach welchem er genannt ist. Auch brauchen sie, wenn sie bezeichnen wollen, welchem Stamme sie angehören, nicht diesen letzteren Ausdruck (angehören), sondern das Wort 'bina' d. h. tanzen, so daß, wenn du Einen fragen willst, zu welchem Stamme er gehöre, du sagen mußt: 'Was tanzest du?' Auch dieß scheint eben mit jenem früheren Thierdienst zusammenzuhängen, sofern die Verehrung eines solchen heilig gehaltenen Thieres, dem man sich geweiht glaubte, vorzugsweise in Aufführung von Tänzen bestand, wie dieß auch die Geschichte Israels bezeugt. Ein Stamm genießt auch niemals das Fleisch des Thieres, dessen Namen er trägt, und braucht für die Bezeichnung des Tödtens desselben das Wort 'ila' d. h. hassen oder verabscheuen. Man findet im Lande noch die Spuren vieler alten, nun ausgestorbenen Stämme in einzelnen überlebenden Gliedern, wie Batāu d. h. 'die

---

*) Wir erlauben uns hier, unsere Leser aufs Neue aufmerksam zu machen auf den neulich erschienenen ausgezeichneten „Atlas der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel," herausgegeben von Inspector J. Josenhans. Der Preis desselben ist fl. 2. 20. kr. oder 5 Franken. Er enthält elf Karten in dreifachem Farbendruck: Weltkarte, Afrika, Mittelwestafrika, südliches Woltagebiet, Indien, Südmahratta, Nordkanara, Südkanara, Malabar mit den Nilagiri, China, und Sinonkreis mit vielen Specialkärtchen. Er ist wohl das Beste, was von Missionskarten bis jetzt erschienen ist. Wir werden uns in unserm Missions-Magazin immer wieder darauf beziehen, und sind der Meinung, daß derselbe billiger Weise in den Händen aller unserer Leser sein sollte. Auf der zweiten Karte (Afrika) ist die Reiseroute von Dr. Livingstone ausdrücklich mit rothen Linien angegeben.

vom Löwen'; Banōga d. h. 'die von der Schlange'; obgleich eigentliche Stämme dieses Namens nicht mehr existiren. Das persönliche Fürwort 'sie' oder 'die' heißt in der Sprache dieser Stämme Ba-ma, Wa, Va oder Ova, Amki rc. und kommt in den Namen der afrikanischen Stämme fast allgemein vor. Ein einzelnes Individuum wird bezeichnet mit dem Fürwort Mo oder Le. So heißt eine einzelne Person aus dem Bakuēnastamm Mokuēn; Lekōa ist ein einzelner weißer Mann oder Europäer, während Makōa Europäer in der Mehrzahl bedeutet." *)

Livingstone hatte von seiner Committee die Weisung erhalten, zunächst nach Kuruman zu gehen, aber von dort ohne Säumen seine Aufmerksamkeit weiter nach dem Norden zu wenden. So kam es, daß er, so bald die Ochsen von der langen Reise (von der Algoabay nach Kuruman) sich ein wenig erholt hatten, von dort wieder aufbrach und in Begleitung eines andern Missionars weiter nach Norden hinauf reiste, wo er sich zu Schokuāne, der Hauptniederlassung Setschēle's, des Häuptlings der Bakuēna, niederzulassen gedachte. Ehe es aber zu einem längeren Bleiben bei diesem Stamme kam, gab es aus verschiedenen Gründen noch mancherlei Hin- und Herziehen, was wir hier übergehen. Nur einiger Züge aus jener Zeit erwähnen wir näher.

Von der Entschlossenheit und Kraft des jungen Missionars zeugt schon der Umstand, daß er sich einmal für ein volles Halbjahr selbst von seinem lieben Mitarbeiter trennte und an einem andern Orte der Bakuēna allein und ohne europäischen Umgang niederließ. „Durch diese Feuerprobe," sagt er selbst, „verschaffte ich mir eine so genaue Kenntniß der Gewohnheiten, der Denk- und Anschauungsweise, der Gesetze und der Sprache dieses Zweigs der Betschuanen, daß mir daraus für meinen nachherigen Verkehr mit den Eingeborenen ein unberechenbarer Vortheil erwuchs."

Mehrere weite Wanderungen führte Livingstone schon damals zu Fuß aus. Von einer derselben erzählt er: „Etliche meiner eingeborenen Begleiter, die nicht wußten, daß ich ihre Sprache be-

*) Von der gleichen Eigenthümlichkeit dieser und anderer afrikanischen Sprachen, wornach ein Wort seine Veränderungen nicht am Schluß, sondern am Anfang erhält, kommt es auch her, daß man die Sprache der Betschuanen das Sitschuana nennt.

reits ein wenig verstand, machten sich über meine ganze Erscheinung lustig. 'Er ist nicht stark,' hörte ich sie sagen; 'er ist ja ganz mager und scheint nur dick, weil er seine Beine in diese Säcke (Beinkleider) gesteckt hat; er wird bald unterliegen!' Dieß machte mein schottisches Hochländerblut etwas aufwallen, und nun hielt ich sie mehrere Tage lang, trotz meiner eigenen Ermüdung, mit Laufen und Vorwärtstreiben so lange in Athem, bis sie mit mehr Respekt von der Kraft meiner Beine zu sprechen anfiengen."

Das denkwürdigste Ereigniß aus dieser Zeit ist aber sein gefahrvolles Abenteuer mit einem Löwen. Es war im Jahr 1843, daß er in Mabotsa, einem Dorfe der Bakatla, eine Zeitlang wohnte. Eben zu jener Zeit waren diese Dorfbewohner vielfach von Löwen beunruhigt, die bei Nacht über die Verzäunung der Hürden sprangen und viel Verheerung unter dem Vieh anrichteten. Selbst am offenen Tage griffen sie die Heerden an. Dieß war eine so ungewohnte Erscheinung, daß die Eingeborenen fest glaubten, ein benachbarter Stamm habe sie verhext und in die Gewalt der Löwen übergeben. Einmal zogen sie wohl aus, um die Bestien anzugreifen; aber da sie ein ziemlich feiges und furchtsames Geschlecht sind, kehrten sie wieder um, ohne nur einen einzigen erlegt zu haben.

„Es ist eine bekannte Thatsache," schreibt nun Livingstone weiter, „daß, wenn aus einem Rudel Löwen ein einziger getödtet wird, die andern sich das merken und die Gegend verlassen. Als nun bald nach meiner Ankunft in Mabotsa die Viehheerden abermals von Löwen angefallen wurden, erbot ich mich, selbst mit den Leuten auf die Jagd zu gehen, um sie zu ermuthigen. Wir entdeckten bald die Bestien auf einem kleinen Hügel, der etwa fünf Minuten lang und mit Bäumen bedeckt ist. Der Hügel wurde sofort mit bewaffneten Leuten umstellt, welche Schritt für Schritt den Kreis enger zogen und gegen die Anhöhe vorrückten. Ich selbst befand mich unten in der Ebene mit einem eingeborenen Schulmeister, Namens Mebalwe, einem trefflichen Manne. Da nahm ich einen Löwen wahr, der innerhalb des nun geschlossenen Kreises auf einem Felsblock saß. Mebalwe schoß nach demselben, ehe ich dazu kam. Die Kugel aber schlug an den Felsen, auf dem das königliche Thier saß. Es fuhr mit der Tatze nach der getroffenen Stelle und biß darein, gerade wie Hunde in einen Stock oder

Stein beißen, den man nach ihnen wirft. Dann sprang er auf, brach durch den Kreis der erschrocken aus einander weichenden Eingeborenen und entkam unverletzt. Keiner der Leute wagte ihn anzugreifen, wahrscheinlich wegen ihres oben erwähnten Glaubens an Zauberei. Als der Kreis wieder formirt und geschlossen war, sahen wir, mein Schulmeister und ich, innerhalb desselben wiederum Löwen; aber wir scheuten uns zu schießen, um nicht Jemand von den Leuten zu treffen. Diese aber ließen die Bestien abermals durchbrechen und entkommen. Hätten sie nach der Sitte des Landes muthig und besonnen gehandelt, so hätten sie die Löwen bei ihrem Versuch durchzubrechen, mit ihren Speeren gespießt. Da wir nun sahen, daß wir die Eingeborenen nicht dazu bringen konnten, einen der Löwen zu tödten, wandte ich mit Mebalwe meine Schritte wieder dem Dorfe zu. Aber indem wir um den Abhang des Hügels herumlenkten, sah ich wieder einen Löwen wie zuvor auf einem Felsblock sitzen, aber dießmal hinter einem kleinen Busch. Ich war etwa dreißig Schritte von ihm entfernt, zielte mitten durch den Busch hindurch nach seinem Leibe und schoß beide Läufe meiner Doppelflinte nach ihm ab. Die Leute schrien: 'er ist getroffen! er ist getroffen!' Andere riefen: 'es hat sonst noch Jemand nach ihm geschossen; er ist todt, laßt uns zu ihm!' Ich meinestheils hatte Niemand sonst nach ihm schießen sehen; aber das sah ich, daß der Löwe hinter dem Busch zornig seinen Schweif emporhob. Deßhalb rief ich den Leuten zu: 'halt ein wenig, bis ich wieder geladen habe!' Eben als ich die Kugel mit dem Ladstock in den Lauf hinabstieß, hörte ich einen Schrei. Ich fuhr auf, wandte mich halb um, und in dem Augenblick sah ich, wie der Löwe auf mich losstürzte. Ich befand mich auf einer kleinen Erhöhung; er packte mich bei der Schulter, und er und ich fielen mit einander zu Boden. Fürchterlich brüllend und zwar hart an meinem Ohr, schüttelte er mich, wie ein Dachshund eine gefangene Ratte zu schütteln pflegt. Dieses Schütteln versetzte mich in eine Betäubung, wie sie wahrscheinlich über ein armes Mäuslein zu kommen pflegt, wenn es einer Katze in die Klauen fällt und von ihr geschüttelt wird. Ich gerieth dadurch in eine Art von Traumzustand, wobei ich nichts von Schmerz oder Schrecken empfand, obgleich ich ein volles Bewußtsein von dem hatte, was mit mir vorgieng. Es war mir etwa wie einem Kranken, der theilweise unter dem

Einfluß von Chloroform sich befindet und der die ganze Operation sieht, aber das Messer nicht fühlt. Dieser sonderbare Zustand war nicht das Ergebniß irgend einer selbstthätigen Ueberlegung. Das Schütteln vernichtete die Furcht und ließ, während ich die Bestie ansah, keine Empfindung des Grauens aufkommen. Dieser eigenthümliche Zustand findet sich wahrscheinlich bei allen den Thieren, die von andern Thieren getödtet werden; und wenn dieß wirklich der Fall ist, so ist es eine gütige Fürsorge des Schöpfers, die auch den Thieren die Pein des Todes zu mindern weiß.

„Als ich mich etwas drehte, um mich von dem Gewicht der Tatze loszumachen, die auf meinem Hinterhaupte ruhte, sah ich die blitzenden Augen des Löwen auf Mebalwe gerichtet, der eben sich anschickte, nach ihm aus einer Entfernung von 10—15 Schritten zu schießen. Seine Flinte, mit alten Steinschlössern versehen, versagte an beiden Läufen. In diesem Augenblick verließ mich der Löwe, sprang auf meinen wackern Schulmeister los und biß ihn ins Bein. Ein anderer Mann, dem ich früher einmal das Leben gerettet hatte, als er von einem wüthenden Büffel herumgeworfen wurde, versuchte nun den Löwen mit seinem Speer zu spießen. Nun aber ließ die Bestie auch meinen Mebalwe los und packte jenen bei der Schulter. Aber mittlerweile hatten doch die Kugeln, welche die Bestie in den Leib bekommen hatte, ihre Wirkung gethan; der Löwe sank plötzlich erschöpft nieder und verendete. Das Ganze war das Werk weniger Augenblicke gewesen; es war der Paroxysmus seiner im Sterben noch aufbrausenden Wuth. Um nun den Zauber aus ihm herauszubekommen, machten die Bakatla am folgenden Tag ein mächtiges Freudenfeuer über dem Leichnam des Löwen, von dem sie sagten, es sei der größte gewesen, den sie je gesehen hätten. Er hatte übrigens, außerdem daß er mir den Armknochen zerkracht hatte, elf Wunden seiner Zähne in meinem Oberarm zurückgelassen.

„Eine Wunde von Löwenzähnen gleicht einer Schußwunde von einer Kugelbüchse; sie eitert in der Regel stark und die Haut löst sich ab. Auch spürt man noch lange nach der Heilung periodische Schmerzen an der Stelle. Ich hatte damals gerade eine Tartanjacke an, und ich glaube, daß dadurch das Gift von den Zähnen abgewischt ward, während sie durch die Jacke ins Fleisch drangen; denn während meine beiden Leidensgefährten von dem

eigenthümlichen Schmerz eines Löwenbisses sehr litten, kam ich nur mit einem schlecht eingerichteten, schiefen Arm davon. Bei dem Manne mit der Schulterwunde brach, wie ich selber sah, gerade ein Jahr darauf im gleichen Monat die Wunde aufs Neue auf."

---

3. Der Häuptling Setschele.

Doch es ist Zeit, daß wir unsern Freund zu seiner eigentlichen Missionsarbeit begleiten; und hier ist es insbesondere die Persönlichkeit Setschēle's, des Häuptlings der Bakuēna, an die sich ein ungewöhnliches Interesse anknüpft. Sein Wohnsitz war Schokuāne. „Ich war," schreibt Livingstone, „vom ersten Augenblick an überrascht von dem verständigen Wesen dieses Mannes, und merkwürdiger Weise fühlten wir Beide uns unwillkührlich zu einander hingezogen." Da nun Setschēle nicht blos das Christenthum angenommen hat, sondern auch selbst der Lehrer seines Volkes im Evangelium geworden ist, so dürfte es wohl der Mühe werth sein, aus den Mittheilungen Livingstone's einiges Nähere über diesen Mann zu erfahren.

Die Geschichte der Bakuēna, an deren Spitze Setschēle steht, ist gleich derjenigen aller afrikanischen Stämme fast nichts als eine Aufeinanderfolge von Kriegen, Verwüstungen und unruhigen Wanderungen. In früherer Zeit waren sie reich an Viehheerden, indem durch ihr Land noch wasserreiche Flüsse strömten, welche tausende von Heerden aller Art zu tränken im Stande waren; aber die Rinnsale sind nun überall vertrocknet, — ein neuer Beweis, wie das unglückliche Land Schritt für Schritt einer völligen Abtrocknung und Entwässerung entgegengeht.

Als Setschēle noch ein Knabe war, wurde sein Vater von seinen eigenen Leuten erschlagen, weil er die Frauen seiner reichen Unterhäuptlinge sich angeeignet hatte. Die Kinder des Ermordeten wurden verschont. Nun luden die Freunde des erschlagenen Fürsten einen gewissen Sebituāne, den Häuptling der Makolōlo, der sich gerade in der Gegend befand, ein, sich dieser Kinder anzunehmen und sie wieder in die Häuptlingswürde einzusetzen, die ihre Vorväter von Alters her besessen hatten. Sebituāne folgte dem Ruf, umringte mit seinen Leuten bei Nacht die Stadt der

Bakuēna, und eben als der Tag graute, verkündeten seine Herolde, er sei gekommen, den Mord des Häuptlings zu rächen. In diesem Augenblick schlugen seine Kriegsschaaren rings um die Stadt an ihre Schilde und erfüllten die Luft mit ihren Schlachtliedern. Der Schrecken in der Stadt war furchtbar, und Alles stürzte heraus wie aus einem brennenden Theater, während die Makalōlo ihre Wurfspeere mit einer Gewandtheit und Sicherheit handhabten, wie nur sie es im Stande sind. Sebituāne hatte seinen Leuten Befehl gegeben, die Söhne des ermordeten Häuptlings zu verschonen; aber einer der feindlichen Kriegsleute stieß auf den jungen Setschēle und versetzte ihm mit seiner Keule einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß er bewußtlos zu Boden sank. Er erholte sich jedoch. Der Thronräuber wurde hingerichtet und Setschēle in sein Recht wieder eingesetzt. Von da an fühlte sich dieser in unverbrüchlicher Dankbarkeit an seinen väterlichen Freund und Retter Sebituāne geknüpft, — ein Umstand, der später auch für Livingstone von wichtigen Folgen war.

Setschēle heirathete die Töchter dreier seiner Unterhäuptlinge, die während jener Trübsalszeit treu zu ihm gestanden waren. Dieß ist eines von den Mitteln, die im Süden Afrika's ein Oberhaupt anwendet, um die Treue eines Stammes an sich zu fesseln. Die Regierung ist patriarchalisch; jeder Familienvater ist unbeschränktes Haupt seiner Familie. Seine Kinder bauen ihre Hütten rings um die Seinige her, und je mehr die Zahl der Kinder wächst, desto bedeutender wird sein Einfluß. Deßhalb werden Kinder als eine der größesten Segnungen betrachtet und stets freundlich behandelt. Etwa in der Mitte eines solchen Kreises von Hütten befindet sich ein freier Platz mit einer Feuerstelle, welcher Kotla heißt; hier ist es, daß man arbeitet, speist, zusammensitzt und über die Neuigkeiten des Tages sich unterhält. Ein armer Mann schließt sich an die Kotla eines Reichen an und wird von da an als eines seiner Kinder betrachtet. Ein Unterhäuptling hat eine Anzahl solcher Hüttenkreise um seinen Kreis her, und die Vereinigung vieler Kotla's um die große, in der Mitte stehende Kotla des obersten Häuptlings her macht eine Stadt aus. Der der Kotla des Häuptlings zunächstliegende Kreis besteht aus den Hütten seiner Frauen und nächsten Blutsverwandten. Die Unterhäuptlinge fesselt er an sich und seine Regierung dadurch, daß er

selbst, wie Setschēle that, ihre Töchter heirathet, oder seine Brüder veranlaßt, dieß zu thun. Sie legen großen Werth auf hohe Verwandtschaftsverbindungen. Wenn man auf der Reise einer Parthie von Eingeborenen begegnet, und wenn da die Verwandtschaft des Anführers mit irgend einem Oheim eines großen Häuptlings nicht sofort von seinen Begleitern angekündigt wird, so kann man ihn bald denselben zuflüstern hören: „Saget ihm, wer ich bin;" und dann geht es an ein Aufzählen der Verwandtschaftsgrade, in denen der Anführer zu Dem und Jenem steht, bis es am Ende herauskommt, daß er der Halbvetter zum Onkel irgend eines berühmten Häuptlings ist.

„Als ich mit Setschēle bekannt wurde," erzählt Livingstone, „war er bereits in seine Häuptlingswürde eingesetzt. Gleich bei der ersten Gelegenheit nun, da ich einen öffentlichen Gottesdienst zu halten versuchte, bemerkte er, es sei bei seiner Nation, so oft etwas Neues vor dieselbe gebracht werde, von jeher Sitte gewesen, Fragen darüber zu stellen, und er bitte mich deßhalb, dieß ihm auch bei diesem Anlaß zu gestatten. Nachdem ich ihm meine freudige Bereitwilligkeit, auf alle seine Fragen zu antworten, ausgesprochen hatte, erkundigte er sich, ob meine Vorväter schon von einem künftigen Gericht gewußt hätten. Ich bejahte dieß und fieng an, eine Schilderung zu geben von 'dem großen weißen Stuhl, und Dem, der darauf sitzt, vor dessen Angesicht Himmel und Erde fliehen werden rc.' Darauf erwiederte er: 'Du erschreckst mich, — diese Worte machen alle meine Gebeine zittern, — ich habe keine Kraft mehr in mir. Aber meine Vorväter lebten zu gleicher Zeit mit den Deinigen: — wie kommt es, daß sie nicht früher schon von diesen erschütternden Dingen Kunde in dieß Land schickten? Meine Väter alle sind in die Finsterniß dahingegangen, ohne zu wissen, wohin sie giengen!' Ich zog mich aus dieser Schwierigkeit dadurch, daß ich auf die geographischen Hindernisse hinwies, die einem Vordringen der Europäer von Norden her im Wege standen, und wie man nur langsam und allmählig nach dem Süden Afrika's gekommen sei. Zugleich aber sprach ich die Zuversicht aus, daß nach der Verheißung Christi noch die ganze Welt vom Evangelium werde erleuchtet werden. Darauf deutete er nach der Richtung der großen Kalahäri-Wüste und sagte: 'Du wirst nie im Stande sein, durch jene Gegend hindurch zu den

Stämmen jenseits zu dringen. Es ist selbst für uns schwarze Leute ganz unmöglich, außer zu gewissen Zeiten, wenn mehr Regen als gewöhnlich fällt, und in Folge davon eine größere Fülle von Wassermelonen wächst. Ohne diese würden selbst wir, die wir das Land kennen, unfehlbar zu Grunde gehen.' Ich wiederholte aber meinen festen Glauben an die Worte des Heilands und so schied ich von ihm. Später aber war es eben Setschēle selbst, der mir half, jene Wüste zu durchschreiten, die bisher für jeden Reisenden eine unübersteigliche Schranke gebildet hatte."

Setschēle legte sich mit dem größten Eifer aufs Lesenlernen. Bekanntlich ist es Missionar Robert Moffat, Livingstone's Schwiegervater, welcher die Sprache der Betschuanen zuerst bearbeitete und eine Uebersetzung der heiligen Schrift in dieselbe zu Stande brachte. Im Jahr 1831 erschien als Erstlingsfrucht seiner mühevollen Arbeit das Evangelium Lucä in der Capstadt im Druck. Im Jahr 1840 besuchte Moffat England, um dort den Druck des ganzen Neuen Testaments und der Psalmen in der Sitschuanasprache durchzuführen und zu beaufsichtigen. Eine Auflage von 5000 Exemplaren wurde im folgenden Jahre auf Kosten der großen brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft fertig. Später wurde durch den unermüdlichen Moffat auch das ganze Alte Testament in die Sitschuanasprache übersetzt.*) So fand also Setschēle bereits

*) Es dürfte unsern Lesern nicht uninteressant sein, ein Specimen daraus zu sehen. Der Anfang des Evang. Johannis lautet also:

[1] **Lehuku le le le mo tsimologon, mi Lehuku le le na le Morimo, mi Lehuku e le le Morimo.** [2] **Ye, le le na le Morimo mo tsimologon.** [3] **Lilo cotle li tsa rihoa ka yeona, mi ga goa rihoa sepe sa tse li rihiloen, ha e si ka yeona.** [4] **Botselo bo le bo le mo go yeona; mi botselo e le le leseri ya bathu** ꝛc.

Wir können uns hier nicht enthalten, aus dem neuesten Briefe Moffats an die Committee der London Missionsgesellschaft einige Stellen mitzutheilen. Diese hat nämlich in der letzten Zeit beschlossen, zwei neue Stationen in den von Livingstone eröffneten Gegenden des südlichen Central-Afrika zu gründen, und fragte nun Moffat an, ob er die eine derselben zu beziehen und in Gang zu bringen sich entschließen könnte. Darauf erwiedert er mit einem freudigen Ja und fügt hinzu: „Was meinen gegenwärtigen Gesundheitszustand betrifft, so ist er von der Art, wie es sich bei einer Arbeit, wie die meinige in der letzten Zeit war, erwarten läßt: — der Kopf vom Studiren abgemattet, ein unregelmäßiger Herzschlag, und zwar in Folge der Sorgen und Anstrengungen, welche eine genaue und richtige Uebersetzung der heiligen Schrift in die Sitschuanasprache mit sich brachte. Das

Bücher in der Sitschuänasprache vor. Und so angestrengt lag er den ungewohnten Studien ob, daß er, der in Folge seiner großen Jagdliebhaberei verhältnißmäßig mager war, aus Mangel an Bewegung förmlich corpulent zu werden anfieng. Gleich am ersten Tag bemeisterte er sich des Alphabets, „und," fügt Livingstone hinzu, „ich kam nie zu ihm in die Stadt, ohne daß er mich nöthigte, ihn ein paar Kapitel aus der Bibel lesen zu hören. Der Prophet Jesaias war sein Liebling, und oft pflegte er zu sagen: 'Das war ein feiner Mann, der Jesaias; der wußte, wie man reden soll!'

„Als er wahrnahm," fährt Livingstone fort, „wie sehr ich wünschte, daß seine Leute den Worten Christi glauben möchten, sagte er einmal zu mir: 'Glaubst du denn, daß diese Leute auf dein bloßes Reden und Predigen hin zum Glauben kommen werden? Ich selbst kann es bei ihnen zu nichts bringen, wenn ich sie nicht prügle; und wenn es dir recht ist, so will ich meinen Profoß kommen lassen, und dann wollen wir sie schon mit unserer Litupa (Peitsche aus Rhinozeroshaut) zum Glauben bringen.' Der Gedanke, daß ein Mensch nur durch freie Ueberzeugung ein Christ werden könne, war ihm ganz besonders auffallend. Er meinte, seine Leute sollten ja froh sein, auf seinen Befehl Christen zu werden.

„Dritthalb Jahre lang sprach Setschēle offen und rückhaltslos vor seinem Volke die Ueberzeugung aus, daß das Christenthum die wahre Religion sei, und er stellte sich nicht nur bei allen Verhandlungen mit seinem Bekenntniß auf die Seite des Evangeliums, sondern er handelte auch in aller Aufrichtigkeit nach dem Maaß

---

unheilbare Brausen im Kopfe dauert fort; aber ich bin daran gewöhnt. Ich hatte allerdings neben der Uebersetzungsarbeit auch mancherlei Bewegung und Handarbeit, von letzterer oft mehr als mir lieb war; aber ich glaube, ohne dieselbe wäre ich schon längst zusammengebrochen. Der letzte Bogen ist in dieser Woche fertig geworden, und ich darf nun von ganzem Herzen ausrufen: Lobe den Herrn, meine Seele! Nachdem nun mein Geist so lange Zeit dadurch in der äußersten Spannung war gehalten worden, bin ich froh und dankbar, daß nun ein neues bedeutungsvolles Unternehmen meine Gedanken und Gebete in Anspruch nehmen soll. Ich hatte eine gewisse Angst vor dem Aufhören der bisherigen Spannung und Aufregung, und wäre Ihre Aufforderung nicht an mich gelangt, so hätte ich mich an die Revision des Neuen Testaments gemacht. Ich habe schon längst dem Häuptling Setschele versprochen, ihn zu besuchen &c."

seiner Erkenntniß. Dabei fühlte er aber die Schwierigkeit seiner eigenthümlichen Stellung, lange ehe ich selbst sie erkannte, und oft rief er aus: 'Ach, daß du früher in dieß Land gekommen wärest, ehe ich noch in die Maschen unsrer Landesbräuche verstrickt war!' Er meinte damit vorzugsweise seine vielen Frauen, deren er nicht sich entledigen konnte, ohne gegen deren Eltern, die in den Tagen seines Unglücks so viel für ihn gethan hatten, undankbar zu scheinen.

„In der Hoffnung, daß andere Glieder seines Hauses gleichfalls für das Christenthum sich werden gewinnen lassen, bat er mich, mit ihm in seiner Wohnung tägliche Hausandacht zu beginnen. Ich that es natürlich mit Freuden, und bald war ich erstaunt zu sehen, wie trefflich er selbst allmählig in seiner einfachen und schönen Weise die Andacht zu leiten verstand. Um jene Zeit litten wir Alle von den Folgen anhaltender Dürre, und Niemand außer seiner eigenen Familie, welche auf seinen Befehl erscheinen mußte, kam zu seinem Hausgottesdienst. 'Früher,' sagte er dann, 'wenn ein Häuptling die Jagd liebte, so schafften sich alle seine Leute Hunde an und wurden gleichfalls Jagdliebhaber. Wenn er Tanz und Musik liebte, so fanden alle Andern auch Vergnügen daran. War der Häuptling ein Freund des Biers, so war allen Andern nichts lieber als dieses Getränk. Aber hier ist es ganz anders. Ich liebe das Wort Gottes, und siehe, nicht Einer meiner Brüder thut es mir nach!'

„Eine der Ursachen allerdings, warum wir keine Hof- und Modechristen in Schokuāne hatten, war die anhaltende Dürre und die damit verbundene Hungersnoth, welche von den Leuten der Anwesenheit des christlichen Lehrers und seinem Unterricht zugeschrieben wurde, — und die Heuchelei ist nicht eben geneigt, einer Religion sich anzuschließen, welche ihren Bekennern einen leeren Magen zuzusichern den Anschein hat.

„Als ich nach und nach die Schwierigkeit seiner Lage zu erkennen anfieng, und da ich zugleich wahrnahm, daß die meisten seiner armen, bemitleidenswerthen Frauen zu unsern besten Schülern gehörten, drang ich nicht in Setschēle, vorzeitig sich taufen zu lassen oder seine überzähligen Frauen zu entlassen. Ueberdieß war gerade seine vornehmste Frau eine so durch und durch schmierige Anhängerin der alten Zeit, daß von ihr wenig Gutes zu er-

warten war. Sie soll seitdem, wie ich höre, sich wesentlich gebessert haben; aber damals mußte ich es oft mit ansehen, wie Setschēle sie aus der Kirche fortjagte, damit sie ein anständiges Gewand anlege, und wie sie dann mit Knurren und Murren davonlief, offenbar von unbeschreiblichem Widerwillen erfüllt gegen ihres Eheherrn neu angenommene Grundsätze. Die andern Frauen des Häuptlings hielten sich wesentlich besser.

„Als er endlich um die Taufe bat, fragte ich ihn einfach, wie er, mit der Bibel in der Hand, nun handeln zu sollen glaube. Er gieng nach Hause, gab jeder seiner überzähligen Frauen ein neues Kleid, schenkte ihnen Alles, was sie von seinem Eigenthum bisher in ihren Wohnungen gehabt hatten, und sandte sie zu ihren Eltern zurück mit der Erklärung, daß er durchaus nichts an ihnen zu tadeln finde, aber das Wort Gottes lehre ihn, daß er sich von ihnen (bis auf Eine) trennen müsse und hiernach wünsche er in Gehorsam zu handeln. An dem Tage, da er mit seinen Kindern getauft wurde, kamen große Schaaren, um die Feierlichkeit mit anzusehen. Viele erwarteten, daß, wie im ganzen Süden Afrika's die tolle Sage gieng, die Täuflinge ein Gebräu aus dem Gehirn todter Menschen verschlucken müßten, und waren nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß nichts als Wasser gebraucht wurde. Während der Feier sah ich, wie mehreren alten Männern die Thränen in den Augen standen; als ich sie nachher um die Ursache fragte, erklärten sie, die Thränen seien ihnen unwillkührlich gekommen, als sie gesehen, wie es mit ihrem Vater dahin gekommen sei! Das aber sagten sie in einem Tone, wie etwa Jemand von einem Freunde redet, der wahnsinnig geworden oder einen Selbstmord begangen hat. Sie waren fest überzeugt, ich hätte es dem guten Setschēle angethan durch irgend eine Zauberei. Von da an begann allerlei Feindseligkeit. Alle Verwandten und Freunde der entlassenen Frauen wurden unsere Gegner. Die Schule und Kirche wurde nur noch von sehr Wenigen außer des Häuptlings eigener Familie besucht. Uns Missionare behandelten sie fortwährend mit Achtung und Freundlichkeit; aber dem Häuptling selbst sagten sie Dinge ins Angesicht, die ihnen, wie er selbst oftmals äußerte, früher unfehlbar das Leben gekostet hätten. Es war niederschlagend, nach aller Mühe und Arbeit so wenig Erfolg zu sehen; aber wir hatten den guten Samen ausgestreut, und wir sind der guten

Zuversicht, daß er noch aufgehen und Frucht tragen wird, wenn wir es auch nicht mehr erleben sollten."

---

4. Missionsleben im Innern Afrika's.

Es ist für uns, die wir an alle Bequemlichkeiten und Erleichterungen des civilisirten Lebens gewöhnt sind, nicht leicht, sich eine deutliche Vorstellung zu machen von der Lebensweise eines Missionars, der mitten im Innern von Afrika, abgeschnitten von allem europäischen Verkehr und umgeben von einem ganz barbarischen Naturvolke, seine Tage zuzubringen hat. Es ist deßhalb nicht uninteressant, auch darüber die nüchternen, einfachen Bemerkungen Livingstone's zu hören.

Das Erste, was er vornahm, als er sich unter den Bakuēna ansiedelte, war der Ankauf eines Stück Landes, das zum Bau einer einfachen Wohnung und zur Anlegung eines Gartens genügend wäre. Ein solches Grundstück zu kaufen, und zwar in einem Lande, wo der Grund und Boden fast gar keinen Werth hat, war freilich für die Eingeborenen etwas so Neues und Seltsames, daß Livingstone die Sache ihnen erst in ihrer Bedeutung erklären mußte. Er blieb aber dabei, und entrichtete an den Häuptling unter bestimmten Formalitäten die Summe von etwa Fr. 125 in Waaren, um gegen alle künftigen Unannehmlichkeiten gesichert zu sein. Dann baute er sich mit eigener Hand seine Wohnung. „Ein eingeborener Schmied," schreibt er, „lehrte mich das Eisen schmieden und anschweißen. Von meinem Schwiegervater Moffat hatte ich auch allerlei Künste und Fertigkeiten gelernt, namentlich auch etwas vom Zimmermannshandwerk und der Gärtnerei, und so wurde ich nach und nach, neben dem Doktern und Predigen, in allen möglichen Gewerben einheimisch; und da nun auch meine liebe Hausehre Lichter, Seife und Kleider zu machen verstand, so erreichten wir nahezu jene Stufe der Vollkommenheit, die einer Missionsfamilie im Innern Afrika's unentbehrlich ist, nämlich daß der Mann ein 'Meister in allerlei Teig' und 'in allen Sätteln gerecht', die Hausfrau aber drinnen im Hause eine 'Allerweltskünstlerin' wurde."

An einer andern Stelle sagt Livingstone: „Der gänzliche

Mangel an Kaufläden nöthigte uns, Alles was wir bedurften, aus den Rohstoffen selbst zu bereiten. Willst du ein Haus bauen, so gehst du hinaus aufs Feld, fällst einen Baum und sägst ihn in Bretter, um daraus Backsteinformen zu machen; auch das Material zu Thüren und Fenstern steht noch draußen im Wald. Ein anständiges Haus fordert einen unglaublichen Aufwand von Anstrengung und Handarbeit. Die Eingeborenen können dir nicht viel helfen; denn die Bakuēna, obgleich sehr bereitwillig um Lohn zu arbeiten, haben einen eigenthümlichen Mangel an Geschick, etwas viereckig zu machen. Ihre Wohnungen sind, wie bei allen Betschuanen, immer rund. Bei den drei ziemlich großen Häusern, die ich zu verschiedenen Zeiten errichtete (wovon eines für Setschēle), habe ich jeden Backstein und jedes Stück Holz mit meiner eigenen Hand viereckig machen und zurechtlegen müssen.

„Wenn die Hausfrau das Getreide gemahlen hat, so bäckt sie Brod daraus. Ein Backofen wird dadurch improvisirt, daß in einen der mächtigen Ameisenhaufen ein großes Loch gegraben, ein Stein als Thüre vor die Oeffnung gestellt und das Ganze geheizt wird. Ein anderes Recept, das wir oft gebrauchten, ist dieses: Mache ein starkes Feuer auf ebenem Grunde, und wenn der Boden gründlich erhitzt ist, lege den Teig in eine kurzstielige Pfanne oder einfach auf die heiße Asche, stelle irgend ein metallenes Gefäß umgekehrt über die Pfanne, häufe die Asche um dasselbe herum und mache ein Feuer darüber. Eine Teigmasse, in welche man von einer früheren Backe ein wenig Sauerteig gethan, und die man eine oder zwei Stunden in der Sonne hat stehen lassen, wird auf diese Weise vortreffliches Brod geben.

„Unsre Butter bereiteten wir uns selbst, wobei uns ein Krug als Butterfaß diente. Die Lichter machten wir mittelst Formen. Seife verschafften wir uns aus der Asche der Salzwurzel oder aus Holzasche, welche aber in Afrika so wenig Laugensalz enthält, daß das Sieden der aufeinanderfolgenden Lagen wohl vier bis sechs Wochen fortgesetzt werden muß, ehe das Fett sich zur Seife gestaltet. Eine solche Abhängigkeit von sich selbst und seiner eigenen Kunstfertigkeit führt übrigens nichts weniger als Unbehaglichkeit mit sich; ja, es liegt ein Genuß darin, immer neue Bequemlichkeiten aus seiner eigenen Erfindung hervorgehen zu sehen, und das ehliche Leben wird nur um so süßer, wenn man so viele An-

nehmlichkeiten unmittelbar unter den rührigen und geschickten Händen einer lieben Hausfrau entstehen sieht. Manchem mag dieß etwas romantisch erscheinen; es ist aber nichts anders als ein Leben des Wohlwollens und des Wohlthuns, wie es Jeder nach seiner Art im eigenen Hause daheim auch erfahren kann.

„Unser Tagewerk war in der Regel folgendes: — Wir standen frühe auf, weil, so heiß auch der Tag gewesen sein mochte, der Abend, die Nacht und der Morgen immer köstlich und erfrischend war; kühl ist nicht das rechte Wort für eine Temperatur, wo man weder mehr Wärme, noch mehr Kühlung begehrt, und wo man bis Mitternacht im Freien sitzen kann, ohne einen Schnupfen oder Rheumatismus befürchten zu müssen. Nach der Morgenandacht und dem Frühstück, zwischen 6 und 7 Uhr, giengen wir in die Schule, um Jedermann, der kommen wollte, Männer, Weiber und Kinder zu unterrichten. War die Schule um 11 Uhr vorüber, so gieng die Hausfrau den häuslichen Geschäften nach, während der Missionar selbst irgend eine Handarbeit als Schmied, Schreiner, Zimmermann oder Gärtner zu thun hatte, wie es eben das eigene Bedürfniß oder das der Eingeborenen erforderte. Half ich den Letzteren in etwas, so arbeiteten sie dafür in unserm Garten oder sonstwie, und so bezahlten sie mit ihrer kunstlosen Arbeit meine künstlichere Arbeit. Nach dem Mittagessen und einer Ruhestunde sah die Hausfrau nach ihrer Kleinkinderschule, welche von den in der Regel sich selbst überlassenen Kleinen ausnehmend gerne besucht wurde und meist gegen hundert kleine Köpfe zählte; oder sie hielt statt dessen eine Nähschule für Mädchen, die gleichfalls sehr gerne kamen. Im Lauf des Tages muß jedes Geschäft überwacht und geleitet werden, und Mann und Frau haben unausgesetzt zu thun, bis die Sonne niedergeht. Nach Sonnenuntergang pflegte ich in die Stadt zu gehen, und mit Jedem, der dazu geneigt war, in ein Gespräch einzutreten, bald über allgemeine Gegenstände, bald über religiöse Dinge. An drei Abenden der Woche, sobald die Leute mit dem Melken ihrer Kühe fertig waren, hatten wir einen öffentlichen Gottesdienst und eine Unterweisung über weltlich nützliche Dinge, wobei Bilder und Modelle gute Dienste thaten. Die Abendgottesdienste wechselten ab mit dem Besuch der Kranken, für die ich Medizin bereitete und stärkende Nahrung brachte, und überhaupt mit allerlei Hülfleistung unter Armen und

Elenden. Wir bemühten uns, ihre Liebe dadurch zu gewinnen, daß wir zunächst für ihre leiblichen Bedürfnisse sorgten. Kleine, freundliche Dienstleistungen, ein gewinnendes Wort, ein mitfühlender Blick sind kein verächtliches Stück der Waffenrüstung eines Missionars. Auch sollte es einem Boten Christi nicht zu gering erscheinen, selbst das Wohlwollen des Verworfensten für sich zu gewinnen, wenn dieß durch irgend eine erwiesene Freundlichkeit geschehen kann. Was er Gutes vom Missionar redet, wirkt eben auch mit zu dem guten Ruf, den das Evangelium unter einem Volke gewinnen muß. Erweise den ruchlosen Widersachern des Christenthums Güte und Freundlichkeit auf dem Schmerzens- und Krankenlager, und sie werden nie mehr deine Gegner sein. Hier, wenn irgendwo, ist es, daß Liebe wieder Liebe erzeugt.

„Was unser Verhältniß zu den Eingeborenen betrifft, so standen wir unter ihnen einfach als Fremdlinge, denen keinerlei Autorität in öffentlichen oder politischen Angelegenheiten zustand. Unser ganzer Einfluß bestand in der Macht des Wortes. Hatten wir den Leuten durch Privatunterredungen oder durch öffentliche Unterweisung den Weg der Pflicht deutlich gemacht, so ließen wir sie machen, was sie fürs Beste hielten. Wir legten es nie darauf an, daß sie das Gute und Rechte nur uns zu Gefallen thun, obgleich wir die Neigung dazu bei ihnen wohl wahrnahmen. Wir durften übrigens erfahren, daß unsre Unterweisung nicht ohne guten Einfluß auf die allgemeine Stimmung des Volkes blieb, indem wenigstens da und dort neue und bessere Regungen sich wirksam zeigten. Fünf Beispiele weiß ich gewiß, wo durch unsern Einfluß ein Krieg verhindert wurde; und wenn in einzelnen Fällen unsre gute Absicht nicht erreicht ward, so haben die Leute ja nicht schlimmer gehandelt, als sie vor unserm Kommen ins Land zu handeln gewohnt waren. Im Allgemeinen kommen die Bakuëna, wie alle Afrikaner, nur sehr langsam zu einem entscheidenden Schritt in Sachen der Religion; aber wenn es ihre weltlichen Angelegenheiten und ihre zeitlichen Interessen betrifft, so sind sie äußerst scharfsinnig und rührig. In Dingen, die ihnen fremd sind, mag man sie vielleicht dumm nennen, aber in andern Sachen sind sie an Verstand und Einsicht unsern gewöhnlichen Bauersleuten daheim überlegen. Was ihr großes und kleines Vieh betrifft, so geht ihre Sachkenntniß sehr weit, und sie wissen aufs genaueste

zu bestimmen, welche Art von Weide dem einen und andern am besten zuschlägt. Auch für die verschiedenen Getreidearten wählen sie den angemessenen Boden mit überraschender Einsicht. Die Gewohnheiten der wilden Thiere kennen sie bis ins Kleinste, und in ihrem eigenen Gemeinwesen fehlt es ihnen keineswegs an politischer Weisheit und Einsicht."

---

5. Die Dürre und der Regendoktor.

Die größte Prüfung für die Eingeborenen Südafrika's, wie für den Missionar, und zugleich eines der größten Hindernisse für die Missionsarbeit ist bekanntlich die häufige Wiederkehr von Dürre und Theurung. Das Ausbleiben des Regens nöthigt die Stämme, immer neue Wohnplätze zu suchen, und eine feste Ansiedlung wird fast zur Unmöglichkeit. Auch Livingstone mußte diese Nöthen schon im Anfang reichlich erfahren. Schon im ersten Jahr seines Aufenthalts im Innern, das er bei Setschēle zubrachte, trat eine Dürre ein, unter welcher alles Land wie von Feuer versengt war. Livingstone suchte dem verständigen Häuptling deutlich zu machen, daß der einzige Weg, wenigstens die Gärten zu bewässern, darin bestehe, daß man sich an einem nie versiegenden Fluß oder Bach ansiedle, einen Kanal grabe und so die umliegenden Ländereien bewässere. Dieß leuchtete ihm sogleich ein, und bald war der ganze Stamm in Bewegung, um von Schokuāne nach dem etwa 15 Stunden entfernten Bach Kolobeng überzusiedeln, der nachmals der dort errichteten Station den Namen gab. Der Versuch gelang im ersten Jahr vortrefflich. „Die Bakuēna," sagt Livingstone, „machten Kanal und Damm, wogegen ich ihrem Häuptling mit eigener Hand ein anständiges Haus baute." Als aber auch im zweiten und dritten Jahr der Regen ausblieb, da trocknete auch der Kolobeng aus. „So viele Fische," schreibt Livingstone, „giengen zu Grunde, daß die Hyänen aus der ganzen Umgegend sich zum Festmahl sammelten und doch nicht die ganze Masse faulender Fische bemeistern konnten. Ein großer, alter Alligator, von dessen Dasein wir zuvor nie etwas gewußt hatten, lag unter den andern Opfern todt und trocken im Schlamm. Auch das vierte Jahr war ungünstig, indem der wenige Regen, welcher fiel, nicht

genügend war, um das Getreide zur Reife zu bringen. Nichts konnte niederschlagender sein. Wir gruben im Bette des Flusses tiefer und tiefer, um etwas Wasser zu erhalten, damit die Fruchtbäume wenigstens lebendig erhalten würden; aber Alles vergebens. Nähnadeln konnten Monate lang im Freien liegen, ohne zu rosten. Die Blätter der einheimischen Bäume welkten und zogen sich zusammen, ohne jedoch abzufallen; die Mimosen blieben auch bei Tag geschlossen, wie sonst nur bei Nacht.

„Die Ueberzeugung, daß ein Mensch durch Zauberei Regen machen könne, ist einer der tiefgewurzeltsten Glaubensartikel unter den Eingeborenen dieses Landes. Der Häuptling Setschēle selbst war ein berühmter Regendoktor, und glaubte an seine Kunst mit unzweifelhafter Zuversicht. Er hat mich oft versichert, daß es ihm schwerer falle, seinen Glauben daran aufzugeben, als irgend etwas anderes, was ihm das Christenthum aufzugeben gebiete. Die Bakuēna aber waren völlig überzeugt, ich hätte ihren Häuptling durch irgend einen magischen Zauber gebunden, und oft erhielt ich an den Abenden Deputationen seiner alten Räthe, die mich dringend baten, ihrem Häuptling zu erlauben, daß er nur wenigstens etliche Regenschauer mache. 'Das Korn,' sagten sie, 'wird sterben, wenn du unsre Bitte abschlägst, und wir werden uns zerstreuen müssen, Laß ihn nur noch dieß eine Mal Regen machen, und wir Alle Männer, Weiber und Kinder, wollen dann gerne in deine Schule kommen, und singen und beten, so lang es dir beliebt.' Es war vergebens, daß ich versicherte, Setschēle habe volle Freiheit, nach seinem eigenen Gewissen zu handeln, da er ja die Bibel selbst in Händen habe. Ja, es war peinlich, vor den Leuten hartherzig erscheinen zu müssen. Oft sammelten sich die Wolken segenverheißend über uns, und das Rollen des Donners schien erfrischende Regenschauer anzukündigen; aber am folgenden Morgen war jede Spur von ihnen verschwunden, und die Sonne stieg wieder am klaren, wolkenlosen Horizont empor.

„Die Eingeborenen finden es höchst langweilig, dazusitzen und zu warten, bis Gott ihnen Regen vom Himmel sendet, und meinen, es sei natürlicher und angenehmer, sich selber zu helfen. Dazu verwenden sie mancherlei seltsame Mittel, wie z. B. die verkohlten Ueberreste von verbrannten Fledermäusen, die verdichteten Exkremente des Bergkaninchens, die innern Theile verschiedener

Thiere, wie Schakalsleber, Pavians- und Löwenherz, die haarigen Steinchen aus den Eingeweiden alter Kühe, die abgestreiften Häute und Rückenwirbel von Schlangen und alle möglichen Knollen, Wurzeln und Auswüchse von Pflanzen, wie man sie im Lande findet. Du magst deinen Zweifel an ihre Kunst äußern, wie du willst, — der Regendoktor wählt eine gewisse knollichte Wurzel, zerstößt sie, macht einen Trank daraus und gießt denselben abgekühlt einem Schaafe ein, das fünf Minuten darauf in Krämpfen verendet. Ein Theil der nämlichen Knolle wird in Rauch verwandelt und steigt zum Himmel auf. In einem oder zwei Tagen folgt Regen. Der Schluß kann nicht fehlen: — der Regendoktor hat ihn herbeigeführt!

„Die Bakuēna ließen es sich nicht nehmen, daß zwischen der Anwesenheit des 'Wortes Gottes' in ihrer Stadt und dieser anhaltenden und verhängnißvollen Dürre ein Zusammenhang bestehen müsse, und deßhalb betrachteten sie unser Kirchenglöcklein mit nicht sehr wohlwollenden Augen; uns selbst aber behandelten sie unveränderlich mit Achtung und Freundlichkeit. Ich glaube nicht, daß ich je einen Feind hatte im ganzen Stamm. Der einzige Grund ihres Mißfallens wurde einst von einem sehr einflußreichen und verständigen Mann, einem Oheim Setschēle's, folgendermaßen ausgesprochen: 'Wir lieben dich Alle gerade so, als wärest du unter uns geboren. Du bist der einzige weiße Mann, mit dem wir uns verstehen. Aber wir wünschen, du gebest das ewige Predigen und Beten auf; damit können wir uns ganz und gar nicht verstehen. Du siehst, wir kriegen keinen Regen, während die Stämme, die nie beten, Regen im Ueberfluß haben.' Letzteres war allerdings Thatsache; oft sahen wir es ein paar Stunden von uns auf den Hügeln regnen, während wir selbst keinen Tropfen bekamen. Wenn der Fürst der Finsterniß, der in der Luft herrscht, nicht wirklich seine Hand in dieser Sache hatte, so that ich ihm wenigstens nicht selten die Ehre an, solches ihm zuzutrauen.

„Was die Regenmacher betrifft, so hielt es das ganze Volk mit ihnen, und das nicht ohne Grund. Denn wenn wir uns in die Lage dieses halb verschmachteten Volkes versetzen, und uns erinnern, wie steif und fest sie an die Wirksamkeit der Zaubermittel glauben, und wie sie von der Anschauung ausgehen, daß jede Medizin durch eine Art Zauber wirke, so kann uns ihre unbedingte

Verehrung für die Regenmacher nicht wundern. Die folgende Unterredung zwischen mir, dem Krankendoktor, und dem Regendoktor zeigt, wie sie Alle die Sache anzusehn gewohnt sind. Es ist noch zu bemerken, daß der Ausdruck Medizin für alle Arten von Zaubermittel gilt.

„Krankendoktor: Glückzu, mein Freund! Was für eine Menge von Medizinen hast du diesen Morgen bei dir! Ich glaube, du hast alle Medizinen aus dem ganzen Lande hier zusammengebracht.

„Regendoktor: Sehr wahr, mein Freund, und zwar mit Recht; denn das ganze Land seufzt nach Regen, den ich eben zu machen mich anschicke.

„Kr. Dr.: So glaubst du denn wirklich, daß du den Wolken gebieten könnest? Ich meine, das kann allein Gott.

„R. Dr: Allerdings, darin sind wir Beide ganz gleicher Meinung. Es ist Gott, der den Regen macht; aber ich bete zu ihm vermittelst dieser Medizinen, und natürlich, wenn der Regen dann kommt, so ist das mein Werk. Ich war es, der den Bakuēna viele Jahre lang den Regen machte, so lange sie noch in Schokuāne wohnten. Durch meine Weisheit sind auch ihre Weiber feist und glänzend von Fett geworden. Frage sie nur, sie werden dir das Gleiche sagen.

„Kr. Dr.: Aber unser Heiland hat uns in seinen Abschiedsreden ausdrücklich und deutlich gesagt, daß wir nur in Seinem Namen erhörlich zu Gott beten können, und nicht vermitelst solcher Medicinen.

„R. Dr.: Ganz richtig! Aber uns hat es Gott anders gesagt. Er machte den schwarzen Mann zuerst und dann den weißen Mann; auch hat er uns nicht so lieb, als den weißen Mann. Euch machte er schön, und gab euch Kleider und Flinten und Pulver und Pferde und Wagen, und viele andere Dinge, von denen wir nichts wissen. Aber gegen uns hatte Gott kein Herz. Er gab uns nichts als den Assegai (Wurfspeer) und Vieh, und die Kunst Regen zu machen. Auch gab er uns keine Herzen wie euch. Wir lieben einander nie. Andere Stämme legen Medizinen um unser Land her, um den Regen von uns abzuwenden, damit wir uns zerstreuen und zu ihnen kommen, und so ihre Macht vermehren. Wir müssen ihren Medizinen durch unsre Medizinen entgegentreten und ihre Kraft brechen. Gott hat uns ein einziges kleines

Ding gegeben, wovon ihr nichts verstehet. Er hat uns die Kenntniß gewisser Medicinen gegeben, mittelst deren wir Regen zu machen vermögen. Wir unsrerseits verachten die Dinge nicht, die ihr besitzet, obgleich wir nichts davon verstehen. Wir verstehen nichts von eurem Buch, und doch verachten wir es nicht. So solltet auch ihr unsre geringe Kenntniß nicht verachten, obgleich ihr nichts davon verstehet.

„Kr. Dr.: Ich verachte das nicht, was ich nicht verstehe; ich glaube nur, daß ihr euch täuschet, wenn ihr meinet, ihr seiet im Besitz von Medicinen, welche Regen herbeiführen können.

„R. Dr.: Das ist gerade die Weise, wie die Leute von Dingen reden, von denen sie nichts verstehen. Als wir in diese Welt eintraten und die Augen aufthaten, da sahen wir, wie unsre Vorväter Regen machten; wir folgen in ihre Fußstapfen. Ihr sendet Boten nach Kuruman, um Korn zu holen, und bewässeret euern Garten, — da könnet ihr's wohl ohne Regen aushalten; wir können es nicht so machen. Wenn wir keinen Regen haben, so hat das Vieh keine Weide, die Kühe geben keine Milch, unsere Kinder magern ab und sterben, unsre Weiber laufen uns davon zu andern Stämmen, welche Regen machen und Korn haben, und der ganze Stamm geht zu Grunde. Unser Feuer verlöscht.

„Kr. Dr.: Ich bin ganz mit dir einverstanden, was den Werth des Regens betrifft; aber du kannst den Wolken nicht gebieten durch Medicinen. Ihr Regenmacher wartet, bis ihr Wolken kommen sehet; dann brauchet ihr eure Medicinen und nehmet für euch die Ehre, die allein Gott gebührt.

„R. Dr.: Ich brauche meine Medicinen, und du brauchst die Deinen. Wir sind Beide Doktoren, und ein Doktor ist kein Betrüger. Du gibst einem Patienten Medicin. Manchmal gefällt es Gott, ihn zu heilen durch deine Medicin; manchmal auch nicht, und — er stirbt. Wird er geheilt, so nimmst du für dich die Ehre von dem, was Gott gethan hat. Gerade so mache ich es auch. Manchmal gibt uns Gott Regen, manchmal auch nicht. Gibt er ihn, so schreiben wir das der Wirkung unsrer Medicin zu. Stirbt dir ein Patient, so gibst du deßhalb das Vertrauen in die Kraft deiner Medicinen nicht auf; so gehts mir auch mit meinen Medicinen, wenn der Regen ausbleibt. Wenn du von mir verlangst meine Medicinen aufzugeben, warum hältst du an den Deinen fest?

„Kr. Dr.: Ich gebe meine Medicinen lebenden Geschöpfen, die innerhalb meines Bereichs sind, und ich kann die Wirkung davon sehen, auch wenn keine Heilung erfolgt. Du gibst vor, auf die Wolken wirken zu können, die doch so hoch über dir sind, daß deine Medicinen sie nimmermehr erreichen können. Die Wolken stehen in der Regel hier, und der Rauch von deinen Medicinen zieht nach einer ganz andern Richtung. Gott allein kann den Wolken gebieten. Versuchets nur einmal und wartet geduldig; Gott wird uns Regen geben ohne deine Medicinen.

„R. Dr.: Mahäla-ma-kopa-a-a!! (Ausruf äußersten Erstaunens.) Ich glaubte immer, die weißen Leute seien verständige Leute; der heutige Morgen hat mich eines andern belehrt. Wer in aller Welt hat je daran gedacht, einen Versuch mit dem Verhungern zu machen! Ist denn der Tod so etwas Angenehmes?

„Kr. Dr.: Könntest du machen, daß es an einer Stelle regne, und an einer andern nicht?

„R. Dr.: Es würde mir nicht einfallen, das auch nur zu versuchen. Ich sehe gerne das ganze Land grün und alle Leute fröhlich. Das sehe ich gerne, wenn die Weiber vor Lust in die Hände klatschen und lulliluen vor Freude, und mir zum Dank ihren Schmuck bringen.

„Kr. Dr.: Du betrügst eben sie und dich selbst.

„R. Dr.: Nun, da passen wir Beide wohl zusammen! (will sagen, wir seien Beide Schurken.)

„Man sieht," fährt Livingstone fort, „es fehlt den Leuten nicht an Scharfsinn. Es ist mir auch nicht in einem einzigen Fall gelungen, sie von ihrer Thorheit zu überzeugen, obschon ich es auf alle ersinnliche Weise versuchte. Ihr Glaube an die Zauberkraft der Medicinen kennt keine Gränzen. Der allgemeine Eindruck, den wir mit unsern Beweisführungen hervorbrachten, war der, daß uns am Regen eben nichts gelegen sei; und das ist in der That ein mißliches Ding, wenn die Vorstellung unter den Leuten Raum gewinnt, der Missionar kümmere sich nicht um die öffentliche Wohlfahrt.

„Die Haltung des Volkes während dieser lang anhaltenden Dürre war merkwürdig gut. Die Frauen gaben willig ihren Schmuck hin, um von glücklicheren Nachbarstämmen Korn zu kau-

sen. Die Kinder durchstreiften die Umgegend, um saftreiche und wasserhaltige Pflanzenknollen zu sammeln, und die Männer giengen auf die Jagd. . . . Bei dem Allem war dieser Stand der Dinge ein bedenkliches Hinderniß für das Wachsthum des Volkes in christlicher Erkenntniß. Wir Europäer daheim sitzen am behaglichen Frühstücks- und Mittagstisch, oder am fröhlich flackernden Kaminfeuer, oder in der Kirche und Schule, und sammeln da allerlei Schätze des Wissens und Erkennens. Wie viele von uns würden wohl mit peinlich leerem Magen und nagendem Hunger anständig in der Kirche aushalten? Die bekannten 'Lumpenschulen' wären sicherlich fehlgeschlagen, würden nicht die Lehrer weislich ebenso für den Leib ihrer Schüler sorgen, als für ihren Geist. Es ist nicht nur Christenpflicht, daß wir auch für die leibliche Wohlfahrt derer, für die wir uns interessiren, freundliche Sorge tragen, sondern wir können unsern Armen, sowohl daheim als draußen, gesunde Anschauungen und Gefühle gar nicht beizubringen hoffen, ohne daß wir sie zugleich leiblich nähren, — ebensowenig, als man eine ordinäre Arbeitsbiene nur mit der gewöhnlichen Nahrung des Bienenkorbs zur Bienenmutter und Bienenkönigin heranzuziehen vermöchte.

„Wenn ich darin Recht habe, so gehört zur Missionsarbeit unter den Heiden noch viel mehr, als man sich gewöhnlich das Bild eines Missionars auszumalen pflegt als eines Mannes, der auszieht und umhergeht mit der Bibel unter dem Arm. Derselbe sollte sein besonderes Augenmerk dahin richten, einen gesunden Handelsverkehr in Gang zu bringen, indem dieß mehr als sonst irgend etwas dazu mitwirkt, jenes Gefühl der Isolirung, das ein ächtes Erzeugniß des Heidenthums ist, aufzuheben und die Stämme in gegenseitige Abhängigkeit von einander und zu herzlichem Wohlwollen gegen einander zu führen. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, erhielten die Missionare in Kuruman von der Colonialregierung des Caplandes die Erlaubniß, daß ein Händler daselbst sich niederlasse, und das Emporkommen eines beträchtlichen Handelsverkehrs war das Ergebniß; der Händler selbst ist dabei keineswegs zu kurz gekommen. Jene Gesetze, welche selbst unter civilisirten Nationen noch immer den freien Handelsverkehr hemmen, scheinen nichts anders als ein Rest unsres eigenen Heidenthums zu sein. Meine eigenen Beobachtungen in dieser Beziehung haben

in mir den lebhaften Wunsch erweckt, dazu mitzuwirken, daß in Afrika die Rohstoffe für die europäische Manufaktur zubereitet und Wege für ihren Absatz eröffnet werden; denn auf diese Weise werden wir nicht blos dem Sklavenhandel ein Ende machen, sondern auch die Negerfamilie in die große Gemeinschaft der Nationen einführen, in welcher kein einziges Glied leiden kann, ohne daß die andern mitleiden. Gelänge dieß sowohl in Ost- als in Westafrika, so wäre die Folge, daß im Lauf der Zeit die Segnungen der Civilisation sich viel weiter ausbreiten würden, als dieß dadurch möglich ist, daß man da und dort die Missionsarbeit auf einen einzelnen kleinen Stamm beschränkt. Natürlich sollte die evangelische Arbeit zu gleicher Zeit in voller Kraft fortgehen, und zwar an gesunden, im Mittelpunkt des Verkehrs liegenden Hauptstationen. Denn weder die Civilisation, noch das Christenthum kann allein und eines ohne das andere gedeihen. Sie sind unzertrennlich."

Wir brechen diese Mittheilungen hier ab, und hoffen, daß es uns später hin und wieder gelinge, Einzelnes aus dem überaus inhalts- und lehrreichen Buche des Dr. Livingstone unsern Lesern vorzulegen.

Missionsliteratur.

Wir empfehlen Allen, die sich mit dem Werk der Mission genauer bekannt machen wollen, die neu erschienene Schrift:

Kleine Missionsbibliothek, oder Land und Leute, Arbeiter und Arbeiten, Kämpfe und Siege auf dem Gebiete der evangelischen Heidenmission, von Dr. G. E. Burkhardt, Archidiakonus in Delitzsch. Erster Band: Amerika. I. Die Eskimo's in Grönland und Labrador. II. Die Indianer in Nord- und Südamerika. Bielefeld 1857.

Es sind dieß die zwei ersten Lieferungen eines Werkes, das eine sehr fühlbare Lücke in unserer deutschen Missionsliteratur auszufüllen verspricht. „Das Ganze ist auf 12 Lieferungen angelegt, wovon je drei einen Band bilden. Hiernach gliedert sich das Werk so: I. Amerika (1. die Eskimo's in Grönland und Labrador. 2. Die Indianer in Nord- und Süd-Amerika. 3. Die Neger in Westindien und Südamerika.) II. Afrika (1. Westafrika: die befreiten Neger und die freien Neger. 2. Südafrika: die Hottentotten- und die Kaffernstämme. 3. Ostafrika: das Festland und Madagaskar.) III. Asien (1. Vorderindien mit Ceylon. 2. China. 3. Hinterindien und der Archipel.) IV. Australien (1. Die braunen Insulaner. 2. Die schwarzen Insulaner. 3. Neuholland.)"

Missions-Zeitung.

Westafrika.

Das Bisthum von Sierra Leone. — Eine der schönsten Erscheinungen innerhalb der anglikanischen Kirche ist die treue Sorge der Mutterkirche für ihre weit in der Welt umher zerstreuten Glieder. Seit einer Reihe von Jahren sind alle größeren Kolonien Englands nicht blos mit Caplanen und Predigern versehen, sondern auch unter die kirchliche Oberleitung von Bischöfen gestellt worden. Es war im Jahr 1852, daß für die Küste Westafrika's das Bisthum von Sierra Leone gegründet ward. Der erste Bischof war der edle, wahrhaft apostolische Vidal, der mit ganzer Seele die große Aufgabe anfaßte, die ihm zum geistlichen Wohl Westafrika's vom Erzhirten der Gemeinde anvertraut wurde. Aber das tödtliche Klima der Küste nöthigte ihn nach kurzer Zeit, in der heimathlichen Luft Englands Erholung zu suchen. Er kehrte dann 1854 mit neuem Eifer und neuen Hoffnungen nach Sierra Leone zurück, aber nur um in ein frühes Grab zu sinken.

Die Freunde der Mission, tiefbetroffen und gebeugt, verzagten doch nicht. Sie richteten ihren Blick auf einen Mann, der von Gott selbst zu dieser schwierigen, aber bedeutungsvollen Stellung erzogen und berufen schien, auf den edlen Prediger Weeks (sprich: Wihks). Er war früher etwa 20 Jahre lang selbst Missionar in Sierra Leone gewesen, kannte und liebte das Negervolk mit ganzer Seele und hatte ein hohes praktisches Geschick für die Behandlung der verschiedenartigsten Charaktere. In den letzten 7 Jahren (seit 1848) war er Prediger und Seelsorger in einem der allerverwahrlostesten Kirchspiele Londons gewesen, und seinem heiligen Eifer, wie seiner unermüdlichen Liebe war es gelungen, in seiner Gemeinde ein ganz neues Leben von Oben zu wecken. Er war es nun, welcher die Stelle des sel. Vidal als Bischof von S. Leone ausfüllen sollte. Er erhielt im Herbst 1855 seine Consekration in London und kam Ende des gleichen Jahres auf seinem verantwortungsvollen Posten an. „Er war kein Fremdling unter uns," schreibt das Sierra-Leone-Blatt The Afrikan; „unsre Väter kannten ihn, ehe Manche von uns geboren waren. Die Negerjungen von Regent und Bathurst, von Charlotte und Gloucester, denen er einst ein freundlicher und treuer Lehrer gewesen war, begrüßten ihn jetzt als Männer wieder. Jünglinge und Männer, die er als elende, unwissende Heiden auf den aufgebrachten Sklavenschiffen hatte in der Colonie an-

kommen sehen, hießen ihn nun als erleuchtete und begnadigte Jünger Christi willkommen und rühmten die Gnade, die ihnen widerfahren war."

Weeks' eifrigste Bemühung gieng darauf, aus den Eingeborenen selbst einen Lehrer- und Predigerstand zu erziehen, dem in nicht ferner Zukunft die Pflege der Gemeinden vollständig, und unabhängig von Europa, könnte übertragen werden. Er hatte auch die Freude, sieben Neger in der Kathedrale zu Freetown zum Predigtamt ordiniren zu dürfen. Aber sein Blick war über die Gränzen von S. Leone hinaus auf die ganze Westküste Afrika's gerichtet. Er beschloß, eine Visitationsreise zu allen Missionen an der Küste bis ins Yorubaland zu machen und nach dem Maaße seiner Kraft und Gabe zur Förderung des heil. Werkes beizutragen. Am 13. Nov. 1856 trat er in Begleitung der beiden Missionare Frey (von Schorndorf in Würtemberg, früher in Basel gebildet) und Beale (sprich: Bihl), eines Engländers, auf dem Dampfpacketboot die Reise an. Das Yorubaland war das erste Ziel der Reise. Er besuchte alle Stationen der kirchl. M.G., ordinirte in Abbeokuta vier eingeborene Katechisten zum Predigtamt, und war oft tiefbewegt über dem großen Segen, der auf dieser Mission ruht. Noch sterbend rief er später mehrmals aus: „Es ist ein herrliches Land, ein herrliches Land!" Aber schon dort machte der Tod eine Lücke in die kleine Reisegesellschaft. Miss. Beale mußte Krankheitshalber in der Küstenstadt Lagos zurückbleiben, in der Hoffnung, seinen Gefährten etwas später nach Abbeokuta nachzureisen. Aber der Herr rief ihn in die ewige Heimath. Er sollte jedoch mit seinen beiden Reisegenossen bald genug wieder zusammentreffen, — nicht in Abbeokuta, nicht in S. Leone, sondern in dem himmlischen Vaterland.

In den ersten Tagen des Febr. 1857 verließen der Bischof und Miss. Frey die Küste des Yoruba-Landes und landeten am 9. in Akrä, an der Goldküste. Hier beabsichtigten sie die Stationen der Basler M.G. zu besuchen. Die Baslerbrüder freuten sich dankbar des ermunternden Besuchs und thaten Alles, was in ihrem Vermögen stand, den Bischof und seinen lieben Begleiter in der Wildniß Afrika's zu erquicken. Aber für die vom Yoruba-Lande her noch erschöpften Reisenden war die äußerst beschwerliche Reise auf das Aquapim-Gebirge (nach Akropong) zu viel, und überdieß vermochten die l. Baslerbrüder trotz des besten Willens bei der großen Einfachheit ihrer eigenen Lebensweise ihren werthen Gästen nicht alles das darzureichen, was zu ihrer leiblichen Erquickung und Erholung so wünschbar gewesen wäre. Sehr erschöpft kamen sie wieder an der Küste an. Frey namentlich war so heruntergekommen, daß der Bischof ihm anrieth, sich in Akrä zu erholen und erst mit dem nächsten Packetboot nach S. Leone nachzukommen. Allein er erholte sich wieder und trat mit dem Bischof die Heimreise (nach Sierra Leone) an. Am Abend des 16. März kamen sie daselbst an. Frey schien entschieden besser; um so angegriffener und schwächer fühlte sich der Bischof. Er mußte am 17. in einer Hängematte in seine Wohnung in Fourahbay getragen werden. Hier sanken seine Kräfte auffallend schnell bis zum 24. März, wo er

Nachmittags sanft und in der gewissen Hoffnung entschlief, Den bald zu sehen, den seine Seele geliebt hatte. Wenige Stunden vor seinem Hinschied, da schon die Schatten des Todes ihn umlagerten, fragte man ihn, ob Jesus seiner Seele fühlbar nahe sei. „Kostbar!“ stammelte er langsam und Buchstabe für Buchstabe, während ein sanftes Lächeln seine sterbenden Züge verklärte. „Sehr!“ fügte er nach einer Pause bei. Das waren seine letzten Worte.

Einen Monat später (23. April 1857) folgte ihm auch Miss. Frey, der letzte der kleinen Reisegesellschaft. Sein Ende war, wie sein Leben, Friede. Er war im Jahr 1841 in der Kolonie angekommen und hatte die letzten 14 Jahre auf der Station Waterloo in treuer Arbeit zugebracht. „Welchen Ernst und Treue er in seinem Amte bewies“, heißt es in The Afrikan, „wissen Alle, die ihn kannten. Er war ein Mann von wenig Worten, aber von ausdauernder Thätigkeit, und der gegenwärtige Stand der Gemeinde von Waterloo und ihren Außenstationen ist das beste Denkmal seiner treuen und gesegneten Arbeit.“

Die Frage, ob und wie das nach so kurzer Zeit zweimal verwaiste Bisthum von S. Leone aufs Neue besetzt werden solle, beschäftigte die tieferschütterten Freunde der Mission lange und ernst. Manche kamen auf den Gedanken, ob es nicht rathsam wäre, den erfahrenen und bewährten Negermissionar Samuel Crowther (sprich: Krauther) zum Bischof zu weihen. Allein die Bedenken waren allzugroß. Da ließ der Herr sie einen Mann finden, der nicht nur in jeder Beziehung besonders hiezu geeignet schien, sondern auch freudig bereit war, die schwere und gefahrvolle Stellung einzunehmen. Es ist der Prediger John Bowen. Sein Lebensgang ist nicht ohne Interesse. Er ist der Sohn eines Hauptmanns, welcher mehrere Feldzüge mitgemacht und bei seinem Tode eine zahlreiche Familie fast ohne Vermögen hinterlassen hatte. John genoß eine tüchtige Erziehung und erwarb sich bedeutende Kenntnisse in den gelehrten Schulen; allein jugendlicher Leichtsinn und das Gefühl ungewöhnlicher Kraft, sowie der Trieb, ferne Länder zu sehen, veranlaßte ihn 1834, nach Canada zu gehen, um dort als Landwirth sein Brod zu erwerben. Er kaufte sich auf der Nordseite des Erie-Sees ein Landgütchen, arbeitete mehrere Jahre lang sehr hart, um den Buschwald zu lichten und urbar zu machen, und lebte dabei so ziemlich ohne Gott in den Tag hinein. Aber der Herr fand ihn, und er bekehrte sich gründlich. Nun erwachte auch der Wunsch in ihm, ein Diener des Evangeliums zu werden, das ihn selbst so selig machte. Diesem Wunsche kamen eigenthümliche Umstände entgegen. Sein Vater nemlich starb eben um jene Zeit, und die Mutter wünschte, daß ihr Sohn nach Hause zurückkehre und sich dem Predigerstande widme. John erkannte darin den Finger des Herrn. Er eilte nach England und bereitete sich auf die Prüfung und Ordination vor. Das hörte ein Oheim, welcher als Capitän im Dienst der Ostindischen Compagnie große Reichthümer sich erworben hatte, kinderlos war und seinem nahen Ende entgegen sah. Dieser Mann hatte seinen Neffen John, für dessen kräftige und

gewinnende Persönlichkeit er besondere Vorliebe fühlte, zu seinem Universalerben ersehen, aber freilich in der Hoffnung, daß er die militärische oder sonst eine weltlich ehrenvolle Laufbahn wähle. Die Nachricht, daß sein Neffe Geistlicher werden wolle, entrüstete den alten Seemann so, daß er ihm erklärte, er hinterlasse ihm keinen Pfennig, wenn er diesen Gedanken nicht aufgebe. John schwankte keinen Augenblick, was er zu thun habe. Er setzte mit freudiger Hingabe aller dieser glänzenden Aussichten seine theologische Vorbereitung fort, bestand die der Ordination vorangehende Prüfung und wurde 1846 Pfarrer in einer Landgemeinde seines Vaterlands, nachdem er zuvor noch in Dublin einen akademischen Grad erlangt hatte. Von seinem Oheim hörte er nichts mehr, bis ihm dessen Tod angekündigt und er zu dessen Leichenfeier eingeladen wurde. Er eilte nach dem reichen Landsitze des Verstorbenen, wohnte der Bestattung bei und kehrte wieder nach Hause zurück. Aber eine ihm nacheilende Botschaft kündigte ihm die völlig unerwartete Kunde an, daß er Universalerbe des reichen Oheims geworden sei. Bowen war ferne davon, sich dadurch auch nur im Geringsten in seiner gesegneten Amtsthätigkeit aufhalten oder stören zu lassen. Vielmehr weihte er von nun an seine reichen Mittel ganz dem Dienste des Herrn. Im Jahr 1849 ließ er sich von der kirchlichen M.G. auf eine Missionsreise nach Palästina senden, deren Kosten er natürlich selbst trug. Er besuchte damals auch andere Länder des Ostens, und blieb in Ninive, Babylon und Egypten zwei bis drei Jahre. Nach seiner Rückkehr wurde ihm eine neue kleine Pfarrei angeboten, die er mit Freuden antrat. Im Jahr 1854 besuchte er den Osten abermals (in Begleitung des Missionars Sandreczky) und predigte das Evangelium in Arabien, in Kurdistan, in Palästina und andern Orten, so oft er kleine Christenhäuflein um sich zu sammeln vermochte. Im Jahr 1856 kehrte er in seine kleine Gemeinde in England zurück. Da ihm aber sein Amt viel freie Zeit ließ, machte er viele Reisen im Lande, um das Missionsinteresse allenthalben zu wecken und zu beleben. Er war bis dahin unverheirathet und ist ein Mann von ächter Frömmigkeit und heiligem Eifer für die Sache seines Herrn, zugleich ein Mann großer körperlicher Kraft und Ausdauer. Dieser ist es, auf den die Wahl für das Bisthum von S. Leone fiel, und als er darüber angefragt wurde, kostete es diesen edlen Knecht Christi keinerlei Kampf, zwischen dem herrlichen Landsitz Milton-Haus in Pembrokeshire, das sein Eigenthum ist, und dem Lande der Fieber und des Todes zu wählen. Er empfieng Montag den 21. Sept. des vorigen Jahres die bischöfliche Weihe in London, verehelichte sich einige Zeit darauf, und segelte am 26. November nach dem Schauplatz seiner künftigen Arbeit ab. The Afrikan kündigt seine glückliche Ankunft auf der Küste (am 17. Dez.) an und schließt mit den Worten: „Wir wissen, viele Gebete sind in den Gemeinden von S. Leone für den neuen Bischof zum Herrn aufgestiegen, und viele werden auch ferner aufsteigen zu dem Gott aller Gnade, daß Er ihn uns erhalte und seine Arbeit reichlich segne."

Ostindien.

Calcutta. — Mitten unter den schweren Schlägen, welche in den letzten Monaten Indien betroffen haben, trifft der Tod des edlen Bischofs Daniel Wilson von Calcutta die christliche Kirche in Bengalen doppelt empfindlich. Nachdem er 25 Jahre lang dort unter Christi Panier männlich und treu gegen Sünde, Welt und Teufel gefochten und bis an sein Ende als ein wahrer Knecht des Herrn sich bewährt hatte, rief ihn sein Meister am 3. Januar d. J. in die ewige Ruhe. Sein Verlust ist gerade jetzt doppelt schwer. Er war im J. 1778 geboren. Anfangs nicht für den geistlichen Stand bestimmt, arbeitete er mehrere Jahre in dem Geschäft seines Vaters, eines Seidehändlers, und erwarb sich da ohne Zweifel jene Gewöhnung an methodische, raschabmachende, pünktliche Thätigkeit, die ihn nachmals immer so sehr auszeichnete. Nach seiner Bekehrung (im 19. Lebensjahr) wandte er sich dem geistlichen Stande zu, studirte in Oxford, und wurde, nachdem er mehrere Preise gewonnen hatte, 1801 ordinirt, worauf er nach einander mehrere wichtige Stellen bekleidete, bis er 1824 zu der bedeutenden Pfarrstelle zu St. Mary in Islington (London) berufen wurde, die er bis zu seiner Berufung zum Bisthum von Calcutta (im J. 1832) mit dem reichsten Segen verwaltete. Dieses Bisthum war im Jahr 1813, namentlich auf des edlen Wilberforce Betrieb, gegründet worden, und am 28. Nov. 1814 landete der erste anglikanische Bischof, Dr. Middleton, zu Calcutta. Aber er war mehr ein strenger Kirchenmann, als ein milder Pfleger und Hirte der verkommenen christlichen Bevölkerung in Indien. Er starb schon 1822, und auch mehrere seiner Nachfolger, unter denen Reginald Heber durch wahrhaftige Frömmigkeit, durch Milde der Gesinnung und durch hohe geistige Bildung hervorragt, fanden in wenigen Jahren ihren Tod. Aber erst Daniel Wilson war der Mann, dem es durch Gottes Gnade gelang, unter der europäischen Bevölkerung Indiens neues geistliches Leben zu wecken, mit evangelischer Milde alle Partheien zu umfassen und namentlich auch die Missionssache in hohem Maaße zu fördern. Seine anfängliche Unerfahrenheit in Sachen des Kirchenregiments machte ihm in den ersten Jahren viel Bekümmerniß, bis er die ängstliche Frage: „Warum hat Gott mich nach Indien gesandt?“ sich selber mit der Antwort löste: „Damit du das auch in Indien thuest, worin dich Gott in England am meisten gesegnet hat, nemlich das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo zu predigen.“ Seine Arbeit in Indien wird unvergeßlich bleiben. Der Herr selbst aber bestelle ihm den rechten Nachfolger.





Der See Ngami.

Reise nach dem See Ngami.

Aus Dr. Livingstone's Mittheilungen.

---

1. Die Republik der Boers oder holländischen Colonisten.

Unsre Leser haben aus dem letzten Hefte den Mann kennen gelernt, der von Gott berufen war, das bis dahin unbekannte Innere von Südafrika vor den Augen der Welt aufzuschließen und, wie wir hoffen, dadurch dem Evangelium und der christlichen Bildung den Weg dahin zu bahnen. Hat doch Livingstone selbst mehr als einmal es ausgesprochen, daß der höchste Zweck und das letzte Ziel aller geographischen Entdeckungen nichts anderes sei, als die Ausbreitung des Reiches Gottes in der Welt. Von solchem Gesichtspunkt aus ist der Missionar ebenso sehr als der Kaufmann oder jeder andere Christenmensch, ja der Missionar vor allen Andern berufen, im Gehorsam gegen den Befehl Christi und im Vertrauen auf die Hut und Leitung Gottes keine Mühe und Gefahr zu scheuen, wenn es gilt, neue bis dahin verschlossene und unbekannte Länder zu entdecken und das Gebiet unsres geographischen Wissens zu erweitern. Und wenn in diesen unsern Tagen der Fuß kühner und unerschrockener Reisender von allen Seiten her in das Innere des afrikanischen Continents dringt, das bis in die neueste Zeit herein uns fast so unbekannt war, als der geheimnißvolle Grund des Meeres; wenn der Eine (Dr. Heinrich Barth) von Norden herab mitten durch die furchtbare Wüste Sahära in das Herz dieses Erdtheils vordringt, wenn die Dampfschiffe Englands von Westen her auf der großen Wasserstraße des Niger bis tief hinein ins Innere sich wagen und mit der wimmelnden Bevölkerung dort Verträge

schließen, und wenn endlich von Süden herauf dem unermüdlichen Livingstone es gelingt, zuerst mitten in das Centrum von Südafrika vorzudringen und dann dieses südliche Centralafrika von der Westküste bei Loando an bis zur Ostküste bei Quilimane zu durchschreiten; — ist das Alles nicht ein hoffnungsreiches Zeichen, daß auch für die schwarze Bevölkerung Afrika's, dieses letzte und unglücklichste Glied der Menschheit, der Tag des Heils im Anbruch sei? In diesem Sinne muß auch der Missionsfreund alle diese neuen geographischen Aufschlüsse mit hoher Freude begrüßen und in ihnen ebenso viele Unterpfänder neuer Siege des Evangeliums erkennen.

In dem vorliegenden Hefte wollen wir versuchen, an der Handleitung der trefflichen Berichte Livingstone's unsre Leser zuerst in die östlich von Kolobeng gelegenen Gebiete der freien holländischen Boers (sprich: Buhrs d. h. Bauern) und dann durch die Wüste Kalahāri nach dem See Ngami zu führen. Es werden sich daran manche bedeutungsvolle Züge anknüpfen, die eine unmittelbare Beziehung auf die Mission haben. Es ist dabei freilich nöthig, daß wir, um ein deutliches Bild von allen diesen Dingen zu gewinnen, uns nicht an die Reihenfolge der Erzählungen Livingstone's halten, sondern die hin und her in seinem Buche zerstreuten und oft weit aus einander liegenden Andeutungen sammeln und zu einem einheitlichen Gesammtbild zusammenstellen.

Nachdem Livingstone zu Kolobeng, wo wir ihn bei unsern letzten Mittheilungen trafen, eine Zeitlang unter dem Volk der Bakuēna gearbeitet und namentlich die Freude erlebt hatte, daß ihr Häuptling Setschēle sich aufrichtig zum Evangelium bekehrte, trieb es ihn, auch den umliegenden Stämmen, welche sämtlich zu der Volksfamilie der Betschuanen gehören, das Wort vom Kreuze zu verkündigen. Dahin gehören namentlich die Stämme der Bakatla, der Batlōkwa, der Bahūkeng, der Bamosētla und mehrere Andere, welche sämmtlich im Osten und Nordosten von Kolobeng lagen. Es zog den Missionar um so mehr zu ihnen, als dieselben von den holländischen Ansiedlern oder Boers, die sich mitten unter ihnen niedergelassen hatten, vielfach gedrückt und mißhandelt waren. So unternahm Livingstone von Kolobeng aus

zwei Reisen nach jenen Gegenden und drang jedesmal bei hundert Stunden weit nach Osten und Nordosten vor. Während aber die Eingeborenen überall sich von Herzen bereitwillig zeigten, einen christlichen Lehrer bei sich aufzunehmen, traten die Boers mit der äußersten Feindseligkeit dem Boten Christi entgegen und erklärten, daß sie jeden Stamm, welcher einen Missionar bei sich aufnehmen würde, mit Feuer und Schwert überfallen und züchtigen werden. „Wollt Ihr je," sagte der Oberkommandant Henrick Potgeiter bei einer Gelegenheit zu Livingstone, „wollt Ihr je diesen Kreaturen Unterricht ertheilen, so lehret sie, daß sie tief unter uns stehen und eine viel geringere Rasse von Geschöpfen sind als wir." — „Andere Boers," erzählt Livingstone weiter, „erklärten mir, es würde mir ebenso leicht werden, die Paviane in den Gebirgen zu unterrichten, als diese Afrikaner. Sie wollten es aber nicht auf eine Probe ankommen lassen, als ich ihnen vorschlug, wer am besten lesen könne, sie oder meine Bakuëna Begleiter. Gerade damals geschah es, daß zwei holländische Geistliche aus der Cap-Colonie kamen, um die Kinder der Boers zu taufen. An diesen Herren nun hoffte ich eine Stütze zu finden, und dachte nicht anders, als daß sie von ihren geistlichen Pflegekindern die Erlaubniß für mich auswirken werden, unter den Eingeborenen eine Mission zu beginnen. Aber während sie mir die allerfreundschaftlichsten Versicherungen ins Gesicht sagten, ließen sie hinter meinem Rücken ein Schreiben an den Gouverneur in der Capstadt ergehen, worin sie mich als einen gefährlichen Menschen darstellten und meine Abberufung verlangten."

Nach diesen Bemerkungen möchte es wohl am Platze sein, daß wir theils aus Livingstone's lehrreichem Buche, theils aus andern Quellen diese Boers noch etwas näher kennen lernen.

Bekanntlich waren es die Holländer, die zuerst (seit 1600) sich auf dem Caplande niederließen, Colonien anlegten und theils Ackerbau, theils eine sehr bedeutende Viehzucht trieben, wozu sie die Eingeborenen des Landes als Sklaven verwendeten. Im Jahr 1795 besetzten die Engländer während der großen Revolutionskriege das Capland, gaben es aber 1801 an die Holländer wieder zurück, bis sie fünf Jahre später (1806) die schöne, fruchtbare Colonie für immer in Besitz nahmen. Ebenso bekannt ist, daß die Engländer im Jahr 1834 in allen ihren Besitzungen die Sklaverei

aufhoben, in Folge dessen auch im Capland alle Kolonisten ihre Sklaven gegen eine nicht unbedeutende Entschädigung freigeben mußten. Bis dahin hatten die holländischen Boers unter der brittischen Regierung, welche sie nicht nur in allen ihren bisherigen Rechten und Freiheiten schützte, sondern ihnen auch den Genuß aller brittischen Freiheiten gewährleistete, sich wohl und glücklich gefühlt; ja, ein großer Theil derselben begrüßte auch die Maßregel der Sklavenbefreiung mit Freuden, weil sie darin eine preiswürdige That der Menschlichkeit und der Liebe erkannten. Andere aber konnten weder diese Maßregel begreifen, noch vermochten sie sich ihr freiwillig zu unterwerfen. War doch der Hottentotte, der Buschmann und der Kaffer in ihren Augen nicht eigentlich ein menschliches Wesen mit menschlichen Gefühlen und Rechten, sondern ein untergeordnetes Geschöpf, das zwischen Thier und Mensch stehe, und dessen naturgemäße Bestimmung es sei, dem weißen Manne als Sklave zu dienen. Dieser Theil der Boers zog es vor, das brittische Colonialgebiet ganz zu verlassen und sich jenseits des Vaalflusses zwischen den schwächeren Betschuanenstämmen und den eigentlichen Kaffern niederzulassen. So haben seit 1836 und besonders seit 1840 ganze Schaaren holländischer Colonisten das brittische Capland verlassen und unter verschiedenen Anführern oder „Kommandanten" eine transvaalische Republik gegründet, deren weiße Bevölkerung sich jetzt auf mehr als 30,000 Individuen beläuft. Die brittische Colonialregierung sah ihre Auswanderung und Niederlassung an den Gränzen des Kafferlandes nicht ungern, weil sie hoffte, in diesen rüstigen Bauern eine Schutzwehr und Sicherung gegen die gefährlichen Kaffereinfälle zu haben. Deßhalb wurde auch die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit dieser Republik förmlich von der Regierung anerkannt. Statt aber sich gegen die kriegerischen Kaffern im Osten zu wenden und ihnen den Fuß auf den Nacken zu setzen, zogen es diese republikanischen Boers vor, sich mehr an die feigeren und schwächeren Betschuanenstämme im Westen zu halten und sie mit rücksichtsloser Rohheit zu mißhandeln und zu unterdrücken.

Dem Bakuënastamm, unter welchem sich Livingstone niedergelassen hatte, am nächsten lagen diejenigen Boers, welche die Gegend bei den Kaschanbergen besetzt und dort die Stadt Magaliesberg gegründet hatten. „Die Boers von Magaliesberg,"

sagt Livingstone, „dürfen nicht verwechselt werden mit den Cap-Colonisten, die man zuweilen auch so nennt, die aber ein nüchternes, fleißiges und äußerst gastfreundliches Geschlecht sind. Ganz anders sind die Boers, die unter verschiedenen Vorwänden das brittische Gebiet verlassen, und mit denen sich englische Ausreißer und anderes schlechtes Gesindel aller Art vereinigt haben. Ihre Hauptklage gegen die brittische Regierung war und ist noch, daß das englische Gesetz keinen Unterschied mache zwischen Schwarzen und Weißen. Sie waren empört über die vorgeblichen Verluste, die sie durch die Freigebung ihrer Hottentottensklaven erlitten hätten, und beschlossen deßhalb, sich jenseits des brittischen Gebiets zu einer Republik zu constituiren, wo sie ohne Belästigung die Schwarzen behandeln könnten, 'wie sichs ziemt.'

„Eine Abtheilung dieser Auswanderer drang unter dem verstorbenen Hendrick Potgeiter bis zu den Kaschan-Bergen im Innern vor, — eine Gegend, aus welcher ein Zulu-Häuptling, Namens Mosilikatse, kurz vorher durch den berüchtigten Kaffern Dingaan vertrieben worden war. Die Betschuanenstämme, die soeben von der Tyrannei jenes grausamen Häuptlings errettet worden waren, begrüßten mit großer Freude die fremden Einwanderer; waren es doch 'weiße Leute', denen der Ruf vorangieng, daß sie als Retter und Freunde der Eingeborenen kommen. Aber nur zu bald erkannten sie ihren Irrthum. Die Betschuanen sagten selbst: 'Mosilikatse war grausam gegen seine Feinde und gütig gegen die Ueberwundenen; die Boers aber vernichten ihre Feinde und machen ihre Freunde zu Sklaven.' Und so ist es auch. Die Stämme, die bisher eine gewisse Unabhängigkeit sich noch bewahrt hatten, werden nun gezwungen, für die Boers alle Feldarbeit zu thun, das Land zu düngen, das Unkraut auszujäten, das Getreide zu schneiden, Wohnungen, Dämme und Kanäle zu bauen, und bei dem Allen doch sich ihren eigenen Unterhalt zu erwerben. Ich selbst bin Augenzeuge gewesen, wie solche Boers in ein Dorf kamen und nach ihrer Gewohnheit 20 bis 30 Weiber begehrten, die das Unkraut aus ihren Gärten auszujäten hätten; ich sah, wie diese Frauen nach dem Ort ihrer unbezahlten Arbeit zogen, ihre eigenen Speisevorräthe auf dem Kopf, ihre Kinder auf dem Rücken, und die Feldgeräthe auf den Schultern. Auch fällt es den Boers nicht ein, sich erst über eine solche Ungerechtigkeit entschuldigen zu

wollen; im Gegentheil, von dem obersten Kommandanten bis herab zum Geringsten unter ihnen pries Jeder seine eigene Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeitsliebe. 'Wir machen die Leute für uns arbeiten,' sagen sie, 'und das ist nicht mehr als billig; denn wir erlauben ihnen dagegen, in unserm Lande zu leben.'

„Ich kann mich auf Kommandant Krieger selbst berufen, ob, was ich eben gesagt habe, nicht eine richtige und unpartheiische Darstellung seiner eigenen Ansichten und derjenigen seiner Leute ist. Ich bin mir keiner Zu- oder Abneigung gegen diese Boers bewußt; während der zwei Reisen, die ich zu den dortigen armen geknechteten Eingeborenen machte, bin ich den Weißen nie ausgewichen, sondern war vielmehr stets bemüht, ihren Kranken mit Rath und Arznei zu dienen ohne alle Bezahlung. Auch ist es meine Pflicht zu erklären, daß ich unabänderlich von ihnen mit Achtung behandelt wurde; aber es ist tief zu beklagen, daß ihre eigene (die holländische) Kirche sie so lange Jahre schon ganz und gar vernachlässigt und sie in einem Grade verwildern läßt, daß sie wenig mehr sich von den Schwarzen unterscheiden, die sie selbst doch wie Thiere behandeln.

„Auf die obengenannte Weise verschafften sich die Boers zunächst nur ihre Feldarbeiter; dagegen das Bedürfniß nach Dienstboten für die häuslichen Geschäfte wissen sie auf andere Weise zu befriedigen. Hiezu müssen die Raubzüge gegen solche Stämme dienen, die überdieß reich an Vieh sind. Seit Menschengedenken ist es nie der Fall gewesen, daß ein Betschuana-Häuptling einen aus seinen Untergebenen, oder ein Betschuana-Vater sein Kind in die Sklaverei verkauft hätte. Folglich bleibt für die Boers nichts anderes übrig, als auf förmliche Raubzüge auszuziehen, um Kinder einzufangen. Natürlich, das darf keine Sklavenjagd heißen; da wird vielmehr ein klug ersonnenes Gerücht ausgesprengt, daß dieser oder jener Stamm, auf den man es abgesehen hat, feindselige Absichten gegen die Boers hege, und daß ein Ueberfall von ihnen zu befürchten sei; und um dem zuvorzukommen und den Stamm für ein Verbrechen zu bestrafen, das demselben in Wirklichkeit nie in den Sinn gekommen, zieht man aus gegen ihn, und hat neben den weggeschleppten Kindern auch noch den Vortheil, die reiche Beute an weggetriebenem Vieh unter sich zu theilen.

„Es ist für einen gebildeten Menschen in unsern Ländern

schwer zu begreifen, wie Leute, denen man die ordinären Eigenschaften der Menschlichkeit nicht absprechen kann, — und diesen Boers fehlt es keineswegs an den besseren Gefühlen unsrer Natur, — einmüthig aufbrechen können, nachdem sie ihre eigenen Frauen und Kinder mit Liebkosungen überhäuft haben, um kurze Zeit hernach mit kaltem Blute Männer und Weiber niederzuschießen, die allerdings von anderer Farbe sind, aber nichtsdestoweniger dieselben zarten Gefühle und Neigungen gegen die Ihrigen in sich tragen, wie sie selbst. Ich konnte den Erzählungen der Eingeborenen, die dieß bezeugten, lange keinen Glauben schenken, und wahrscheinlich würde ich noch bis auf den heutigen Tag in meinen Zweifeln beharren, wenn mir nicht die Boers selbst die Wahrheit dieser Berichte zugegeben und bestätigt hätten. Etliche beklagten die traurige 'Nothwendigkeit'; Andere aber rühmten sich der blutigen Scenen, bei denen sie selbst die Hauptrolle gespielt hatten. Sie sind alle von alter Zeit her streng rechtgläubige Leute; leiten sie ja doch ihre Herkunft zum Theil von den edelsten Männern (Hugenotten und Holländern) ab, welche die Welt gesehen hat. Daher nennen sie sich selber 'Christen', während die ganze farbige Bevölkerung um sie her bei ihnen nur 'die schwarze Waare' oder die 'Kreaturen' heißt. Sie selbst sind 'das auserwählte Volk Gottes, dem die Heiden zum Erbe gegeben sind'; sie sind die 'göttliche Zornruthe, die über die Heiden geschwungen wird.' Mitten unter einer eingeborenen Bevölkerung lebend, die viel zahlreicher ist als sie selbst, und um Quellen her angesiedelt, welche viele Stunden weit von einander entfernt liegen, fühlen sie sich in einer ähnlichen unsichern Lage, wie die Amerikaner in den südlichen Staaten der Union. Die erste Frage, die sie an den besuchenden Fremdling richten, ist, ob's Friede sei; und wenn sie irgend von einem eingeborenen Stamme hören, daß derselbe feindselige Absichten gegen einen andern Stamm hege, so nimmt die Sache in ihren Augen gleich die Gestalt eines drohenden Aufstandes an. Dann erscheinen strenge Maßregeln auch dem Mildesten und Wohlwollendsten unter ihnen als unausweichliche Pflicht, und so grausam und blutig auch die Schlächterei sein mag, die nun folgt, — Keiner fühlt darüber Gewissensbisse; es war nur eine schreckliche Nothwendigkeit um des Friedens willen! Hat doch der verstorbene Hendrick Potgeiter, der so manchen Raubzug

dieser Art ausführte, sich selbst in allem Ernste für den großen Friedensstifter des Landes gehalten!

„Aber wie kommt es, daß diese Eingeborenen, die den Bauern an Zahl so weit überlegen sind, sich nicht einmüthig erheben und diese ihre Unterdrücker vernichten? Die Antwort ist nicht schwer. Die Eingeborenen, unter denen die Boers leben, sind Betschuanen und nicht Kaffern. Nun aber weist die Geschichte auch nicht Einen Fall auf, wo Betschuanen, selbst solche, welche Schießwaffen besitzen, jemals die Boers oder die Engländer angegriffen hätten. Werden sie angegriffen oder überfallen, so wehren sie sich, das ist wahr; aber nie haben sie von sich aus jemals die Europäer angegriffen. Ganz anders ist's mit den Kaffern, wie unsere eigenen schweren Erfahrungen gelehrt haben; und dieser Unterschied war auch jederzeit den Boers so einleuchtend, daß von der Zeit an, wo diese 'prächtigen Wilden', d. h. die Kaffern, in den Besitz von Feuerwaffen gekommen sind, es nicht einem einzigen Boer je eingefallen ist, sich im eigentlichen Kafferland anzusiedeln oder im offenen Feld einem solchen Feinde Stand zu halten. Die Boers haben eine natürliche Abneigung gegen jeden Feind, der weithin treffende Waffen führt, und deßhalb wenden sie sich bei ihren Einwanderungen lieber zu den furchtsameren und verweichlichteren Betschuanen, und überlassen es den Engländern, ihre Fehden mit den Kaffern auszufechten.

„Die Bakuēna, unter denen ich lebte und arbeitete, blieben bis dahin von den feindlichen Ueberfällen der Boers verschont; auch war es für sie in gewissem Sinne ein Vortheil, daß die andern benachbarten Stämme von den Boers unterworfen und geknechtet waren. Denn in Folge davon hatten sie selbst Ruhe vor ihren unruhigen Nachbarn. Allein gleichwohl hatten auch sie in mancher Hinsicht von den Boers zu leiden. Es ist nemlich unter den Bakuēna Sitte, daß die jungen Leute sich nach der Capcolonie begeben, drei bis vier Jahre lang den holländischen Colonisten dort um Lohn arbeiten (sie erhalten in der Regel 36 Kr. per Tag und dazu einen Brodlaib), und dann nach Verfluß dieser Zeit mit drei oder vier Kühen, als der Frucht ihres Fleißes, nach Hause zurückkehren. Denn der Besitz von Vieh ist für ein Glied dieses Stammes das einzige Mittel, zu Ansehen und Einfluß unter seinen Genossen emporzusteigen. Die Boers aber am Magaliesberg waren

entrüstet, daß solche Arbeitskräfte ihnen entzogen werden und sich nach der Colonie wenden, und haben deßhalb unter sich das Gesetz aufgestellt, daß diesen heimkehrenden Arbeitern der sauer verdiente Lohn, d. h. ihr Vieh wieder abgenommen werden müsse. 'Denn,' so sprechen sie selbst es unverholen aus, 'wenn sie arbeiten wollen, so sollen sie für uns arbeiten, die wir ihre Herren sind,' — natürlich ohne Lohn. Ich kann nicht aufhören, mich immer und immer wieder dankbar und glücklich zu fühlen, daß ich nicht in einem Lande der Sklaverei geboren bin. Niemand, wer es nicht selbst mit angesehen hat, kann sich den herabwürdigenden und entsittlichenden Einfluß deutlich genug vorstellen, den das schändliche Sklavenwesen auf diejenigen ausübt, die damit zu thun haben. Lug und Trug und alle Schlechtigkeit wird da buchstäblich zur andern Natur."

Dr. Livingstone, der uns diese betrübenden Schilderungen gibt, fährt dann fort zu erzählen, wie seine eigene Anwesenheit unter den Bakuēna und später die Ankunft einiger englischen Händler den Boers der größte Dorn im Auge gewesen sei. Das Schlimmste aber war, daß diese Händler auch Waffen und Munition an die Bakuēna verkauften. „Als nun die Zahl der im ganzen Stamm sich vorfindenden Flinten bis auf fünf gestiegen war," so erzählt unser Freund weiter, „da stieg auch die Sorge und Aufregung der Boers auf einen solchen Grad, daß in allem Ernst eine bewaffnete Expedition von mehreren Hunderten vorbereitet wurde, deren Zweck kein anderer war, als den Bekuēna die fünf Schießgewehre abzunehmen. Da ich aber wußte, daß die letzteren viel eher in die Kalahäri-Wüste (im Westen) fliehen würden, als daß sie ihre Waffen herausgäben und sich zu Sklaven machen ließen, so begab ich mich zu dem Commandanten, Herrn Gert Krieger, stellte ihm die betrübten Folgen einer solchen Expedition vor und vermochte es über ihn, dieselbe wenigstens zu verschieben."

Kaum hatte aber Livingstone dieß ausgewirkt, so verbreitete sich unter den Boers ein noch beunruhigenderes Gerücht. Der Häuptling Setschèle nemlich, der durch den Missionar bekehrt wurde, war gerade um jene Zeit, unter dem Vorwand auf die Elephantenjagd zu gehen, gegen einen benachbarten Stamm ausgezogen, um ihn für eine Beleidigung zu züchtigen. Bei seinem

Auszug hatte ihm Livingstone, der nichts von seinen kriegerischen Absichten ahnte, einen schwarzen eisernen Topf geliehen, der zum Kochen diente, wogegen ihm Setschēle bei der Rückkehr den Rüssel und die Vorderfüße eines Elephanten als Leckerbissen mitbrachte. Davon verlautete nun etwas unter den Boers, und bald vergrößerte das Gerücht die Sache ins Fabelhafte. Der eiserne Topf mußte nichts geringeres als eine Kanone sein, und die fünf Flinten, die sich im Bakuēnastamm vorfanden, wurden in der ängstlichen Phantasie der erschrockenen Boers zu fünfhundert. Vergebens versuchte Livingstone, ihnen das Lächerliche dieses Gerüchtes klar zu machen; je mehr er aber versicherte, daß nichts an der Sache sei, desto fester glaubten die Boers, daß die Bakuēna wirklich eine Kanone und fünfhundert Flinten besäßen. „Dieß schlug übrigens," fügt Livingstone hinzu, „zum Vortheil für Setschēle und seinen Stamm aus; denn während ganzer acht Jahre wagten die Boers nicht, ihn anzugreifen, während kein Winter vergieng, daß nicht einer oder zwei Stämme östlich von uns überfallen und ihres Viehes und ihrer Kinder beraubt wurden. Dieß ward in der Regel so veranstaltet, daß etliche befreundete Stämme genöthigt wurden, sich an eine Abtheilung berittener Boers anzuschließen. Ist man in die Nähe des Stammes gekommen, auf den man es abgesehen hat, so werden die eingeborenen Hülfstruppen in der vordersten Linie aufgestellt, um, wie es heißt, 'als Schild zu dienen'; dann feuern die Boers kaltblütig über die Köpfe derselben weg unter den Feind hinein, bis dieser die Flucht ergreift und Vieh, Weiber und Kinder als Beute für die unmenschlichen Boers zurückläßt. Dieß geschah neunmal, während ich in Kolobeng war, und bei keiner dieser Gelegenheiten ist auch nur ein Tropfen Boersblut vergossen worden. Auch an Setschēle kamen wiederholt Botschaften oder vielmehr Befehle von den Boers, er solle zu ihnen kommen und sich ihrem Willen unterwerfen; vor Allem aber verlangten sie, daß er die englischen Händler, die namentlich seit der Auffindung des Ngami-Sees immer zahlreicher sich einfanden und zum Theil mit Flinten handelten, nicht ins Land hineinlasse. Setschēle aber erwiederte: 'Ich bin von Gott und nicht von Euch zum Häuptling eingesetzt. Ich bin nie von Mosilikatse überwunden worden, wie die Stämme rund umher, über die Ihr herrschet. Die Engländer sind meine Freunde.

Ich kann sie nicht hindern, hinzugehen, wohin es ihnen beliebt.' Gleichwohl waren die unaufhörlichen Drohungen der Boers für die Eingeborenen von Kolobeng eine fortgehende Quelle der Aufregung und Unruhe, und wenn man zu all dem noch die furchtbare Dürre uud die daraus entspringende Theurung hinzunimmt, so kann man sich nicht wundern, daß unter diesen Umständen die Bakuēna nicht eben in der Stimmung waren, christlichen Unterricht zu empfangen."

Inzwischen traten zwei Ereignisse ein, welche für das Verhältniß der Boers zu den Eingeborenen von bedeutenden Folgen waren. Das Eine war der Zuzug einer großen Zahl holländischer Boers unter dem Commandanten Pretorius, die um jene Zeit die brittische Colonie verließen. Durch diese Verstärkung wurden die Boers von Magaliesberg ermuthigt, endlich einmal dem Umherreisen der englischen Händler ein Ende zu machen, den Stamm der Bakuēna aus einander zu sprengen und die Missionare aus dem Lande zu jagen. Allein diesem Vorhaben trat, wie es schien, das zweite Ereigniß in den Weg. Der brittische Gouverneur des Caplandes, Sir George Cathcart, gieng mit den Boers, nachdem er ihre Unabhängigkeit proklamirt hatte (— eine Sache, die vortrefflich gewesen wäre, wenn sie zwischen der Capcolonie und den Kaffern sich niedergelassen hätten), einen Vertrag ein, wornach, wie ein Artikel sagte, jeder Engländer frei und ungehindert ins Innere des Landes ziehen dürfe. Dagegen ward freilich in einem nachträglichen Artikel ausdrücklich verboten, den Eingeborenen Pulver zu verkaufen. „Dadurch wurden die Betschuanen," sagt Livingstone, „welche unveränderlich sich als die Freunde der Engländer erwiesen haben, verhindert, auch nur ein Loth Pulver auf gesetzlichem Wege zu kaufen, sei es zu ihrer Vertheidigung oder zur Jagd, während ihre und unsere erklärten Feinde, die Boers, nach Belieben sich es anschaffen können. Durch diese unbegreifliche Maßregel sind die unglücklichen Betschuanenstämme förmlich der Grausamkeit der Boers preisgegeben." Die Folgen davon sollten bald genug offenbar werden, wie wir hernach sehen werden. Endlich enthielt jener Vertrag auch einen Artikel, wornach hinfort in der neuen Republik der Boers keinerlei Sklaverei geduldet werden solle. „Aber wie ist's mit den Missionaren?" fragten die Boers. „Mit denen könnet ihr machen, was ihr

wollt," soll die Antwort des brittischen Commissärs gelautet haben. „Diese Antwort," sagt Livingstone, „wurde wohl, wenn sie überhaupt wahr ist, im Scherz gegeben; aber schlaue, heimtückische Menschen setzten sie in Umlauf, und bald war Jedermann im ganzen Lande überzeugt, daß die Sache allerdings so sich verhalte. Dieß war ohne Zweifel die Veranlassung, daß unmittelbar darauf drei Missionsstationen förmlich vernichtet wurden."

Auf Kolobeng, die Station Livingstone's und den Wohnsitz des Häuptlings Setschēle, war es natürlich am meisten abgesehen; und es dauerte nicht lange, so brach das Verderben auch über diesen Ort herein. Durch eine gnädige Fügung Gottes aber war Livingstone selbst gerade abwesend. Es war im Jahr 1852, als er eben seine Frau und Kinder nach der Capstadt gebracht, um sie nach England zu senden, und nun sich eben auf den Weg gemacht hatte, seine letzte große Reise ins Innere von Afrika anzutreten.

„Ich befand mich eben bei meinem Schwiegervater Moffat in Kuruman," schreibt er, „und wurde dort vierzehn Tage lang aufgehalten, weil ein gebrochenes Wagenrad der Ausbesserung bedurfte. Da brachte Masebēle, die Frau des Häuptlings Setschēle, die erschütternde Nachricht von dem Ueberfall der Boers und dem Untergang der Station Kolobeng. Sie selbst hatte sich mit ihrem Säugling in einer Felsspalte verborgen, während die Boers beständig darüber wegschossen. Das Kind fieng an zu schreien; erschrocken darüber und in der Angst, die Feinde möchten dadurch auf ihren Schlupfwinkel aufmerksam gemacht werden, zog sie ihre Armringe vom Arm und gab sie dem Kinde zum Spielen, wodurch es glücklicherweise beruhigt wurde.

„Die Boers hatten sich nemlich, vierhundert an der Zahl, unter Anführung des Commandanten Pretorius, aufgemacht, um Kolobeng anzugreifen. Die Engländer hätten ja, — das rühmten sie laut — gemäß des Vertrags alle Schwarzen in ihre Gewalt übergeben; ja, sie seien ihnen selbst dazu behülflich, das ganze Betschuanen-Land sich zu unterwerfen; denn eben deshalb hätte die englische Regierung die Einfuhr von Munition unter den Eingeborenen so streng verboten. So fielen sie über die unglücklichen Bakuēna her, tödteten eine beträchtliche Anzahl von Erwachsenen und schleppten zweihundert unsrer Schulkinder in die

Sklaverei mit sich fort. Die Eingeborenen vertheidigten sich unter Setschēle tapfer, bis die Nacht einbrach und ihnen Gelegenheit gab, in die Berge zu entfliehen. Da nun während des Kampfes auch etliche Boers fielen, — die allerersten, die durch die Hand von Betschuanen den Tod fanden, — so mußte natürlich ich die Ehre haben, daß ich diese Bakuēna gelehrt hätte, Boers zu erschießen.

„Die Frau des Häuptlings Setschēle, welche uns diese Kunde brachte, war zugleich die Trägerin eines Briefs ihres Mannes an Moffat, dessen wörtliche Uebersetzung also lautet:

'Freund der Liebe meines Herzens, dem ich das ganze Vertrauen meines Herzens schenke, ich bin Setschēle. Ich bin zu Grunde gerichtet durch die Boers, die mich angegriffen haben, obgleich ich ihnen nichts zu Leide that. Sie verlangten, daß ich unter ihre Herrschaft mich beugen sollte, und das verweigerte ich. Sie verlangten, daß ich die Engländer und Griquas nicht solle (nordwärts) durch mein Land ziehen lassen. Ich erwiederte, sie sind meine Freunde, und ich kann keinen (von ihnen) hindern. Sie kamen am Samstag, und ich bat sie, nicht am Sonntag zu fechten; und sie stimmten bei. Am Montag Morgen in der Dämmerung fiengen sie an und schossen mit aller Macht, und verbrannten die Stadt mit Feuer und sprengten uns aus einander. Sie tödteten mir sechzig Leute und nahmen Weiber und Kinder und Männer gefangen. Auch die Mutter meines Sohnes Baleriling (eine frühere Frau Setschēle's) nahmen sie gefangen. Sie nahmen alles Vieh und alle Habe der Bakuēna; auch das Haus Livingstone's plünderten sie und nahmen alle seine Habe weg. Die Zahl von Wägen, die sie hatten, war 85; auch hatten sie eine Kanone; nachdem sie auch meinen Wagen und den von Macābe genommen hatten, war die Zahl ihrer Wagen 88 (er zählt die Kanone mit). Alle Habe der Jäger (d. h. einiger Engländer, die auf die Jagd weiter nordwärts gegangen waren,) wurde verbrannt; von den Boers aber wurden 28 getödtet. Ja, mein geliebter Freund, nun geht meine Frau nach Kuruman, um nach den Kindern (die bei Moffat sich befanden) zu sehen, und ein Knecht wird sie zu dir begleiten.

Ich bin Setschēle, der Sohn Motschoasēle.'

„Dieser Bericht," fährt Livingstone fort, „stimmt genau mit

dem zusammen, was ich von meinem eingeborenen Schulmeister Mebalwe erfuhr, und was die Boers selbst in den öffentlichen Blättern des Caplandes darüber veröffentlicht haben. Das einzige Verbrechen, das sie dem Setschéle darin Schuld gaben, und wofür sie ihn hätten züchtigen müssen, war, 'daß Setschéle ein naseweiser und unverschämter Bursche sei.' Pretorius selbst wurde kurz darauf vor den Richterstuhl der ewigen Gerechtigkeit gefordert. Seine Politik wurde von den Boers aus Bibelstellen gerechtfertigt, wie 5 Mos. 20, 10—14, wo den israelitischen Kriegsleuten ihr Verhalten vorgeschrieben wird. Deßhalb schloß auch der Bericht über seinen Hinschied mit den Worten: 'Selig sind, die in dem Herrn sterben.' Ach, ich wünschte, er hätte uns nicht gehindert, den Heiden das Evangelium zu predigen!

„In Folge des zerstörenden Ueberfalls über Kolobeng wurde auch mein Haus, welches Jahre lang vollkommen sicher unter dem Schutz der Eingeborenen dagestanden war, aus Rache geplündert. Einige englische Herren, welche auf die Elephantenjagd ins Innere gegangen waren, und große Vorräthe von Lebensmitteln und andern Dingen in meiner Wohnung zür Aufbewahrung niedergelegt und mehr als 80 Stück Zugochsen bis auf ihre Rückkehr dort zurückgelassen hatten, erfuhren das gleiche Loos, aller ihrer Habe beraubt zu werden. Als sie nach Kolobeng zurückkamen, fanden sie nur die Leichen der Wächter, die sie für ihre Sachen bestellt hatten. Meine schöne Büchersammlung, mein Trost in der Einsamkeit, wurde zwar nicht fortgenommen, aber die Blätter wurden massenweise aus den Büchern herausgerissen und über den ganzen Platz zerstreut. Mein Vorrath von Arzneien wurde zerbrochen und zerstört; unsre sämmtlichen Hausgeräthschaften und alle Kleider wurden weggeschleppt und in öffentlichem Aufstreich zu Magaliesberg verkauft, um die Kosten der Expedition zu decken.

„Ich erwähne diese Dinge nicht, um eine klägliche Geschichte von all meinen Verlusten zu machen, oder um Mitleid zu erregen; denn obgleich es mir leid thut um die Wörterbücher, Grammatiken rc., welche die Gefährten meiner Knabenjahre gewesen waren, so hat mich eben doch gerade diese Plünderung ganz und gar frei gemacht für meine Reise ins Innere, und ich hatte von nun an für nichts mehr zu sorgen, das ich hinter mir hätte zurücklassen müssen. Die Boers waren entschlossen, das Innere des Landes

zuzuschließen, und ich hatte mir vorgesetzt, es zu öffnen; nun wir wollen sehen, wer es durchsetzte — sie oder ich."

2. Reise durch die Wüste Kalahari.

Bei der zweiten Missionswanderung, welche Dr. Livingstone in das Gebiet der Boers im Osten von Kolobeng ausgeführt hatte, begleitete ihn sein Freund, der Häuptling Setschēle, ein Stück Wegs. Er wäre gerne ganz mitgegangen, aber um der Boers willen, denen er vor allen andern Häuptlingen verhaßt war, durfte er es nicht wagen. An dem Bach Marikwe schieden Livingstone und Setschēle von einander, nachdem letzterer seinem geliebten Lehrer zwei seiner eigenen Knechte übergeben hatte, welche für ihn, wie er sich ausdrückte, „Setschēle's Arme" sein sollten. „Gesetzt, wir zögen nordwärts," sagte Livingstone, „würdest du mich begleiten?" Setschēle sprach seine freudige Bereitwilligkeit aus, und erzählte bei dieser Gelegenheit die Geschichte, wie ihm der im Norden wohnende, mächtige Häuptling Sebituāne in seiner Jugend das Leben gerettet und ihn auf den Thron seiner Väter gesetzt habe.*) Dabei sprach er mit großer Begeisterung von dem weitberühmten Edelmuth dieses wirklich großen Mannes. „Damals," sagt Livingstone, „stieg in meinem Geiste zum erstenmal der Gedanke auf, durch die Wüste Kalahāri bis zum See Ngami vorzudringen, und von da zu Sebituāne zu reisen."

Der Plan war kühn, die Ausführung im höchsten Grade gefährlich. Aber der Muth unseres Freundes schreckte vor keiner Schwierigkeit zurück, wo es galt, dem Evangelium neue Bahnen ins Innere des umnachteten Landes zu öffnen. Der Weg zu Sebituāne lag durch ein Gebiet, das nicht nur von keinem Europäer vor Livingstone je betreten war, sondern das auch jedem europäischen Reisenden natürliche, scheinbar unüberwindliche Hindernisse entgegenstellte. Zwischen Kolobeng und den Wohnsitzen Sebituane's lag die furchtbare, wasserlose Wüste Kalahāri. „Sie war," sagt Livingstone, „allerdings von Eingeborenen schon durchwandert worden, aber nur in solchen Jahren, wo der Regen reich-

---

*) Vergleiche das vorige Heft S. 129.

licher gefallen war, als dieß in der letzten Zeit der Fall gewesen. Selbst Griquas, ein Mischvolk aus europäischem und Hottentottenblut, die doch viel leichter als ein Europäer Durst zu ertragen im Stande sind, fanden es unmöglich, die Wüste zu durchziehen." „Es war somit klar," fährt er fort, „daß die einzige Möglichkeit, zu dem See Ngami und von dort zu Sebituane zu gelangen, in dem Versuch lag, die Wüste zu umgehen, statt sie zu durchwandern. Auch war die einzige Jahreszeit, wo uns das Unternehmen gelingen konnte, das Ende der Regenzeit, im März oder April, wo wir hoffen konnten, in den Vertiefungen noch Ansammlungen von Regenwasser zu treffen, welche stets in der trockenen Jahreszeit verdunsten und auftrocknen."

Aber noch eine andere Schwierigkeit stellte sich unserm Freunde entgegen, auch für den Fall, daß er nicht sowohl mitten durch, als vielmehr um die Wüste herumzöge. Es war dieß die Eifersucht der auf dem Wege wohnenden Stämme. Unter ihnen war der bedeutend steder Stamm der Bamangkwato, deren Häuptling Sekömi einen, auch für Europäer gangbaren Weg nach dem See Ngami wohl wußte, aber denselben mit der größten Eifersucht geheim hielt; denn er wollte den Handel mit Elfenbein, woran die Gegend am See überaus reich ist, allein in Händen haben, und verweigerte deßhalb mit größter Entschiedenheit den Durchzug durch sein Gebiet. Setschēle, der Freund Livingstone's, sandte auf dessen Wunsch Abgeordnete sammt dem Geschenk eines Ochsen an Sekömi, mit der Bitte, daß er den Durchzug durch sein Land gestatte. Aber Sekömi's Mutter, die einen großen Einfluß über ihn ausübt, schlug die Bitte ab, weil man ihr nicht auch ein Geschenk gesandt habe. Dieß veranlaßte eine zweite Gesandtschaft. Die beiden angesehensten, dem Häuptling Setschēle am nächsten stehenden Bakuēna-Leute wurden abgeordnet, und zwar mit zwei Ochsen, einen für Sekömi und einen für dessen Mutter. Auch dieß half nichts. „Die Matebēle," ließen sie zurücksagen, „diese Erz- und Todfeinde der Betschuanen, seien in der Nähe des Sees wohnhaft, und wenn sie den weißen Mann erschlagen würden, so müßten sie (Sekömi und seine Mutter) die Schuld tragen und hätten dafür von den Engländern zu büßen."

So blieb für Livingstone nichts übrig, als den Weg nordwärts bis zu den Gränzen des Bamangkwato-Stammes zu ver-

folgen, dann vom Wege nordwestlich abzulenken und wenigstens einen Theil der schrecklichen Wüste mit Gottes Hülfe zu durchwandern. Er theilte etlichen englischen Freunden, welche der Jagd und anderer Abentheuer wegen gerade in Kolobeng anwesend waren und das Innere des Landes zu durchstreifen wünschten, seinen Plan mit, und zwei von ihnen, die Herren Oswell und Murray, schlossen sich freudig an den Missionar an. Der erstere übernahm sogar die gesammten Kosten der Reise aus eigenen Mitteln. Ehe wir aber diese Reisenden auf ihrem gefahrvollen Wege begleiten, wollen wir aus den Mittheilungen Livingstone's uns ein deutliches Bild der Kalahāri-Wüste zu verschaffen suchen.

„Der weite Raum," sagt er, „der vom Orangefluß im Süden (29° südl. Breite) bis zum Ngami-See im Norden, und etwa vom 24° östlicher Länge (von Greenwich) bis nahe an die Westküste sich ausdehnt, ist einfach darum eine Wüste genannt worden, weil er kein fließendes Wasser und keine Quellen enthält. Im Allgemeinen besteht der Boden aus hellem, weichem Sand. Die Rinnsale ehemaliger ausgetrockneter Bäche und Flüsse, von denen das durchaus flache Land an verschiedenen Stellen durchschnitten ist, enthalten viel angeschwemmten Lehmboden, der von der brennenden Sonne Afrika's hartgebacken und dadurch fähig ist, nach reichlichen Regengüssen oft Monate lang noch das Regenwasser aufzubewahren. Es fehlt aber in dieser gewaltigen Wüste weder an Vegetation noch an Bevölkerung; sie ist vielmehr mit Gras und einer großen Mannigfaltigkeit kriechender Pflanzen ganz überdeckt; ja, es gibt sogar große Strecken, die mit Gebüsch bewachsen sind, und selbst hin und wieder Bäume. Die Masse von Gras, die in dieser merkwürdigen Wüste sich findet, ist wahrhaft erstaunlich. In der Regel wächst es büschelweise mit leeren Zwischenräumen, oder es sind die leeren, graslosen Stellen von kriechenden Pflanzen ausgefüllt, deren Wurzeln tief unter dem Boden begraben liegen, und die deßhalb von dem Einfluß der versengenden Sonnenhitze wenig leiden. Diese letzteren finden sich in großer Menge und haben knollige Wurzeln, deren eigenthümliche Beschaffenheit von der göttlichen Vorsehung darauf berechnet ist, eine saftige Nahrung und Erfrischung zu einer Zeit darzureichen, wo in Folge anhaltender Dürre Alles versengt und vertrocknet ist. Sie gehören zu dem Geschlecht der Wassermelonen (cucurbitaceæ) und tragen eine kleine

scharlachrothe, eßbare Frucht. Eine andere Pflanze, Leroschüa genannt, ist gleichfalls ein wahrer Segen für die Wüstenbewohner. Es ist ein kleines Kraut mit linienförmigen Blättern und einem Stiel nicht dicker als eine Rabenfeder; gräbt man nun 1 oder 1½ Fuß tief, so stößt man auf eine Knolle, die oft die Größe eines Kindskopfes hat; entfernt man aber die Schale oder Rinde, so findet man ein reiches Zellengewebe, das gleich einer jungen Rübe ganz mit Saft gefüllt ist. Der Umstand, daß sie so tief im Boden liegt, macht, daß der Saft sehr kühl und überaus erfrischend ist. In andern Gegenden, wo der Boden gleichfalls durch lang anhaltende Hitze hartgebrannt ist, findet sich eine Pflanze, Mokuri genannt, ebenfalls zu den Kriechern gehörig, an deren Stengel unter dem Boden sich rings herum bis auf die Entfernung einer Elle oder mehr eine Anzahl von saftigen, wasserhaltigen Knollen ansetzt, oft so groß als eines Mannes Kopf. Die Eingeborenen pflegen zuerst mit einem Stein rings um die Pflanze her auf den Boden zu klopfen, und erst wenn sie aus dem Ton merken, daß solche Knollen wirklich vorhanden sind, graben sie etwa einen Fuß tief und finden jedesmal, was sie suchen. Die merkwürdigste Pflanze der Wüste aber ist die Kengwe oder Keme (cucumus caffer), eine eigentliche Wassermelone. In Jahren, wo mehr als das gewöhnliche Maaß von Regen fällt, sind unabsehbare Strecken der Wüste buchstäblich damit bedeckt. Dieß ist in der Regel alle zehn oder elf Jahre einmal der Fall. Dann freut sich Mensch und Thier der reichen, köstlichen Bescheerung. Der Elephant, dieser Herr des Waldes, schwelgt in dieser saftigen Frucht, und auch alle die mancherlei Rhinoceros-Arten, so verschieden sie sonst von einander in der Wahl ihrer Nahrung sind, finden sich in großer Menge zu dieser Mahlzeit ein. Die mancherlei Gattungen von Antilopen suchen sie mit gleicher Gier, und Löwen, Hyänen, Schakale und Mäuse, sie alle kennen und würdigen gleichermaßen den Allen gemeinsamen Segen. Diese Melonen sind jedoch nicht ohne Unterschied eßbar; einige sind süß und andere so bitter, daß die Boers sie nur die 'bittern Wassermelonen' nennen. Die Eingeborenen finden die süßen auf die einfachste Weise von den bittern dadurch heraus, daß sie in eine Frucht um die andere mit einem kleinen Beil hauen und die Zunge an die Schramme bringen. Die bittern sind schädlich, die süßen aber außerordentlich gesund.

„Die menschlichen Bewohner dieser Wüste bestehen aus Buschmännern und Bakalahäri. Die ersteren sind wahrscheinlich der Urstamm, von dem die Buschmänner in den südlicheren Gegenden abstammen, während die Bakalahäri der Rest einer früheren Einwanderung von Betschuanen zu sein scheinen. Die Buschmänner leben in der Wüste aus freier Wahl und Liebhaberei, die Bakalahäri in Folge äußeren Zwanges; beide aber sind von einer überwiegenden Liebe zur Freiheit beseelt. Die Buschmänner sind die einzigen eigentlichen Nomaden des Landes; sie bauen nie den Boden an, noch geben sie sich mit der Zucht irgend eines Hausthiers ab; was sie allein halten, das sind ihre widerwärtigen Hunde. Mit den Gewohnheiten des Wildes sind sie so vollständig vertraut, daß sie demselben auf seinen Wanderungen von Ort zu Ort zu folgen wissen und große Niederlagen unter ihm anrichten. Ihre Hauptnahrung besteht in dem Fleisch der erlegten Thiere, wozu dann die Weiber noch die Wurzeln und andere Erzeugnisse der Wüste als Zuthat hinzufügen. Sie sind in der Regel dürr und hager von Gestalt, aber großer Anstrengungen fähig und den äußersten Entbehrungen gewachsen. Viele sind sehr klein, obwohl nicht zwerghaft. Die Bakalahäri dagegen sollen nach der Ueberlieferung der älteste der in den Süden Afrika's eingewanderten Betschuanenstämme sein und einst ungeheure Heerden von Hornvieh besessen haben, bis sie durch eine frische, spätere Einwanderung ihrer eigenen Nation ihrer Heerden beraubt und in die Wüste gedrängt wurden. Sie sind ein merkwürdiger Beweis dafür, daß die Verschiedenheit der Rassen nicht immer bedingt und erklärbar ist durch die Verschiedenheit des Wohnorts. Denn obgleich diese Bakalahäri seit Jahrhunderten mit den Buschmännern auf den gleichen Ebenen und unter den gleichen Einflüssen des Klimas leben, den gleichen Durst leiden und die gleiche Nahrung genießen, so konnte die Rassenverschiedenheit zwischen beiden doch nicht verwischt werden. Die Bakalahäri haben in unvertilgbarer Lebendigkeit die allen Betschuanen innewohnende Vorliebe für Ackerbau und Viehzucht bewahrt. Sie behacken alljährlich ihre kleinen Gärten, obgleich oft Alles, was sie von ihrer Mühe zu erwarten haben, in einer kleinen Ernte von Melonen und Kürbissen besteht. Auch ziehen sie mit großer Sorgfalt kleine Heerden von Ziegen heran, obgleich ich sie manchmal das Wasser für dieselben aus kleinen

Wassergruben mit einem Stück Straußeneierschale schöpfen und ihnen nur Löffelweise darreichen sah. Sie pflegen sich an einflußreiche Männer unter den an die Wüste anstoßenden Betschuanenstämmen anzuschließen, um durch sie Speere, Messer, Tabak und Hunde im Tausch gegen Thierfelle zu erhalten. Während der Zeit, daß ich im Lande der Betschuanen lebte, wurden wohl zwischen zwanzig- und dreißigtausend solcher eingehandelter Felle in Karosse (eine Art Mantel) verarbeitet und theils von den Eingeborenen selbst getragen, theils an die Händler verkauft. Viele dieser Karosse sollen ihren Weg bis nach China finden. Die Bakuēna, unter denen ich wohnte, kauften von den östlichen Stämmen Tabak, tauschten dagegen Felle von den Bakalahäri ein, gerbten dieselben, und zogen damit in den Süden, um dafür junge Kühe einzuhandeln, die bekanntlich in ihren Augen den größten Reichthum eines Menschen ausmachen. Die Bakalahäri sind übrigens ein furchtsames Geschlecht und gleichen in ihrem Aeußern vielfach den Ureinwohnern von Australien. Sie haben hagere Arme und Beine und große vortretende Bäuche, was von ihrer rauhen, schwer verdaulichen Nahrung herkommen mag. Den Augen ihrer Kinder fehlt alle Lebhaftigkeit und aller Glanz. Nie sah ich sie spielen. Ein paar Betschuanen, so feige diese selber den Kaffern gegenüber sind, können in ein Bakalahäri-Dorf kommen, und Alles muß sich ihrem Willen ohne Widerstand fügen.

„Die Furcht vor den Besuchen feindlicher Betschuanen veranlaßt die Bakalahäri, ihre Wohnungen in möglichst weiter Entfernung vom Wasser aufzuschlagen, und nicht selten verbergen sie ihre Wasservorräthe dadurch, daß sie die Gruben mit Sand auffüllen und ein Feuer darüber machen. Wenn sie dann für ihren eigenen Gebrauch Wasser nöthig haben, so kommen die Weiber mit 20 oder 30 ihrer Wassergefäße, d. h. mit leeren Straußeneiern, die an einem Ende ein Loch haben, so daß man etwa mit dem Finger hinein langen kann, und die sie in einem Sack oder Netz auf dem Rücken tragen. An Ort und Stelle angelangt, graben sie ein etwa armlanges Loch in den feuchten Sand, binden einen Grasbüschel an das untere Ende eines etwa zwei Fuß langen Schilfrohrs und stecken es in das Loch; dann füllen sie das Loch wieder mit dem feuchten Sand zu. Jetzt setzen sie den Mund an das obere Ende des Rohrs, saugen die Luft aus der Röhre aus, wodurch sich in

dem Grasbüschel unten Wasser ansammelt und in kurzer Zeit bis zu ihrem Mund emporsteigt. Neben ihnen steht auf dem Boden eine leere Straußeneierschale, in deren Oeffnung vom Mund der saugenden Frau aus ein Strohhalm geht; und während diese nun einen Mundvoll um den andern aus dem vergrabenen Grasbüschel einschlürft, läßt sie das Wasser wieder aus dem Munde außen an dem Strohhalm (nicht durch denselben) hinab in die Eierschale rinnen. So passirt der ganze Vorrath von Wasser, den diese armen Bakalahäri Leute zu sich nehmen, zuerst durch den Mund der Weiber, wie durch eine Pumpe, und wird dann daheim sorgfältig versteckt und vergraben. Ich bin in Dörfer gekommen, wo uns, wenn wir als gestrenge Herren commandirt hätten, kein Tropfen Wassers zu Theil geworden wäre; wenn wir aber ruhig uns niedersetzten und geduldig warteten, bis die Leute einen günstigen Eindruck von uns erhielten, so konnte manchesmal eine Frau unaufgefordert eine Eierschale voll der köstlichen Flüssigkeit herbeibringen, woher? — das konnte ich nie erfahren.

„Man sieht, die sogenannte Wüste ist keineswegs ein nutzloses Stück der Erde. Abgesehen davon, daß sie Massen von großen und kleinen Thieren den Unterhalt darreicht, sendet sie auch allerlei Waaren auf den großen Markt der Welt, und hat überdieß manchem flüchtigen Volksstamm, — zuerst den Bakalahäri und dann andern Betschuanenstämmen, — eine Zufluchtsstätte vor ihren Feinden und Drängern, den Kaffern, dargeboten. Die Bakuēna, die Bangwaketse, die Bamangkwato, — Alle sind dahin geflohen, und die wilden Matebēle (ein Kafferstamm), die aus dem wohlbewässerten Osten kamen, sind zu Hunderten zu Grunde gegangen, als sie die armen Flüchtlinge bis in die wasserlose Wüste verfolgten."

Doch es ist Zeit, daß wir unsre kühnen Reisenden selber auf ihren Weg begleiten. Die Pferde zum Reiten, die schweren Ochsenwagen, die theils zum Transport des Gepäcks und der Lebensmittel, theils zum Fahren und Uebernachten dienten, das Zug- und Schlachtvieh, das man in großer Zahl mitnehmen mußte, — Alles war bereit; auch Ramotōbi, der einsichtsvolle, mit dem Weg wohlvertraute Führer, und die zahlreichen zur Besorgung des Viehes nöthigen Knechte schickten sich zum Aufbruch an. Die letzteren sahen nicht ohne einige Besorgniß dem gefahrvollen Zug entgegen, zumal da man fürchten mußte, daß nach so langer Dürre

der Wassermangel in der Wüste furchtbar sein müsse. Allein Gott sandte noch gerade vor dem Aufbruch den Reisenden eine sehr willkommene Ermuthigung zu. Der Häuptling eines Stammes, der in der Wüste nahe am See Ngami wohnt, sandte an Livingstone etliche Boten, um ihn aufs Dringendste zu sich einzuladen und den kecken Wanderern alle mögliche Unterstützung zuzusagen. Zugleich schilderten diese Boten die Menge von Elfenbein, die sich dort vorfinde, in so reizenden Farben, daß die eingeborenen Führer und Knechte sich schon goldene Berge von dem Gewinn träumten, den sie zu machen im Stande sein würden.

Endlich am 1. Juni 1849 brach die Reisegesellschaft auf. Man zog zuerst mehrere Tagereisen in der Richtung nach Nordost. An den wichtigsten Wasserstellen wurde Halt gemacht, bis sie endlich an die Gränze des Gebietes des Häuptlings Sekömi kamen. Hier lenkten sie von der großen Straße ab, wandten ihr Angesicht gerade nach Norden und betraten bei Serotli die eigentliche Kalahäri-Wüste. „Die Gegend ringsherum," schreibt Livingstone, „ist mit Gebüsch und kleinen schotentragenden Bäumen bedeckt, welche gerade im vollen Schmuck ihrer Lilablüthen prangten. Der Boden ist weicher weißer Sand, der für die Zugochsen überaus beschwerlich ist, da die Wagenräder bis über die Felgen einsinken. Bei Serotli fanden wir nur einige Vertiefungen, gleich denen, die von den Büffeln und Rhinozerossen gemacht werden, wenn sie sich im Schlamm wälzen. In einer derselben fand sich ein wenig Wasser, das von unsern Hunden in wenigen Minuten wäre aufgeleckt worden, wenn wir sie nicht weggejagt hätten. Und doch war dieß scheinbar der gesammte Vorrath von Wasser, der für mehr als 80 Ochsen, für 20 Pferde und etwa ebenso viele Menschen ausreichen sollte. Unser Führer Ramotöbi, der seine Jugend in der Wüste verlebt hat, erklärte, es sei für Alle genug Wasser da, so sehr auch der Schein dagegen sei. Wir schüttelten zweifelnd den Kopf; denn hier sollten wir Wasservorrath für die nächsten drei Tagereisen vorfinden, indem von hier an auf einen Weg von etwa 24 Stunden kein Tropfen mehr zu finden ist. Indeß holten wir unsere Spaten herbei. Allein unsre Führer sahen mit Verachtung diese neue Mode zu graben an und schickten sich in aller Ruhe an, mit den Händen den Sand auszugraben. Endlich waren mit der Hülfe von Händen und Spaten zwei Löcher,

jedes etwa sechs Fuß tief und ebenso weit, fertig; unsere Führer aber warnten uns aufs Angelegentlichste, ja nicht die harte Schichte von zusammengebackenem Sand, auf die wir nun stießen, zu durchbrechen, indem sonst 'das Wasser davonlaufen' würde. Sie hatten darin auch ganz recht, denn das Wasser ruht unter dem weichen Sand auf dieser festen Lage von werdendem Sandstein. Sobald wir auf diese feste Schichte kamen, rieselte das Wasser von allen Seiten gerade auf der Linie herein, wo der weiche Sand und die harte Unterlage sich berühren. Bis zum Abend hatte sich so viel gesammelt, daß wir genug hatten, um die Pferde zu tränken; da es aber nicht zugleich für die Ochsen reichte, sandten wir diese nach dem nicht weit entlegenen Lobotäni zurück, wo sie nach 96stündigem Durstleiden sich reichlich erquickten. Die Pferde behielten wir bei uns, weil wir sie zur Jagd, die unserer großen Reisegesellschaft Nahrung verschaffen sollte, nicht entbehren konnten. Am folgenden Morgen fanden wir, daß das Wasser bereits viel reichlicher in die Gruben floß, was daher kam, daß die zarten Wasserrinnen sich durch das Durchsickern selbst allmählig erweitert hatten. Freilich drang auch viel Sand mit dem Wasser herein; gleichwohl war der Wasservorrath in wenigen Tagen so reich geworden, daß er auch für die Ochsen, die wieder herbeikamen, ausreichend genügte. An Orten dieser Art gewinnen die Wüstenbewohner ihr Wasser, und da es in der Regel ehemalige Flußbette sind, so ist zu vermuthen, daß diese Wasservorräthe von Regen herstammen, der in höher gelegenen Gegenden gefallen ist und nach diesen Stellen vermöge des Gesetzes der Schwere sich hinzieht. An einigen Punkten mögen es auch wirkliche Quellen sein, die unter der weichen Sandschichte verborgen liegen, aber jetzt, obgleich sie früher die fließenden Bäche speisten, nicht mehr bis an die Oberfläche zu dringen vermögen."

Die Umgegend von Serotli schildert Livingstone als eine weiße blendende Sandfläche, von welcher die Sonnenstrahlen bei wolkenlosem Himmel auf eine überwältigende Weise zurückgeworfen werden. Auch sehen sich die zerstreuten weit auseinander gelegenen Büsche und kleinen Bäume so sehr unter einander ähnlich, daß ein unerfahrener Wanderer, der sich nur zehn Minuten weit von der Lagerstelle entfernt, sich schwer wieder zurechtfindet. Merkwürdig ist die Menge von Hirschochsen (Bos-elaphus oreas), die

ringsumher an dieser Stelle weideten.*) Da ihnen die verborgenen Wasserquellen durchaus unzugänglich sind, so scheint es, wie Livingstone sagt, daß sie Monate lang ohne Wasser existiren können, so lange nur noch jene safthaltigen Pflanzen in der Wüste sich finden, von denen sie leben.

„Endlich," fährt Livingstone nach mancherlei Zwischenbemerkungen fort, „nachdem Menschen und Vieh sich gründlich erholt hatten, brachen wir eines Nachmittags von Serotli wieder auf. Da die Sonne aber noch sehr kräftig war, kamen die Wagen nur sehr langsam durch den tiefen weichen Sand vorwärts, und wir konnten nur zwei Stunden Wegs vor Sonnenuntergang zurücklegen. Wir konnten überhaupt nur Morgens und Abends reisen, da sonst ein einziger Tag in der Sonnenhitze und in dem tiefen Sand die Zugochsen zu Grunde gerichtet hätte. Als wir am folgenden Abend an der von den Führern bestimmten Haltstelle ankamen, waren wir nur erst acht Stunden weit von Serotli entfernt.**) Ramotōbi, unser Führer, wurde ganz ärgerlich über unser langsames Fortschreiten und erklärte uns, daß wir, wenn man diesen Schneckengang beibehielte, das Ziel gar nicht erreichen würden, da das nächste Wasser erst drei Tagereisen weiter zu finden sei. Aber die äußerste Anstrengung der Knechte, ihr Peitschen, Knallen, Schreien und Schlagen brachte am folgenden Tage die armen Zugthiere nur sechs Stunden weiter. Wir waren jetzt 14 Stunden weit von Serotli vorwärtsgekommen; aber die Ochsen waren erschöpfter und ihr Durst größer, als wenn sie den doppelten Weg auf harter Straße zurückgelegt hätten, und doch hatten wir noch volle zehn Stnnden vor uns bis zur nächsten Wasserstelle, und zwar auf dem gleichen weichen Sand. Das Gras in dieser Jahreszeit wird so dürr, daß es einem unter den Händen in Staub zerfällt; so standen die armen Thiere mühsam wieder-

*) Er ist nach Oken von der Größe eines Hirsches, vier Schuh hoch, röthlich braun, Kopf stierartig, Hörner kurz und aufrecht, dann nach hinten gebogen und wieder aufrecht.

**) Eine sinnreiche Erfindung setzte unsern Reisenden in den Stand, die Entfernungen in der Wüste genau zu messen. Ein Instrument nemlich, Trocheameter genannt, wird an das Wagenrad befestigt und zeigt gleich einer Weberwinde die Zahl der Umdrehungen desselben an. Multiplicirt man nun diese Zahl mit dem Umfang des Rads, so findet man genau die Entfernung, die man zurückgelegt hat.

käuend da, ohne ein einziges neues Maulvoll Gras zu sich zu nehmen, und brüllten jämmerlich und herzzerschneidend, als sie das Wasser in unsern Gefäßen rochen, die sich in den Wagen befanden. Wir waren aber Alle entschlossen, vorwärts zu dringen; so versuchten wir wenigstens die Pferde zu retten, im Fall die Ochsen zu Grunde gehen sollten. Deßhalb sandten wir, als letztes verzweifeltes Mittel, die ersteren mit einem Führer vorwärts. Murray gieng mit, ich blieb bei den Wagen und hatte mir vorgenommen, mit denselben so weit vorwärts zu schreiten, als die Kraft der Zugochsen ausreiche, und dann auch sie ledig nach der nächsten Wasserstelle laufen zu lassen.

„Die Pferde eilten raschen Schrittes davon. Aber siehe, am dritten Morgen, als wir dieselben längst an Ort und Stelle angekommen wähnten, erschienen sie plötzlich wieder in unsrer Nähe. Sie waren irre gegangen. Unsere Lage schien verzweiflungsvoll. Aber eben als wir uns zum Frühstück anschickten, lief einer unsrer Leute, welcher der Fährte eines wasserliebenden Thieres nachgegangen war, voll Jubel herbei und brachte die fröhliche Botschaft, er habe Wasser gefunden, und zum Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung zeigte er uns den feuchten Koth an seinen Füßen. Das war aber ein herzerquicklicher Anblick, die armen halbverschmachteten Ochsen in eine große Grube voll köstlichen Regenwassers stürzen zu sehen. Sie warfen sich hinein, bis ihnen das Wasser bis an die Nase gieng, und dann standen sie da, in langen tiefen Zügen die köstliche Erquickung einschlürfend, bis ihre zuvor eingefallenen Bäuche sich ausdehnten, als wollten sie bersten. Und so voll tranken sie sich, daß ihnen beim Herauskommen aus der Grube noch das Wasser vom Maule troff. Da sie aber überdieß seit mehreren Tagen ohne Futter gewesen waren, so fiengen sie alsbald an zu grasen — und Gras fand sich hier zum Ueberfluß. Ich brauche kaum zu sagen, wie dankbar wir uns für diese wunderbare Rettung fühlten."

Nachdem die Reisenden dem Vieh einige Rast zur Erholung gegönnt hatten, brachen sie wieder auf und kamen bald an das ausgetrocknete Flußbett des Makömo. Damit hatte der eigentlich gefahrvolle Theil der Wüstenreise ein Ende, indem sie von nun an im Bett dieses Flusses, sobald sie etwas tiefer gruben, Wasser genug fanden.

3. Der See Ngami.

Der Makómo, dessen Bett nun völlig trocken war, und welchem entlang die Reisenden ihre Wanderung in nordwestlicher Richtung fortsetzten, scheint ehemals ein nicht unbedeutender Fluß gewesen zu sein. Er muß einst nicht nur von unterirdischen Quellen, sondern auch von mehreren Nebenflüßchen gespeist worden sein, wie denn auch an einzelnen Stellen noch jetzt die Quellen zu Tage treten und weiter unten, wo das Bett sehr breit wird, sogar einen kleinen See bilden. Eines Tages geschah es, daß die Reisegesellschaft sich etwas von dem Flußbett des Makómo entfernte, um eine bekannte Wasserstation, Namens Ntschokotsa, aufzusuchen. Der Führer Ramotobi verlor den Weg und wußte sich nicht mehr zurecht zu finden. Herr Oswell ritt den Wagen voran. Da nimmt er in einiger Entfernung eine dunkle Gestalt wahr, die in raschem Lauf davon eilte. Oswell, in der Meinung es sei ein Löwe, gibt dem Pferde die Sporen und jagt der dunkeln Gestalt nach. Da stellt sichs heraus, daß es eine arme Buschmannsfrau war, die im Schrecken vor der fremden Erscheinung in gebückter Stellung davongelaufen war. Als Oswell sie erreichte, glaubte sie nicht anders, als sie werde nun zur Sklavin gemacht, und fieng an, ihre armselige kleine Habe, die aus etlichen von Grasstricken gemachten Schlingen bestand, dem Fremdling auszuliefern. „Als ich dazu kam," erzählt Livingstone weiter, „erklärte ich der armen Frau, daß wir nur Wasser begehrten, und daß wir sie gerne bezahlen wollten, wenn sie uns zu einer Quelle führe. Dazu verstand sie sich auch sogleich. Es war bereits spät am Tag; sie aber wanderte noch drei Stunden weit raschen Schrittes vor uns her und brachte uns endlich zu dem Wasser von Ntschokotsa. Als wir die Stelle erreicht hatten, wollte sie uns verlassen, um in ihr Heimwesen zurückzukehren, wenn sie überhaupt eines hatte; denn sie war schon vor längerer Zeit mit ihrem Manne vor ihren eigenen Landsleuten entflohen und lebte nun mit jenem von aller andern menschlichen Gesellschaft entfernt und einsam in der Wüste. Da es aber bereits Nacht geworden war, so hießen wir sie bleiben. Die arme Frau hielt sich offenbar noch immer für eine Gefangene, und an die Aufrichtigkeit unseres Versprechens

sie zu bezahlen, glaubte sie ohne Zweifel nicht. Da wir nun fürchteten, sie möchte bei Nacht sich wegschleichen, und zwar mit dem Eindruck, daß wir keine ehrlichen Leute seien, so schenkten wir ihr noch am Abend ein schönes Stück Fleisch und ein paar hübsche Glasperlenschnüre. Beim Anblick der letzteren brach sie in ein lautes, lustiges Freudengelächter aus, und blieb nun ohne allen Argwohn bei uns."

Welch einen Blick läßt uns diese einsam in der Wüste lebende Buschmannsfrau in die Zustände der Bevölkerung Afrika's thun!

Kurz vor der Ankunft bei Ntschokotsa war aber noch eine andere Scene eingetreten, die wir nicht übergehen dürfen. In der Nähe jener Station war es nämlich, daß die Reisenden zum erstenmal eine jener merkwürdigen Salzflächen zu Gesicht bekamen, die unter dem Namen Salzpfannen bekannt sind, und deren es in jenem Theil Südafrika's so viele gibt. „Ein dichter Gürtel von Bäumen," sagt Livingstone, „verbirgt diese etwa sieben Stunden im Umkreis fassende Salzpfanne vor dem Blick derer, die von Südosten herkommen. Als sie nun plötzlich vor unsern Blicken sich aufthat, verbreitete eben die untergehende Sonne einen bläulichen, überaus schönen Duft über die schneeweise Salzkruste und ließ das Ganze genau wie einen See erscheinen. Bei diesem Anblick warf Oswell, der vorausritt und den See Ngami vor sich zu sehen meinte, seinen Hut in die Höhe und rief ein lautes fröhliches Hurrah, also daß die arme Buschmannsfrau und unsre eigenen Bakuēnaleute glaubten, er sei nicht ganz bei Trost. Auch ich wurde, als ich gleich darauf ebenfalls die Salzpfanne zu Gesicht bekam, gleichwie Oswell getäuscht und war nicht wenig ärgerlich, daß er den See sollte zuerst gesehen haben; denn wir waren übereingekommen, daß wir es so einrichten wollten, daß wir Beide im gleichen Augenblick und keiner vor dem andern den See sehen sollten. Wir hatten keine Idee, daß dieser langersehnte See noch mehr als hundert Stunden von uns entfernt sei.

„Die Luftspiegelung auf diesen Salzpfannen, welche mit einem salpeterartigen Niederschlag (Nitrat) ganz bedeckt sind, ist wahrhaft bewundernswürdig. Man kann sie nirgends, wie mir scheint, in größerer Vollkommenheit sehen, als über diesen Salzflächen. Hier bedarf es in der That nicht eines Quentchens von Einbildnngskraft, um wirklich zu glauben, man habe einen See vor sich.

Die Wellen tanzten auf der scheinbar bewegten Oberfläche, und der Wiederschein der Bäume spiegelte sich mit so bewundernswürdiger Lebhaftigkeit darin ab, daß das freigehende Vieh, das nach frischem Wasser schmachtete, die Pferde, die Hunde und selbst die Hottentotten voll Gier nach dem täuschenden Wasserspiegel liefen. Eine Heerde Zebra's sah in der Luftspiegelung genau wie Elephanten aus, so daß Oswell bereits sein Pferd sattelte, um Jagd auf sie zu machen; aber eine kleine Veränderung in dem über der Fläche liegenden Duft zerstreute die Täuschung. Gegen Norden und Nordwesten sahen wir Säulen von schwarzem Rauch emporsteigen, die genau dem Rauch einer Eisenbahnlokomotive glichen, und hörten nachher, daß es der ins Ungeheure vergrößerte Rauch von brennendem Schilfrohr sei."

Endlich erreichten die Reisenden den Zouga, einen Fluß, der in nordöstlicher Richtung strömt. Abermals glaubten unsere Freunde bei dessen Anblick, sie hätten den Ngami-See vor sich und waren nicht wenig betroffen, als sie von den anwohnenden Eingeborenen hörten, derselbe sei noch weit, weit entfernt. Doch war es ihnen genug zu vernehmen, daß der Zouga aus dem Ngami-See komme. „Dieß hob unsern Muth wieder," sagt Livingstone; „denn nun waren wir gewiß, daß wir unser Ziel erreichen würden. 'Wir könnten wohl noch einen Monat lang auf dem Wege sein,' meinten die Eingeborenen; 'aber wir hätten den Zouga zu unsern Füßen, und wenn wir nur dem folgten, so würden wir unfehlbar zu dem großen Wasser kommen.'"

Aber eben jetzt, wo sie so nahe am Ziel waren, und wo für den Rest der Reise alle Schwierigkeiten überwunden schienen, sollte noch eine schwere Glaubensprüfung ihnen in den Weg treten. Der Häuptling Sekömi, der, wie wir im Anfang erwähnten, aus Eifersucht auf jede Weise die Reise Livingstone's zu verhindern gesucht hatte, sandte eben jetzt zwei seiner Leute vor den Reisenden her, um alle Buschmänner und Bakalahäri, die auf der weitern Reiseroute wohnten, wegzujagen oder jedenfalls sie zu verhindern, daß sie die Reisenden irgendwie in ihrem Vorhaben unterstützten und ihnen den Weg wiesen. Dieselben setzten auch wirklich das Gerücht in Umlauf, die weißen Leute seien gekommen, alle Stämme, die am Zouga und Ngami wohnten, auszuplündern. Wäre den Sendboten des Sekömi ihr boshafter Plan wirklich gelungen, so

hätten die Reisenden kaum ihr Ziel erreichen können; aber auch hier, wie so oft, trat Gott selbst ins Mittel. Der angesehenste der beiden Männer wurde, als sie schon weit am Zouga hinaufgereist waren, vom Fieber befallen, mußte umkehren und starb unterwegs. Sein Tod aber übte eine augenscheinlich günstige Wirkung auf die umwohnenden Eingeborenen aus, indem sie denselben als eine Strafe für das Unrecht ansahen, das Sekömi den Reisenden zu thun gedachte. Zwar traten wirklich da und dort einzelne Dörfer der Reisegesellschaft mit den Waffen in der Hand entgegen; aber freundliche und stets redliche Behandlung erweckte bald ihr unbedingtes Vertrauen. Ueberdieß kamen nun auch neue Boten von dem Häuptling am See, der unsern Livingstone, wie früher erwähnt, zu sich eingeladen hatte, und forderten die am Fluß wohnenden Eingeborenen auf, den Reisenden jede Unterstützung zu gewähren, die ihnen möglich wäre. So gieng die Reise munter und ohne Anstoß fort.

Nachdem sie etwa 32 Stunden weit von der Stelle an, wo sie den Zouga zum erstenmal gesehen, am Fluß hinaufgezogen waren, ließen sie alle Zugochsen und Wagen, bis auf Oswells kleinen und leichteren Reisewagen, an einem Ort, Ngabisäne genannt, zurück, in der Hoffnung, bei der Rückkehr die Thiere kräftig erholt wieder zu finden, während sie selbst mit den Pferden dem längstersehnten See zueilten. Livingstone aber zog es vor, auf einem landesüblichen Boot den prächtigen Strom hinaufzufahren. „Diese Kanoes," sagt er selbst, „sind ein Kunstwerk ächt primitiver Art. Sie sind nichts anders als ein ausgehöhlter Baumstamm; ist nun der Baum krummgewachsen, so ist auch das Kanoe krumm. Die Eingeborenen aber haben für diese ihre Fahrzeuge eine ebenso große Vorliebe, wie der Araber für sein Pferd oder Kameel. Auch bei Nacht schlafen sie lieber im Boot als auf dem Land. 'Auf dem Land,' sagen sie, 'da triffst du Löwen, Schlangen, Hyänen und andere Feinde; aber wenn du auf deinem Boot hinter einem Busch von Schilfgras liegst, was kann dir da schaden?' Auch zünden sie auf ihren Kanoes Feuer an, um sich zu wärmen und ihre Speise zu bereiten. Auch ich hatte meinen Topf auf dem Feuer und kochte mir meine Mahlzeit."

Der Stamm, der die Ufer des Zouga bewohnt und mit den Stämmen weiter im Norden in Sprache und Abstammung ver-

wandt ist, nennt sich selbst Bayeiye, d. h. Männer; die Betschuanen aber heißen sie Bakōba, was etwa so viel bedeutet als „Sklaven". „Man hat nie gehört," sagt Livingstone, „daß sie je in den Kampf ausgezogen sind; ja sie haben eine überlieferte Sage, daß ihre Vorväter bei ihrem ersten kriegerischen Versuch ihre Bogen aus einer Art weichem Palmholz gemacht, und als diese gleich anfangs brachen, das Kriegshandwerk für immer aufgegeben hätten. Die Bayeiye haben sich auch allezeit jedem Feind, der über sie hereinbrach, willig unterworfen; sie sind somit recht eigentlich die Quäker von Afrika. Lange nach unserm Besuch bei ihnen bemühte sich der Häuptling am See, aus ihnen Soldaten zu machen, und stattete sie zu dem Ende mit Schilden aus. 'Ah,' riefen sie, 'das haben wir nie zuvor gehabt; darum sind wir auch immer unterlegen; jetzt aber wollen wir allen unsern Feinden den Mann zeigen!' Als aber bald darauf eine Raubhorde hereinbrach, ruderten unsre 'Quäker' mit unaufhaltsamer Eile den Zouga hinab und sahen sich nicht wieder um, als bis sie sich ganz sicher wußten."

Die Ufer des Zouga schildert Livingstone als überaus reizend und vergleicht sie mit den Ufern des Clyde bei Glasgow, an denen er seine Jugend verlebt hatte. Auf derjenigen Seite, wo die Strömung anprallt, ist das Ufer in der Regel senkrecht und steil, während das gegenüberliegende sanft abfällt und reich mit Gras überwachsen ist. Auf diesen Abhängen nahen sich die wilden Thiere dem Flusse, um zu trinken; hier sind auch die zahlreichen Fallgruben, in welchen die Bayeiye die Elephanten und anderes Wild fangen. Die Bäume, welche die Ufer schmücken, sind zum Theil wahrhaft prachtvoll. Livingstone sah einen Boabab, dessen Umfang 76 Fuß maß. Eine große Mannigfaltigkeit der üppigsten Vegetation zieht sich auf beiden Seiten des Flusses hin. Auch an Thieren aller Art ist die Umgebung desselben überaus reich. Das Land wimmelt von Elephanten, Rhinozerossen, Antilopen aller Art, Löwen und Hyänen, und Livingstone, der scharfe und geistreiche Beobachter, weiß aus dem reichen Thierleben Afrika's einen interessanten Zug um den andern zu erzählen.

Endlich, während Livingstone in seinem kunstlosen Boot den Zouga hinauffuhr, kam er an eine Stelle, wo ein anderer großer Fluß in denselben von Norden her mündet. „Ich erkundigte mich," fährt er fort, „woher er käme. 'Oh,' war die Ant-

wort, 'aus einem Lande voll von Strömen, — so viele sinds, daß Niemand sie zählen kann, — und voll von großen Bäumen!' Dieß war die erste Bestätigung dessen, was ich von einigen Bakuēna schon früher gehört hatte, daß nämlich das Land weiter nördlich keineswegs 'die große sandige Hochebene' der Geographen sei. Die Aussicht, die sich damit vor meinem Geiste eröffnete, daß es nämlich eine Wasserstraße gebe, auf der man in Booten in das bisher ganz unbekannte und reichbevölkerte Innere Südafrika's vorzudringen im Stande sei, wurde mir von da an immer gewisser und beschäftigte mich so lebhaft und mächtig, daß, als wir bald hernach wirklich den lang und viel besprochenen See Ngami erreichten, die Entdeckung desselben kaum noch einen besondern Eindruck auf mich machte. Damals, als diese glänzende Aussicht znerst meinen Geist ergriff, schrieb ich nach England: 'Vielleicht hält man mich für einen Enthusiasten, — ein Vorwurf, den ich mir gerne gefallen lasse; denn ohne Enthusiasmus ist noch nie etwas Gutes oder Großes in der Welt ausgerichtet worden.'"

Zwölf Tage nach der Abreise von Ngabisāne, wo Livingstone sein Boot bestiegen hatte, erreichten die Reisenden endlich das Nordost-Ende des Ngami. „Am 1. August 1849," schreibt er, „giengen Oswell und ich mit einander hinab nach der Stelle, wo seine ganze Breite dem Blick sich öffnet, und zum erstenmal fiel das Auge eines Europäers auf dieß schöne, weit sich ausbreitende Wasserbecken." Und nun gibt er eine Schilderung des Sees und des mit ihm zusammenhängenden nördlichen Flußsystems, worin er das, was er jetzt zum erstenmal sah und hörte, und das, was er bei einem späteren Besuch der gleichen Gegend wahrnahm, zusammenfaßt.*)

„Die Richtung, in welcher der See sich ausdehnt," so schreibt unser Reisender, „scheint die von Nord-Nordost nach Süd-Südwest zu sein. Der südliche Theil soll sich nach Westen zu umbiegen und an seinem nordwestlichen Ende den Teoughe, der von Norden kommt, aufnehmen. Von der Stelle, wo wir standen, konnten wir gegen Süd-Südwest kein Ende des Sees absehen, und somit konnten wir uns von der Ausdehnung desselben keine genaue

*) Unser Titelbild stellt einen späteren, mit Frau und Kindern ausgeführten Besuch Livingstone's am See Ngami dar.

Vorstellung machen, außer was uns die Eingeborenen dieser Gegend darüber sagten. Sie behaupteten, es bedürfe drei Tage, um ihn zu umwandern. Nehmen wir nun acht Stunden für eine Tagereise an, so würde das einen Umfang von 24 Stunden machen.*) Andere Muthmaßungen, die seitdem in Betreff des Umfangs gemacht worden sind, schwanken zwischen 22 und 33 Stunden. Der See ist seicht; denn ich sah später einen Eingeborenen sein Boot über zwei bis drei Stunden weit vom nordöstlichen Ende entfernt noch mit Stangen fortbewegen. Der Ngami-See kann deßhalb wohl nie als Wasserstraße für den Handelsverkehr von Bedeutung werden. Ja, in denjenigen Monaten, die dem alljährlich wiederkehrenden Zufluß neuer von Norden herabkommender Wasservorräthe vorangehen, ist der See so seicht, daß das Vieh nur mit Mühe durch die schlammigten, mit Schilf überwachsenen Ufer bis zum eigentlichen Wasser vordringen kann. Diese Ufer sind auf allen Seiten flach und niedrig, mit schönem Baumwuchs umsäumt; nur auf der Westseite findet sich eine ganz und gar baumleere Strecke, was zu beweisen scheint, daß dort das Wasser vor noch nicht langer Zeit zurückgetreten ist. Dieß ist ein neuer Beweis für die zunehmende Abtrocknung dieses ganzen Theils von Inner-Afrika. Auf jener baumlosen Strecke liegen übrigens viele ausgerissene, abgestandene Baumstämme, theils im Schlamm, theils noch im Wasser. Die Eingeborenen sagten uns, daß zur Zeit der jährlichen Ueberschwemmungen im Norden nicht blos mächtige Bäume, sondern auch Antilopen, Springböcke und andere Thiere mit herabgeschwemmt und in den See geführt werden; die Bäume werden dann durch die Winde auf das entgegengesetzte Ufer hinübergetrieben und bleiben da im Schlamm festliegen. Das Wasser des Sees ist zur Zeit, wo er voll ist, vollkommen frisch, aber schlecht und verdorben, wenn er seicht ist. Später fanden wir das Wasser des Tamunak'le, als wir an demselben hinaufzogen, so klar, kühl und weich, und zwar um so mehr, je weiter wir nordwärts kamen, daß wir auf den Gedanken kamen, es rühre von geschmolzenem Schnee her.

---

*) Der Bodensee (oder Konstanzer See) ist 17 Stunden lang, 5 Stunden breit und hält im Umfang 53 Stunden; der Ngami See würde demnach etwa halb so groß sein.

„Bei genauerer Beobachtung fanden wir, daß diese ganze Gegend, im Verhältniß zu derjenigen, von der wir herkamen, offenbar eine **Vertiefung** ist, deren tiefsten Punkt der kleine See **Kumadau** (weiter unten am Zouga) bildet.*) Aus einer Untersu-



*) Wir geben oben zur Veranschaulichung eine kleine, zunächst nur roh gezeichnete Karte, welche die Reiseroute Livingstone's von Kolobeng bis an den Ngami, sowie das mit diesem See zusammenhängende Flußsystem darstellen soll. Das K unten rechts bezeichnet Kolobeng, den Ausgangspunkt der Reise. Zur Linken breitet sich KA d. h. die Kalahari Wüste aus. NT ist Ntschokotsa, der Punkt, wo die Reisenden jene arme Buschmannsfrau fanden, und eine der Salzpfannen (S) ansichtig wurden. Nicht ferne von KM oder dem kleinen See Kumadau stießen sie auf den Fluß Zouga (mit Z bezeichnet), welcher aus dem See Ngami (N) herkommt und in Folge von Verdunstungen gegen Osten hin nach und nach sich verliert. Aus dem äußersten Nordwesten (links oben) kommt ein Fluß herab, Embarra oder Warra genannt, der sich dann in zwei Arme spaltet, wovon der eine unter dem Namen Teoughe (TE) in den Ngami sich ergießt, der andere abermals sich in zwei Arme theilt, nämlich in den Tso (TS) und in den Makabe (M). Diese beiden vereinigen sich mit dem Tamunak'le (T), der direkt aus dem Norden (aus der Gegend, wo der Häuptling Sebituane seinen Wohnsitz hat) herkommt und nahe bei dem nordöstlichen Ende des großen Sees in den Zouga mündet.

chung ergab sich, daß sie nicht mehr als 2000 Fuß über dem Meere liegt. Wir waren also von Kolobeng aus über 2000 Fuß hinabgestiegen. Es ist der südlichste und tiefste Theil jenes nördlichen Flußsystems, wo große Strecken Landes alljährlich durch tropische Regengüsse überschwemmt werden. Etwas von diesem Wasser, das in den nördlicheren Gegenden Ueberschwemmungen verursacht, kommt bis zu dem oberen Ende des Sees Ngami herab, und statt hier das Land zu überfluten, fällt es in den See, als wie in einen großen Wasserbehälter.

„Das Wasser strömt zuerst den Embarra (oder Warra) herab, der sich dann in die Flüsse Tso und Teoughe spaltet; vom Tso hinwiederum zweigt sich der Tamunak'le und der Makabe ab. Der Tamunak'le ergießt sich in den Zouga, während der Teoughe in den See ausmündet. Im März oder April fangen die Gewässer in Folge der Regengüsse zu fließen an; sie finden aber, während sie sich weiter und weiter abwärts ergießen, alle Flußbette fast ganz ausgetrocknet bis auf einzelne in den Rinnsalen teichartig stehende Wasser, die aber durch längere trockene Stellen weit von einander getrennt sind. Auch der See ist um diese Zeit sehr seicht. Der Zouga ist eigentlich nur eine Fortsetzung des Tamunak'le, und ein Arm des Sees reicht bis zu dem Punkt, wo der Tamunak'le endigt und der Zouga beginnt. Jener Arm des Sees, der auf der Karte wie eine westliche Fortsetzung des Zouga aussieht und stehendes, unbewegliches Wasser ist, wie der eigentliche See selbst, ist schmal und seicht, während der Zouga breit und tief ist.

„Der Teoughe und Tamunak'le können, da beide im Grunde ein und derselbe Fluß sind und ihr Wasser aus der gleichen Quelle (dem Embarra) empfangen, niemals einer den andern überholen. Wäre dieß bei einem von beiden möglich, oder könnte der Teoughe den See ganz füllen, so würde jener kleine Arm des Sees (gegen die Mündung des Tamunak'le hin) den Dienst eines Ableiters thun und jede Ueberschwemmung unmöglich machen. Nimmt aber der See je einmal so ab, daß seine Oberfläche niedriger zu liegen kommt, als das Bett des Zouga, so könnte etwas von dem Wasser des Tamunak'le in den See fließen, anstatt den Zouga hinab zu gehen; dann hätten wir das merkwürdige Schauspiel von einem Fluß, der nach zwei entgegengesetzten Seiten hin fließt. Dieß ist aber, soweit man bisher beobachten konnte, noch

nie der Fall gewesen, und wird wohl auch nie hier der Fall sein. Der Zouga ist da, wo er den Tamunak'le verläßt, breit und tief, wird aber nach und nach schmäler, bis er etwa 70 Stunden weiter abwärts in den kleinen See Kumadau sich ergießt, der etwa $5/4$ Stunden breit und 4 Stunden lang ist. Das Wasser, das in den nördlichen Gegenden im April zu fließen beginnt, fängt erst gegen Ende Juni diesen kleinen See zu füllen an. Im September hören die Wasser ganz auf zu fließen. Ist im Norden mehr als gewöhnlich Regen gefallen, so kann es sein, daß noch über den Kumadau hinaus in dem weiter nach Osten sich erstreckenden, trockenen, felsigen Flußbett des Zouga etwas Wasser vordringt. Die Rinnsale dieses ganzen Flußsystems sind offenbar für eine viel größere Wassermasse berechnet, als in Wirklichkeit jetzt vorhanden ist. Es gleicht einem vernachlässigten morgenländischen Garten, in welchem man noch alle Bewässerungsgräben und Kanäle wahrnehmen kann; aber da das Hauptwasserwerk mit seinen Schleußen und Dämmen im Verfall ist, so kann nur noch ein kleiner Theil des Canalsystems unter Wasser gesetzt werden. Was den Zouga betrifft, so ist sein breites, schönes Bett noch in ganzer Vollkommenheit da; aber so viel Wasser, als nöthig wäre, um dasselbe ganz zu füllen, kommt nie mehr vom Norden herab, und ehe es bis über den Kumadau vorzudringen vermag, hören im Norden die Wasservorräthe zu fließen auf, und was nun noch übrig ist, verdunstet. Weiter oben (nach dem Tamunak'le zu) ist auch das Bett des Zouga viel breiter und geräumiger, als weiter unten gegen den Kumadau zu. Das Wasser nimmt während des Herabströmens beständig ab, nicht sowohl dadurch, daß es im Sand versickert und sich verliert, — eine Sache, die ich nirgends wahrgenommen habe, — als vielmehr dadurch, daß es überall leere Rinnsale erst füllen muß, und dann durch den Einfluß der Luft und Sonne verdunstet."

Nach diesen überaus lehrreichen Mittheilungen wendet sich Livingstone wieder zur Schilderung seiner Reiseerlebnisse. Er wollte, wie wir wissen, von dem See Ngami aus weiter nach Norden dringen, um die Wohnplätze Sebituäne's, des ihm befreundeten und mächtigen Häuptlings der Makolölo, zu erreichen. Allein als er sich an das Oberhaupt des am See wohnenden Stammes, — an denselben, der ihn so freundlich zu sich eingeladen hatte,

um Führer wandte, verweigerte sie ihm dieser aufs Entschiedenste. Er fürchtete, wie er selbst offen erklärte, daß hinter Livingstone drein andere weiße Männer kommen und Sebituäne mit Schießgewehren versehen möchten. Kämen aber die weißen Händler nur bis zu ihm, dem Häuptling am See, so werde er in den Besitz von Feuerwaffen kommen, und dann müsse Sebituäne seinerseits sich vor ihm fürchten. Alle Vorstellungen Livingstone's halfen nichts. Ja, er befahl sogar den Bayeiye am Zouga, sie sollten den Reisenden den Uebergang über diesen Fluß mit Gewalt verwehren, im Fall sie ohne Führer doch weiter zu dringen versuchen sollten. Arbeitete doch Livingstone bereits an einem Floß, um darauf mit seinen Reisegefährten und dem Gepäck an einer schmalen Stelle über den Fluß zu setzen. „Ich arbeitete viele Stunden lang im Wasser," sagt er selbst; „aber das trockene Holz, das ich dazu verwenden wollte, war so wurmstichig und faul, daß es nicht das Gewicht einer einzigen Person zu tragen im Stande gewesen wäre. Damals wußte ich nichts von der Menge von Alligatoren, die den Zouga bevölkern, und ich kann noch heute an meine damalige Arbeit im Wasser nicht denken, ohne ein tiefes Dankgefühl gegen Den, der mich vor dem Rachen dieser Bestien bewahrt hat."

Mittlerweile war auch die Jahreszeit so weit vorgerückt, daß die regelmäßigen tropischen Regengüsse in den nördlicheren Gegenden bald zu erwarten waren, und daß somit die Reisenden nicht ohne mancherlei Gefahr es hätten wagen können, weiter nach Norden vorzudringen. Ueberdieß fehlte es an ordentlichen Booten, auf denen sie mit ihrem Gepäck die zahlreichen Flüsse der höheren Gegenden hätten überschreiten oder befahren können. So beschloß man umzukehren, aber nur um später unter günstigeren Umständen die Reise zu erneuern und dann mit Gottes Hülfe bis zu Sebituäne vorzudringen. Zugleich erbot sich Herr Oswell, der großmüthige Freund und Begleiter Livingstone's, bis hinab nach der Capstadt zu gehen und dort ein Boot machen zu lassen, das man später zu Land bis an den Zouga mit sich führen und dann für die Wasserfahrten benützen könnte.

So trat die ganze Gesellschaft die Rückreise nach Kolobeng an, das sie unter Gottes Schutz nach mancherlei Beschwerden und Mühsalen glücklich wieder erreichten.



Missionsliteratur.

Die Revolution in China in ihrer Entstehung, ihrer politischen und religiösen Bedeutung und ihrem bisherigen Verlauf, nebst Darstellung des auf christlicher Grundlage beruhenden Religionssystems der Insurgenten. Nach Meadow's The Chinese and their Rebellions etc., bearbeitet von J. Neumark. Mit einer Karte von China. Berlin 1857. Verlag von Schindler.

Für denkende Missionsfreunde ohne Zweifel eine der interessantesten Schriften aus neuerer Zeit. Zwar ist Meadows kein Missionar, sondern er war 12 Jahre lang Dollmetscher des englischen Regierungsbevollmächtigten in China; auch ist seine Schrift mehr aus dem Gesichtspunkt der Politik, als aus dem der Mission, welche er mit kritischem Auge betrachtet, abgefaßt; aber was er sagt, beruht auf gründlicher Kenntniß China's, theilweise auf persönlicher Anschauung der Insurrection. Seine Erzählungen geben klaren Einblick in die entscheidungsvolle Stunde, welche durch wunderbare Fügungen Gottes für China gekommen ist. Diejenigen Missionsfreunde, welche immer noch bezweifeln, ob es an der Zeit sei, chinesische Mission zu treiben, sind in der That dringend zu bitten, daß sie dieses Buch lesen möchten; ihre Zweifel werden ohne Zweifel nach Durchlesung desselben verschwunden sein. Nur Eines möge dießfalls hervorgehoben werden: — Der Verfasser hält nicht blos den Sieg der Insurrection für wahrscheinlich, sondern er stellt auch in wohlbegründete Aussicht, daß im Falle des Sieges das ganze Examenswesen, welches geradezu eine Grundlage des chinesischen Staats- und Volkslebens bildet, mit dem Examenswesen aber die wissenschaftliche Bildung der chinesischen Jugend und der ganzen chinesischen Beamtenwelt, statt wie bisher auf die alten Schriften der Chinesen, nunmehr auf die Bibel werde gegründet werden. Man wolle nun nur das Eine bedenken, von welch unermeßlicher Bedeutung es ist, ob die Mission bis dahin eine befriedigende, ebenso getreue als echt chinesische Bibelübersetzung, und ob sie eine tüchtige christliche Literatur geschaffen hat, welche die Chinesen anziehen kann. — Die beigegebene Karte befähigt den Leser, den Gang des Aufstandes sich zu veranschaulichen. — Herr Neumark hat von dem englischen Original einige Parthien in der Uebersetzung weggelassen; es sind aber solche, welche das Missionsinteresse nicht berühren. Fr. G.



Missions-Zeitung.

Dr. Livingstone. — Während die London MG., in deren Dienst bisher Livingstone gearbeitet hatte, die wichtigen Ergebnisse seiner Reisen im Innern Südafrika's dazu benützt, daß sie in den gesunden und volkreichen Umgebungen des Flusses Zambêsi mehrere Missionsstationen zu gründen sich anschickt, hielt es die brittische Regierung ihrerseits für angemessen, die neu entdeckten Gebiete von Inner-Afrika noch weiter zu erforschen, einestheils um für den Handel neue wichtige Wege zu eröffnen, anderntheils um der christlichen Civilisation und Bildung auch dorthin die Bahn zu brechen. Zu diesem Ende hat das Parlament 5000 Pf. Sterl. (Fr. 125,000) dekretirt, um eine Expedition von wissenschaftlich gebildeten Männern, Livingstone an der Spitze, den Zambêsi Fluß hinauf zu senden. Capitän Bedingfield wird mitgehen, um die Schiffbarkeit des Zambêsi und seiner Nebenflüsse, sowie die Möglichkeit eines regelmäßigen Verkehrs zu Wasser mit dem Innern Südafrika's zu untersuchen. Der Botaniker Dr. Kirk wird die Pflanzenwelt jener Gebiete genauer kennen lernen, und namentlich die Frage lösen, ob der Anbau von Baumwolle ausführbar sei. Der Geolog und Mineralog Thornton hat die mineralischen Producte des Landes, namentlich den Reichthum an Steinkohlen zu erforschen, wovon Livingstone einige Proben mitgebracht hatte. Die Künstler Baines und sein Bruder endlich sollen Photographieen von den Landschaften Südafrika's aufnehmen. Für die Fahrt den Zambêsi hinauf wurde auf Kosten der Regierung ein kleines Dampfboot gebaut von 75 Fuß Länge, 8 Fuß Breite und nur 3 Fuß Tiefe, zugleich mit einem Tiefgang von nur 12—14 Zoll, letzteres namentlich deßhalb, damit auch die seichtesten Stellen des Flusses ohne Schwierigkeit könnten passirt werden. Nicht nur der Dampfkessel, sondern auch der Rumpf oder Körper des Fahrzeugs ist aus Stahlplatten gemacht, die nur 3/16 Zoll dick sind. Das Ganze kann auseinander genommen werden und soll samt der Reisegesellschaft auf einem großen Dampfboot bis nach der portugiesischen Niederlassung Kilimâne an der Mündung des Zambêsi, gebracht und dort wieder zusammengesetzt werden. — Dr. Livingstone selbst ist von der Königin zum Consul von Kilimâne, Sena und Tete ernannt worden. Er hatte Samstag den 13. Febr. eine Abschiedsaudienz bei der Königin, die ihre tiefe Theilnahme für seine wichtige Aufgabe aussprach und ihm Gottes Schutz und Segen wünschte. Am Abend des gleichen Tages wurde ihm

ein großes Festmahl bereitet, an welchem mehr als 300 der angesehensten Gäste (Herzoge, Grafen, Bischöfe, Gelehrte aller Art) Theil nahmen. „Als (nach englischer Sitte) der Trinkspruch auf seine Gesundheit und auf den glücklichen Erfolg seines Unternehmens ausgebracht ward," heißt es in einem Bericht, „wurde die ganze Gesellschaft von einem Enthusiasmus ergriffen, der alle Beschreibung hinter sich läßt. Livingstone war tief bewegt, als er sich erhob, um diesen Toast zu erwiedern. 'Laßt uns,' rief er unter Anderem aus, 'in Afrika nicht den gleichen Fehler begehen wie in Indien, sondern lasset uns dorthin unser Christenthum mit uns nehmen!' Dann sprach er seine Hoffnung aus, daß eine der gesegneten Früchte dieser Expedition die Vernichtung des Sklavenhandels sein dürfte, und erwähnte zuletzt noch mit tiefer Bewegung der mannigfachen Unterstützung, die er bei allen seinen bisherigen Arbeiten von dem Muth, der Geduld und der Ausdauer seines trefflichen Weibes (einer Tochter des Miss. Moffat) erfahren habe. Da erhob sich die ganze Versammlung und brachte ein dreimaliges Hoch der würdigen Gattin des Doktors." — An einem andern Abend wurde Livingstone auch im Kreise der „Königlich-Geographischen Gesellschaft" verabschiedet. Der Präsident derselben, Sir Roderick Murchison, sprach in Aller Namen die Achtung und Liebe aus, mit der sie sich ihm verbunden fühlten, und die Glückwünsche, mit denen sie ihn auf seiner neuen Unternehmung begleiteten. „Das hohe und edle Ziel," sagte er, „das unser Freund ursprünglich bei seinen Reisen in Südafrika vor Augen gehabt, und die Thatkraft und Tüchtigkeit, mit der er sie ausgeführt, sind im ganzen Lande nach seiner Länge und Breite bekannt. Ich glaube sagen zu können, daß nie eine Expedition die Küsten Britaniens verlassen hat, welcher die guten Wünsche des ganzen Landes herzlicher gefolgt wären. Möge es unserm Freunde gelingen, das ewige Wohl der schwarzen Söhne Afrika's, für die sein Herz brennt, wahrhaft zu befördern ꝛc." Livingstone aber erklärte unter Anderm, es sei seine Absicht, sich auf jenem hochgelegenen Boden an den nördlichen Ufern des Zambési, den er schon früher als den günstigsten Punkt bezeichnet habe, sich niederzulassen, und wenn sich diese Gegend so gesund erweise, als er erwarte, so sollte in jenem fruchtbarsten Theile Centralafrika's eine europäische Niederlassung entstehen, von wo aus Christenthum und Civilisation sich über die eingeborene Bevölkerung verbreite. Mit Anfang März sollte die Reisegesellschaft, aus mehr als zwanzig Personen bestehend (Livingstone ist von seiner Frau, einem Sohn und Bruder begleitet), von Liverpool absegeln. Mögen Gottes Engel vor ihm hergehen! —

Südafrika.

(Französische Missionen.)

Die Pariser MG. hat bekanntlich ihre Missionen ausschließlich in Südafrika. Die Stationen liegen sämmtlich jenseits des brittischen Caplandes und ziehen sich, vom Orangefluß an, dem Caledonfluß entlang nach Norden zu, an der westlichen Gränze des Kafferngebiets hin. Die Eingeborenen gehören zum Betschuanenvolke, und tragen die besonderen Namen Bassuto, Batläpi ꝛc. Am 28. April

1857 wurde in Hermon die jährliche Conferenz der Missionare gehalten, und aus ihrem Hauptbericht entnehmen wir folgende werthvolle Mittheilungen:

Auf der Station Beerseba, wo Missionar Roland mit seiner Gattin und Tochter arbeitet, haben sich die religiösen Erweckungen außerordentlich ausgedehnt; damit hält die Civilisation gleichen Schritt. Mehr als 70 Personen wurden während des Jahres (1856 auf 1857) zur lebendig machenden Erkenntniß Christi gebracht, von denen eine ziemliche Anzahl zur Taufe reif ist. Dieser Erfolg ist nächst Gott namentlich dem Eifer und der Ausdauer der eingeborenen Evangelisten zu verdanken. An Ostern wurden 43 Personen zum erstenmal zum Abendmahl zugelassen. Unter ihnen befand sich ein Häuptlingssohn, Namens Pesa. Er war einst ein verhärteter Sünder, der dem Ruf des Evangeliums lange hartnäckig widerstand. Bei einer Versammlung drückte er sich nun also aus: „Ihr sehet vor euch einen großen Sünder. Ich war der Schild meines Vaters; ich bereicherte ihn durch die Beraubung Anderer. Ich war ohne Erkenntniß Gottes und fürchtete mich vor nichts. Es begegnete mir manchmal, daß ich Löwen beim Schweif packte und sie mit meinem Speer durchbohrte. Ich habe Kaffern, Bassuto's und Buschmänner erschlagen. Aber das Land, das ich mit Menschenblut besudelt habe, hat mich endlich ausgestoßen. Die Krieger meines Vaters sind einer um den andern erlegen, und ich bin allein übrig geblieben. Ich gieng zu den Buschmännern und bat um gastliche Aufnahme; aber sie ergriffen mich bald, schlugen mich und ließen mich für todt liegen. Nach und nach kam ich wieder zu mir selbst und sie sprachen: 'Es ist hart, er kann nicht sterben.' Dann floh ich zu den Weißen. Da sah ich zum erstenmal beten. Ich besuchte mehrere Stationen der Kolonie, aber ich machte mir nichts zu Nutze von dem, was man dort lehrte." Nachdem Pesa darauf mehrere Umstände erwähnt hatte, die ihn zu den ersten Schritten auf dem Weg der Bekehrung veranlaßten, fügte er hinzu: „Ich hatte einen Plan in meinem Kopf; ich wollte die Stadt meines Vaters wieder aufbauen und wandte mich nach der Gegend der Mulatis. Aber das Wort Gottes verfolgte mich. Dieses Wort ist die Macht, die mich veranlaßte, meine Absichten auf weltliche Größe aufzugeben, und die mich nun hieher geführt hat, wo das Evangelium gepredigt wird. Eines Tags, da ich in der Kirche war, trafen mich die Worte des Predigers: 'Auch die Könige, wenn sie in ihren Sünden sterben, gehen in das ewige Verderben.' Diese Worte waren wie ein Speer, der mir durchs Herz gieng, und mit dieser Wunde gieng ich davon. Von da an deckte der heilige Geist mir mein Elend auf, und lange hielt ich mich für rettungslos verloren. Aber derselbe Geist, der mir die furchtbare Größe meiner Sünden aufgedeckt hatte, öffnete auch mein Herz für die Stimme des Heilands, der da spricht: Kommet her zu Mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken. Gleichwohl zögerte ich noch, indem ich zu mir selber sprach: Wie willst du zu Jesus gehen, der du dem Tode verfallen bist? Ach, von welch' einer Bürde hat mich mein freundlicher Heiland erlöst! Bald

nachher konnte ich mir die süßen Worte zueignen: Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben; gehe hin im Frieden! Heute habe ich geglaubt; ich bin ein neuer Mensch, angethan mit den Waffen des Lichts, mit deren Hülfe ich hoffe, die finstern Schaaren des Satans in die Flucht zu jagen. Jesus ist meine Kraft und mein Leben. Durch Ihn werde ich Gott schauen, und die Seraphim, die Cherubim und alle vollendeten Gerechten. Ohne Jesus ist Gott ein verzehrend Feuer!" — Die Schulen in Beerseba gedeihen sichtbar. Der Geschmack am Lesen verbreitet sich nach allen Seiten. Die eingeborenen Christen schicken sich an, eine neue Kapelle auf ihre Kosten zu bauen. Im Lauf des Jahres wurden 70 Personen erweckt, 13 Rückfällige wieder aufgenommen, 43 zum erstenmal zum Abendmahl zugelassen, 74 Kinder getauft, 28 Ehen eingesegnet und 2 Christen bestattet. Stand der Gemeinde: Regelmäßige Kirchgänger auf der Station 600, von der Umgegend 150; Kommunikanten 406; Taufbewerber 140; Sonntagsschüler 500; Wochenschüler 200; seit Gründung der Station wurden 893 Kinder getauft.

Station Bethesda. — Dort arbeitet Missionar Schrumpf sammt dem Laiengehülfen Gosselin. Bei Vielen ist ein Fragen nach dem Seligwerden erwacht; im Allgemeinen aber wenig reges geistliches Leben. Manche pflegen zu sagen: „Gott ist nur erst ein wenig in uns eingegangen; wir müssen warten, bis er tiefer hineindringt." Am 13. Juli 1856 wurde die neue Kapelle eingeweiht. Viele Christen thaten bei der Erbauung derselben freiwillige Handarbeit; Andere steuerten Geld oder Naturalien bei. An Ostern konnten vier Personen getauft und vier zum erstenmal zum Abendmahl zugelassen werden. Morotsoäna, eine Häuptlingsfrau, die lange Zeit das Volk durch die Verbreitung von thörichten Weissagungen verwirrt hatte, kam neuerdings öfters mit fünf andern Frauen zum Missionar und sprach: „Ich bin krank; ich finde keine Ruhe. Wir haben wider Gott gestritten; unsere Voreltern haben uns betrogen. Ich zähle meine Sünden; ich sehe sie alle; ich bin darüber niedergeschlagen; ich suche Frieden. O wie gut ist Gott, daß Er uns Sein Wort verkündigen läßt, das uns von Gnade redet." Stand der Gemeinde: Gemeindeglieder 50; Ausgeschlossene 7; neugetaufte Kinder 4; Taufbewerber 10; Abendschüler 30; Kirchgänger 130 bis 200.

Station Berea. — Missionar Maitin berichtet, daß die vorjährige Erweckung in ihrem gesegneten Fortschritt einigermaßen aufgehalten wurde durch die Verfolgungen der Feinde des Christenthums. Es kam selbst zu thätlichen Mißhandlungen. Ein Mann, der sonst ein milder Charakter ist, lief eines Tags mit einem knorrigen Stock auf seine arme Frau los und schlug sie damit auf den Rücken, bis er zerbrach. Dadurch in seinem Zorn nicht besänftigt, wurde er vielmehr noch wüthender und holte seinen Assegai (Wurfspeer). Nur mit Mühe konnte der herbeieilende Missionar den rasenden Menschen vom Aeußersten abhalten. Das einzige Verbrechen seiner armen Frau war, daß sie dem lebendigen Gott dienen wollte. Während nun Manche durch diese Verfolgungen von der Annahme

des Christenthums zurückgeschreckt, Andere eingeschüchtert wurden, dienten sie bei noch Andern zur Befestigung im Glauben. Im Allgemeinen ist der Stand der Gemeinde ein sehr erfreulicher. Von einer Taufbewerberin, Senyése, wird erzählt, daß sie als Kind mit ihrer Mutter und ihrem Bruder zu einer der wesleyanischen Missionsstationen in der Umgegend gehört hätte; nach dem Tode von Mutter und Bruder aber hätte ein heidnischer Oheim sie zu sich genommen, welcher fern von den Missionsplätzen wohnte. In dieser heidnischen Umgebung habe sie nach und nach aufgehört, sich um das Heil ihrer Seele zu bekümmern. Nun brachte ihr Oheim eines Tags einen Mann zu ihr und sagte: „Siehe, das ist dein Mann." Dieser aber hatte bereits mehrere Frauen. Da erwachte in Senyése das christliche Gewissen wieder und sie erwiederte: „Das ist nicht die Art, wie Christen sich verehlichen; würde ich in diese Verbindung einwilligen, so könnte ich nicht in den Himmel kommen." Vergebens bat sie, man möchte sie nach einer Missionsstation bringen. Man zwang sie, dem Manne zu folgen, an den man sie verkauft hatte; aber dreimal lief sie davon, und endlich ließ man sie gehen. Eines Tags saß sie vor der Thüre des Missionars zu Beréa. Als dieser nach ihrem Begehren fragte, antwortete sie mit unbeschreiblicher Bewegung: „Könnte ich hier nicht unterrichtet werden? Als Kind bin ich in der christlichen Schule zu Lischuani gewesen; mein Vater und meine Mutter waren Christen; sie sind vom Feuer vom Himmel getödtet worden, aber sie sind zu Gott gegangen, denn sie haben Ihm gedient. Auch ich möchte Ihm dienen lernen, damit ich nicht ins ewige Feuer gehen müsse. Ich möchte dahin gehen, wo meine Eltern sind. Wenn du mich abweisen würdest, müßte ich anderswohin gehen, um den Unterricht zu suchen, nach welchem mein Herz verlangt." Diese Frau wandelt nun fest und lauterlich auf dem Weg des Lebens. — Stand der Gemeinde: Gemeindeglieder 29; getauft wurden im letzten Jahr 8; Taufbewerber 8; Kirchgänger 150; Kinder getauft 6; Ehen eingesegnet 3.

Station Hebron. — Hier beklagt Miss. Cochet die äußeren Gefahren und Beunruhigungen, denen die Station bald durch die englische Regierung, bald durch die Boers ausgesetzt war. Im Laufe der letzten 3—4 Jahre sei der Bestand von Hebron 20mal bedroht gewesen. Auch in der Gemeinde selbst brach Zwist aus, indem mehrere angesehene Familien in Uneinigkeiten geriethen und deßhalb nicht mehr zur Kirche kamen, um sich da nicht zu begegnen. Doch hat dieser Zwist glücklicherweise aufgehört. Neue geistliche Regungen finden sich wenig. Doch hat sich der Herr nicht ganz unbezeugt gelassen, namentlich unter den Männern. Stand der Gemeinde: Zuhörer in der Kirche 150 bis 200; Abendmahlsgenossen 24; im letzten Jahr getauft 7; Rückfällige wieder aufgenommen 3; gestorben 2; ausgeschlossen und rückfällig 2; Taufbewerber 25; Kinder getauft 4; Ehen eingesegnet 4.

Station Moria. — Sie wird in der Abwesenheit des Missionars durch Br. Mäder besorgt. Der Stand der Gemeinde ist sehr erfreulich. Nachdem bisher viel Widerstand gegen das Evangelium geherrscht, breitet sich

nun das Wort Gottes nach allen Seiten aus. Die Lust am Lesen ist außerordentlich, selbst unter den Heiden. In 9 Dörfern umher sind Schulen. Besonders unter den jungen Leuten ist ein Fragen nach dem Seligwerden erwacht. Einer der Rückfälligen, der wieder aufgenommen wurde, sagte bei dieser Gelegenheit vor der versammelten Gemeinde: „Die Erinnerung an die Taufe, die ich einst empfangen, hat mir alle Genüsse des Fleisches und der Welt verbittert. Ich wollte dem Herrn entfliehen und das Evangelium vergessen, aber es war mir nicht möglich. Mein Gewissen hielt mir beständig vor, daß der Herr mich früher oder später in meinen Sünden überraschen und strafen werde. O wie süße ists, das Herz zu entladen und wieder ein Kind Gottes zu werden! Ich athme neu auf. Je mehr das Vertrauen zum Herrn in mir wiederkehrt, desto süßer lebt auch der Friede in meiner Seele wieder auf. Ihr, die ihr noch von der Welt seid, betrachtet mich nicht mehr als den Euern; ich entsage der Welt, und hoffe mit Gottes Gnadenbeistand treu zu sein. Ich habe einen Vater, der mich zärtlich liebt und von mir geliebt wird; ich habe Freunde, selbst unter den Häuptlingen dieses Stammes. In den Tagen meiner Verirrung und meines Elends hab' ich Freude und Trost bei ihnen gesucht; sie konnten's mir nicht geben. Heute steht meine Hoffnung allein zu Gott. Ach wie sollte ich ihn nicht lieben, Ihn, der gegen meinen Willen mich aus dem Verderben gerissen und mir das ewige Leben gegeben hat! Jetzt ruht mein armes Herz in Jesus!" Die neue Kapelle wird bald fertig sein. Stand der Gemeinde: Regelmäßige Zuhörer 300; in Festzeiten 600—800; Erwachsene getauft 40, Kinder 48; confirmirt 11; Kommunikanten 341; Taufbewerber 57; Ehen eingesegnet 22.

Station Thaba Bossiu. — Miss. Jousse daselbst sagt, daß das Werk, wenn auch nicht rasch, doch vorwärts schreite. Der Widersacher Gottes und Seines Reiches kämpft um seine eigene Herrschaft. Heidnische Bräuche und Feste, welche verschwunden schienen, werden von den Gegnern des Evangeliums wieder ins Leben gerufen. Von den 34 Taufbewerbern im Jahr 1855 auf 1856 sind mehrere wieder zurückgetreten, darunter auch zwei Söhne des Fürsten Moschesch, die gegenwärtig in der Capstadt studiren. Sechzehn Erwachsene wurden an Weihnachten, zwölf an Ostern getauft. Unter ihnen befinden sich zwei Frauen des Fürsten, einer seiner Söhne und dessen Frau, und eine Tante desselben, Takâne mit Namen, die wohl eine der ältesten Frauen des Stammes ist. Sie ist noch in vollem Besitz ihrer Geisteskräfte und die Last ihrer Jahre hindert sie nicht, in die Kirche zu kommen, um das Siegel der Taufe zu empfangen. Schon in viel früherer Zeit war sie einmal unter den Taufbewerbern gewesen, aber wieder gänzlich abgekommen. Sie begab sich von der Station hinweg. Da war es ihr, als hörte sie, die achtzigjährige Frau, eine Stimme, die rief: „Takâne, du wirst bald sterben; siehe dort die Stelle, wo man dir dein Grab bereitet, siehe den Stein, der darauf liegen wird." Sofort brach sie auf, kam nach Thaba Bossiu und quartierte sich

bei einem ihrer Neffen ein, der zur Gemeinde gehört. Oft sprach sie zu einer Christin, die ihr Vertrauen besaß: „Glaubst du denn, daß der Herr einem so gottlosen Weibe, wie ich mein ganzes Leben lang gewesen, die Sünden vergeben werde?“ Oft stand sie mitten in der Nacht auf, um zu beten, und ihre Gebete sind die eines Kindes Gottes. Bei der Taufe erhielt sie den Namen Tema, d. h. Verwunderung. — Zu den umwohnenden Heiden pflegen jeden Sonntag zwei eingeborene Christen auszuziehen, um sie zum Reiche Gottes einzuladen. Stand der Gemeinde: Zuhörer 300 bis 450; Gemeindeglieder 106; Taufbewerber 20; in die Gemeinde neu aufgenommen 28; Kinder getauft 20; Ehen eingesegnet 9; Tagschüler 30—60.

Station Mekuatling. — Diese Station inmitten einer zahlreichen heidnischen Bevölkerung, hat unter Missionar Keck während der herrschenden äußeren Ruhe erfreuliche Fortschritte gemacht. „Auch hier,“ sagt er, „bringt der Friede Ueberfluß und Wohlstand, während der Krieg alle Art von Elend erzeugt und das Land entvölkert.“ Die Kirche wurde fleißiger als je besucht, selbst die Zugänge waren oft ganz überfüllt von Solchen, die drinnen keinen Platz mehr fanden. Auch die Sonntagsschule ist stets voll von Alt und Jung. Das Werk wächst und bedarf Verstärkung aus der Heimath. — Stand der Gemeinde: Regelmäßige Zuhörer etwa 600; Gemeindeglieder 91; Taufbewerber (wahrscheinlich auf Pfingsten 1857 getauft) 9; im Unterricht 59; Kinder getauft 7; Ehen eingesegnet 6; Schulkinder 85.

Station Bethulia. — Sie ist die südlichste der französischen Stationen, zunächst an den Grenzen des brittischen Caplandes. Die Folge davon ist der verderbliche Einfluß der weißen Bevölkerung, die umherwohnt. Drei Branntweinhändler haben sich hart bei der Station niedergelassen, und die armen Batlapis (Eingeborenen) vermochten der teuflischen Versuchung zu großem Theil nicht zu widerstehen. Der Häuptling selbst und mehrere seiner Söhne stehen an der Spitze der Trinker. Missionar Schuh, der während Pelissier's Abwesenheit die Station versieht, jammert darüber und klagt auch über das verderbliche heiße Klima. Doch fügt er hinzu: „Es gibt in der Gemeinde eine große Zahl lebendiger Glieder, einfältige, lenksame Seelen, wie der Heiland sie gerne hat; aber diese Leute sind in der Regel schüchtern.“ Stand der Gemeinde: Zuhörer 400; Gemeindeglieder 213; Ausgeschlossene 14; Erwachsene getauft 2; Kinder getauft 27; wieder in die Gemeinde aufgenommen 2; Schulkinder 40 bis 80; Ehen eingesegnet 11.

Station Hermon. — Miss. Dyke darf von großem Segen des Herrn und erfreulichen Erweckungen berichten. Viele fragen nach dem Heil. Die Kapelle, welche im Jahr 1855 fertig wurde und 170 Personen faßt, ist lange nicht groß genug, alle Zuhörer zu fassen. Der Missionar muß deßhalb gewöhnlich im Freien predigen. Manche Leute kommen Stunden weit zur Predigt herbei. Mehrmals fanden Taufen unter großem Zulauf selbst von Heiden statt. Einer der Täuflinge, Komohäka, sprach bei dieser Ge-

legenheit auf die ergreifendste Weise von der Liebe Gottes; dann wandte er sich an die Heiden und sprach: „Euch, meine Freunde, mit denen ich bis dahin auf dem Wege der Sünde gegangen bin, Euch gebe ich den Abschied. Suchet mich nicht weiter auf. Eure Freuden sind nicht mehr meine Freuden. Lebet also wohl! . . . Doch, was sage ich? Wollt ihr nicht mit mir kommen? Wollen wir nicht mit einander auf dem Weg des Lebens wandern? Wohlan, laßt uns noch einmal uns vereinigen, nicht mehr, um den Thorheiten der Sünde zu dienen, sondern um uns unterweisen zu lassen in der Schule Christi. Kommet, kommet, lasset uns den Himmel mit einander suchen.“ Seitdem fragen viele seiner alten Genossen nach dem Weg der Seligkeit. Bei einer andern Tauffeierlichkeit rief eine Häuptlingsfrau, die unter den Täuflingen war: „Bisher war ich in der Sünde begraben, aber heute bin ich aus diesem Grabe hervorgegangen; der Herr Jesus hat mich daraus gezogen!“ — Stand der Gemeinde: Zuhörer aus den Bassutos 400 bis 500, aus den Hottentotten-Mischlingen 30; Kommunikanten 54; Taufbewerber 61; Erwachsene getauft 11, Kinder 8; Ehen eingesegnet 4; Schulkinder 30 bis 40.

Die zu Hermon versammelte Missionskonferenz schließt ihren Bericht mit einer dringenden Bitte um neue Arbeiter. Von allen Seiten kommen Boten benachbarter Häuptlinge, welche einen Missionar für ihren Stamm begehren. Der Fürst Moschesch selbst gedenkt eine neue Stadt an den Gränzen seines Gebiets zu gründen, will es aber nur thun, wenn einer der Missionare sich daselbst niederläßt. Manche dieser Häuptlinge, die des Bittens müde werden, weil sie doch keinen Lehrer erhalten, schicken sich an, an andere Missionsgesellschaften sich zu wenden. „Wir bitten inständigst,“ schließen die Brüder, „daß man in Frankreich neue Anstrengungen mache, damit wir die Bedürfnisse dieses Volkes zu befriedigen vermögen!“

China.

Rückblick auf 50 Jahre. — Mit dem 5. August 1857 schloß das erste Halbjahrhundert der evangelischen Mission in China. Es war am 5. Aug. 1807, daß der erste protestantische Missionar, Dr. Morrison, das „himmlische Reich“ betrat. Seitdem sind etwa 400 Missionsarbeiter in seine Fußstapfen getreten. Davon waren etwa die Hälfte ordinirte Diener des Evangeliums; einige Wenige sind als Missionsärzte und Laiengehülfen herausgekommen; die Uebrigen waren Frauen der Missionare oder Jungfrauen, welche gleichfalls am Werk der Erziehung oder an anderer Missionsarbeit sich betheiligten. Diese Missionsarbeiter sind von mehr als zwanzig Gesellschaften und Vereinen ausgesandt worden, so daß also fast alle kirchlichen Partheien und fast alle evangelischen Länder ihr Contingent gestellt haben. Die Zahl der ankommenden Heidenboten wuchs aber nur ganz allmählig. Im ersten Jahrzehnt (1807—1817) waren es vier, und zwar nur Männer; im zweiten 15, im dritten 39, im vierten 105, während im letztverflossenen Jahrzehnt sich die Zahl nahezu verdoppelt hat. In Schang-

hai befinden sich gegenwärtig 22 ordinirte Missionare, 4 Missionsärzte, 1 Laienarbeiter; ebenso 4 ledige und 16 verheirathete Missionsarbeiterinnen, mit 25 Kindern. In Ningpo arbeiten 16 ordinirte Missionare und 17 ledige und verheirathete Gehülfinnen, nebst 26 Kindern. In Futschau sind 7 Missionare, 3 Frauen und 10 Kinder. In Amoy stehen 8 Missionare, 6 Frauen und Jungfrauen in der Arbeit mit 13 Kindern. In Hongkong endlich und Macao (Kanton ist gegenwärtig unbesetzt) befinden sich 22 Missionare, 18 Frauen und Jungfrauen und 20 Kinder. Außer diesen Personen sind mehrere Familien oder einzelne Arbeiter gegenwärtig abwesend, aber doch noch immer in Verbindung mit der chinesischen Mission und werden früher oder später auf ihre Stationen zurückkehren.

Die Arbeit dieser Missionsleute war und ist unendlich mannigfaltig: Die Erlernung der Sprache in ihren mancherlei Formen und Dialekten sammt der hiezu erforderlichen Ausarbeitung sprachlicher Hülfsmittel; das tägliche Predigen in Kirchen und Kapellen, in Götzentempeln, auf den Bazärs und den Straßen, in den Missionswohnungen und in den Häusern der Chinesen, auf Reisen zu Land und zu Wasser, oft nur vor einzelnen Personen, gelegentlich vor großen Volkshaufen, meist vor kleineren Zuhörerschaften von einigen Dutzend; die Uebersetzung der 66 Bücher A. u. N. Testaments in die allgemeine Landessprache, und einzelner Theile der Schrift in verschiedene Volksdialekte, zusammen mit dem Druck derselben und der Zubereitung der dazu nöthigen in Holz geschnittenen Blöcke; die Ausarbeitung christlicher Traktate und ihre Verbreitung; die Gründung und Leitung von Erziehungsanstalten und Schulen und die Bearbeitung von Schulbüchern; die Einrichtung von Bibelklassen und Sprechstunden für suchende Gemüther und die Prüfung der Taufbewerber; die Ueberwachung und Förderung der Gemeinden und das Suchen der Abgefallenen; die Besuche bei Kranken, Gefangenen und Blinden, sowie das Vertheilen von Arznei und leiblicher Erquickung; das Sammeln von genauen Erkundigungen über Land und Leute, die Abfassung von Berichten, Tagebüchern und Briefen für die Gesellschaften daheim; — das Alles und viele andere ähnliche Aufgaben bilden den Kreis von Arbeiten, welche jenen 400 Männern und Frauen im Lauf der letzten 50 Jahre bei Tag und Nacht alle Hände voll zu thun gaben.

An reichem und schönem Erfolg hat es durch Gottes Gnade nicht gefehlt. Man darf zwar nicht vergessen, daß die Arbeit bis jetzt mehr eine vorbereitende war, daß ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden sind, daß die Missionare in der Regel nur wenige Jahre im Lande es aushalten konnten. Aber gleichwohl bietet die chinesische Mission im Blick auf die Vergangenheit nur Stoff zum Dank gegen Gott, im Blick auf die Zukunft aber reichen Anlaß zu schönen Hoffnungen. Die Grundwahrheiten des Christenthums in Geschichte und Lehre sind durch Schrift und Wort weithin unter dem chinesischen Volk verkündigt worden, und die Bekanntschaft damit ist weiter verbreitet als man glaubt. Dabei ist zu hoffen, daß die bisher gemachten Erfahrun-

gen dazu dienen werden, künftig die chinesische Mission noch einfacher, ökonomischer, apostolischer und wirksamer zu betreiben.

Vergleicht man den gegenwärtigen Stand der Dinge und die jetzigen Zeichen der Zeit mit jener Periode, wo vor 50 Jahren der alleinstehende Morrison die Küsten China's betrat, wie ist da Alles so anders geworden! Damals erfuhr dieser heldenmüthige Missionar die Erfüllung jenes Gebets, das er als neu bekehrter Jüngling seinem Herrn und Meister vortrug, „daß Gott ihn in ein solches Missionsfeld führen möge, wo die Schwierigkeiten am größten, und nach menschlichem Anschein am unübersteiglichsten wären." Denn damals beschränkte nicht nur die eifersüchtige chinesische Polizei den Verkehr mit Ausländern ausschließlich auf Einen kleinen Fleck Landes und auf die kleine Anzahl von Handelsleuten, die bei Kanton ihre Faktoreien hatten, sondern die englische Regierung selbst hütete sich ängstlich, den Chinesen Anlaß zu Argwohn zu geben, so daß Morrison genöthigt war, das weite Meer auf einem Schiff zu durchfahren, das eine andere als die englische Flagge trug. Und als er in Kanton ankam, wurde er aufs eifersüchtigste überwacht und beschränkt, und zwar sogar von denen, welche nicht lange hernach sich angelegentlichst um seine Dienste bewarben, wo es galt, ihren „noblen Handel" (!) zu fördern.

Mehr als 20 Jahre lang arbeitete er fast allein, der einzige protest. Missionar in diesem ungeheuern Reiche. Milne kam nach Macao, der portugiesischen Besitzung, aber er wurde vertrieben und mußte, wie seine Nachfolger in der Straße von Malakka (Singapore) eine Zuflucht suchen. Das Evangelium Christi zu predigen oder dasselbe zu bekennen und darnach zu leben, war damals nach dem Strafgesetzbuch des Reichs ein Criminalverbrechen. Alle Fremden in Kanton waren damals als Kaufleute angesehen, und nachdem sie in dieser Eigenschaft in die Register eingetragen waren, mußten sie, sobald die Geschäftssaison im Frühjahr vorüber war, sich von Kanton entfernen und nach Macao übersiedeln. Auf speziell eingeholte Erlaubniß war es den besagten Kaufleuten gestattet, ihre Familien mit sich zu bringen und innerhalb des Gerichtsbezirks der portugiesischen Niederlassung zu wohnen; aber keine „barbarische Frau" durfte es wagen, den Vorstädten der Provinzialstadt Kanton zu nahen. Als einmal dieser unerhörte Frevel dennoch versucht wurde, ward plötzlich aller Handelsverkehr eingestellt, und das ganze kaiserliche Reichskabinet samt dem erhabenen Drachenthron selbst kam in Bewegung, um die unverzügliche Ausweisung der zwei oder drei weiblichen Eindringlinge zu verlangen.

Dieß war noch im Jahr 1830, in jenen rosigen Tagen des Monopols der Ostindischen Compagnie, die Lage der Dinge. Vier Jahre darauf wurde das ausschließliche Handelsrecht dieser Compagnie aufgehoben. Die königlich-brittische Gesandtschaft unter Lord Napier kam im Juli 1834 nach den chinesischen Gewässern. Der chinesische Statthalter von Kanton verweigerte dem hochgestellten Manne eine Audienz, und Napier, vielfach gekränkt und gehindert, zog sich nach Macao zu-

rück, wo er bald darauf (11. Oct. 1834) starb. Wenige Wochen vorher (1. Aug. 1834) war auch Dr. Morrison zu Kanton in die ewige Ruhe eingegangen. Er hinterließ das Missionswerk nur zweien Personen, welche drei oder vier Jahre lang seine Mitarbeiter in der Ausbreitung des Evangeliums gewesen waren, vorzugsweise mittelst der Presse und der Thätigkeit des eingeborenen Evangelisten Liang Afah. Damals war es, daß durch den letzteren während der fünftägigen öffentlichen Prüfungen zu Kanton mehr als 11,000 Traktate und Theile der heiligen Schrift unter den chinesischen Studenten ausgetheilt wurden, und daß einer der Letzteren, der jetzige Rebellen-Kaiser Hung Siu-tseuen, jenes Schriftchen, „die guten Worte" betitelt, erhielt, das nachmals so bedeutenden Eindruck auf sein Gemüth machte.

Im Anfang des Jahres 1839 fand die Verhaftung aller Ausländer in Kanton und die Auslieferung der 20,000 Opiumkisten statt. In den drei folgenden Jahren geschahen drei bewaffnete englische Expeditionen gegen China, darauf kam der Friedensschluß vor Nanking am 29. Aug. 1842, und schließlich erschien zwei Jahre später das Toleranz-Edict des Kaisers vom 28. Dec. 1844.

So wurden durch eine wunderbare und geheimnißvolle Fügung Gottes die Thore Chinas für die protestantischen Missionare weit geöffnet. Bis jetzt ist das Werk nur erst angefangen; aber es ist kräftig und herrlich begonnen. Der Herr Jesus, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, hat seinen Jüngern befohlen, das Brod des Lebens, das Wort Gottes, allem Volk auszutheilen. Dieser Befehl wird, wenn Gottes Zeit erschienen ist, unzweifelhaft in Erfüllung gehen, und in den Jahren des angebrochenen zweiten Halbjahrhunderts der chinesischen Mission wird die Wahrheit Gottes, wenn wir die Verheißungen recht verstehen, auch in China Siege erringen, größer und herrlicher als Alles, was die Welt seit den Tagen der Apostel und der ersten Blutzeugen erlebt hat. China kann keine Ausnahme machen. (Aus dem North China Herald, 5. Sept. 1857.)

Indien.

Der neue Bischof von Calcutta. — An die Stelle des verstorbenen Bischofs Dan. Wilson wurde Prediger Dr. Cotton erwählt, Vorsteher einer theologischen Lehranstalt in England. Er soll ein ausgezeichneter Schulmann, ein Anhänger der evangelischen Richtung und ein Freund der Mission sein.

Bevölkerung von Indien. — Nach den neuesten statistischen Untersuchungen vertheilt sich die Bevölkerung Indiens folgender Maßen:

Brittische Staaten.		
Präs. Bengalen	97,763,562	Einw.
„ Madras .	22,437,297	„
„ Bombay .	11,790,042	„
Zusammen:	131,990,901	Einw.
Eingeborene Staaten.		
Präs. Bengalen	38,702,206	Einw.
„ Madras .	5,213,671	„
„ Bombay .	4,460,370	„
Zusammen:	48,376,247	Einw.
Gesammtbevölk.	180,367,148	Einw.



Ansicht von Calkutta am Fluß Hugly, vom Fort William aus.

Die Ostindische Compagnie
und die Mission.

Erster Artikel.

---

1. Gründungsgeschichte der Compagnie.

Eben jetzt, während wir uns anschicken, diese Blätter zu schreiben, liegt vor dem englischen Parlamente die Frage, ob jene Gesellschaft von fürstlichen Kaufherren, die unter dem Namen der Ostindischen Compagnie bekannt ist, mit allen ihren Rechten und Privilegien noch ferner bestehen und die Herrschaft in Indien führen, oder aber ob sie zu existiren aufhören und die Herrschaft Indiens an die Krone abtreten solle. Es ist diese Frage im Laufe der letzten 60 bis 70 Jahre mehr als einmal aufgetaucht, und oft war es nahe daran, daß sie gegen die Compagnie entschieden wurde; aber theils war bis in die neuere Zeit herein die Macht und der Einfluß dieser Handelsgesellschaft noch viel zu groß, theils das Interesse des brittischen Volkes für Indien im Allgemeinen viel zu gering, als daß das Parlament damals schon zu einem entscheidenden Schritt gegen sie hätte kommen können. Ganz anders verhält sich die Sache, seitdem durch den furchtbaren indischen Militäraufstand die ganze englische Nation in eine wahrhaft fieberhafte Aufregung versetzt worden ist. Ist doch fast keine Familie, von den höchsten Ständen an bis herab zur ärmsten Hütte, die nicht ein Opfer zu beklagen und um einen unter Mörderhänden gefallenen Freund oder Verwandten zu trauern hätte. Ganz England erhob sich mit einem Schrei des Entsetzens und fragte, wer die Schuld dieses unerhör-

ten Unglücks trage. Es ist Jedermann bekannt, wie gleich Anfangs, als die erste Kunde von jenen Meutereien nach Europa kam, von vielen Seiten her der Ruf erscholl: die Mission und die Missionare seien es, denen vorzugsweise die Schuld davon beizumessen sei. „Man habe das schon längst voraussehen können,“ hieß es; „denn der unkluge Bekehrungseifer dieser 'Fanatiker' habe nothwendig den Argwohn und die Eifersucht der Bramanen und Muhamedaner reizen und entzünden müssen, und nun dürfe man sich nicht wundern, daß es endlich zu einem blutigen Ausbruch des religiösen Hasses gegen diese christlichen Eiferer gekommen sei.“ Diese Auffassung der Dinge herrschte namentlich unter den meisten Direktoren der Ostindischen Compagnie vor, und einer derselben soll bei der ersten Nachricht von dem indischen Militäraufstand schadenfroh ausgerufen haben: „Nun Gottlob, jetzt wird man endlich dieser verdammten Heiligen (der Missionare nemlich) los werden!“ Auch erinnert sich noch Jedermann, wie Lord Ellenborough, einst Generalgouverneur von Indien und jetzt Minister des indischen Controlamts, in einer Parlamentssitzung sich darüber ereiferte, daß einzelne Beamte der Compagnie in Indien des Verbrechens sich schuldig gemacht hätten, durch Geldbeiträge sich an der Missionssache zu betheiligen, und daß eben hierin die Ursache der Meutereien zu suchen sei. Viele Zeitungen auch bei uns schwatzten das ohne Weiteres nach, und Manche konnten ihre Schadenfreude kaum verbergen, daß der Mission, dieser vielverdächtigten Sache des Herrn, nun einmal wieder ein recht empfindlicher Schlag versetzt werde. Das Blatt hat sich indessen wunderbar gewendet. Gott hat die Mission, zu der Er sich von jeher als zu Seiner eigensten Sache in Gnaden bekannt hat, nicht nur so glänzend vor aller Welt gerechtfertigt, daß jetzt kein vernünftiger Mensch mehr daran denkt, ihr die Schuld an jenen Meutereien aufzubürden; sondern Er hat es auch also gefügt, daß jene Anklage merkwürdiger Weise sich nun gerade gegen diejenigen kehrt, welche am bittersten die Mission angegriffen und beschuldigt haben. Ob mit Recht oder Unrecht, — genug, die Stimme der öffentlichen Meinung, sowohl in England als unter der brittischen Bevölkerung Indiens, wandte sich in bemerkenswerther Erbitterung gegen die Compagnie selbst und schob die Schuld des Unglücks direkt oder indirekt auf sie. Und wie es in solchen Fällen

zu gehen pflegt, man blieb nicht bei solchen Anklagen stehen, die sich auf den zunächstliegenden Anlaß bezogen, sondern man gieng zurück in die nähere und entferntere Vergangenheit und rückte jener Handelscorporation mit einem Mal alle Sünden auf, die sie seit 150 Jahren in Indien begangen habe. Fast alle diejenigen, deren Interesse nicht direkt mit dem der Compagnie verknüpft ist, erhoben sich gegen sie und verlangen nun ihre Abschaffung. In Indien selbst ist seit mehreren Monaten die Ungeduld der dort wohnenden Britten, soweit sie nicht Beamte der Compagnie sind, so groß, daß sie den Augenblick kaum erwarten zu können scheinen, wo die Kunde zu ihnen käme, daß es mit dem Regiment der Compagnie ein Ende habe. „Wie herrlich wird es sein," schreibt der Herausgeber der Dacca News zum Jahresschluß von 1857, „wie herrlich wird es sein, in Indien einmal singen zu dürfen: 'Gott segne die Königin' (God save the Queen) und zu wissen, daß sie unsre Königin ist, und daß keine klägliche 'Compagnie' mehr zwischen ihr und uns steht. Wie erquickend wird es sein, wieder das königliche Wappen zu sehen statt der zwei Löwen ohne Hinterquartier, die gegenwärtig an der Spitze der amtlichen Zeitung figuriren. Der Anblick des Einhorns (auf dem königlichen Wappen) wird uns wieder neues Leben geben. Wir werden uns wieder als Britten fühlen, wenn wir alle Tage die englische Nationalflagge lustig in den Lüften flattern sehen, anstatt der Bastardflagge der Compagnie, die nur von Zeit zu Zeit aufgezogen wird, als schämte sie sich, unter Muselmanen und Hindus sich sehen zu lassen. Wir hoffen, daß der Geburtstag unsrer geliebten Königin ein Festtag in ganz Indien werden wird, anstatt der Gastessen, welche die jetzigen Regierungsbeamten je nach Belieben zu geben oder nicht zu geben pflegen. Kurz, wir hoffen, daß, ehe das neue Jahr zu Ende geht, wir als Engländer in Indien leben dürfen, unsern Gott offen bekennend und preisend, und unsrer lieben kleinen Königin uns rühmend, — und dieser Gedanke entzückt uns dergestalt, daß wir unsre Feder hoch in die Luft werfen und laut aufjauchzen: Gott segne unsre Königin Victoria!"

Dieß ist so ziemlich die Stimmung aller Britten, die in Indien leben und nicht gerade Regierungsbeamte sind. In dem Mutterlande England selbst aber ist die Stimmung ruhiger, besonnener, aber deßhalb um nichts weniger entschieden. Die gegen-

wärtige Parlamentsverhandlung, von deren Ergebniß das fernere Sein oder Nichtsein der Compagnie abhängt, gibt davon Zeugniß; sie wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, dem bisherigen System den Todesstoß geben.

Ein äußerst merkwürdiger und bedeutungsvoller Umstand aber bei dieser herrschenden Erbitterung gegen die Ostindische Compagnie liegt darin, daß ihre unchristliche Politik, die sie von jeher der heidnischen und muhamedanischen Bevölkerung Indiens gegenüber befolgte, einen der Hauptpunkte der Anklage bildet. Es ist unverkennbar, daß in religiöser Beziehung nicht nur in England, sondern selbst unter den Britten in Indien seit etwa zwanzig Jahren allmählig ein auffallender Umschwung der öffentlichen Meinung zum Bessern eingetreten ist. Während früher die großen Blätter, die den Ton angeben und zugleich der Ausdruck der herrschenden Stimmung sind, für alle christlichen Bestrebungen, für innere und äußere Mission, für Sonntagsheiligung, für die Verbreitung des Wortes Gottes und dergleichen, fast nur Worte der Verachtung, des Spottes und des Mitleids hatten, sind sie zum Theil die eifrigen Vertreter und Förderer dieser christlichen Thätigkeiten geworden. Ja, die englische Nation hat neuerdings, wenigstens einem hervorragenden Theile nach, eine Sensibilität für die Sache christlicher Sitte, Wahrheit und Gerechtigkeit an den Tag gelegt, die uns mit Bewunderung erfüllen muß. Man erinnere sich nur an die eifrige Agitation für strenge Sonntagsfeier, an die Entrüstung gegen die französischen Versuche, den westafrikanischen Sklavenhandel in anderer Form wieder in Gang zu bringen, an den Ernst, mit dem gegen den schnöden Opiumhandel gearbeitet wird. Eben diese religiöse Empfindlichkeit, wenn wir sie im edlen Sinne so nennen dürfen, ist es nun auch, welche in England sowohl als in Indien sich gegen die bisherige Politik der Ostindischen Compagnie so kräftig erhoben hat, und welche von der Art und Weise, wie die Compagnie den Hindus und Muhamedanern gegenüber ihren christlichen Glauben ganz und gar verläugnete, die schneidendsten Waffen gegen sie hernimmt. „Die Compagnie," sagt man, „ist mit dieser antichristlichen Politik so durch und durch verwachsen, daß es nicht genug ist, von ihr etwa nur eine Aenderung dieser Politik zu verlangen; sie selbst müsse aufhören zu existiren; an ihre Stelle müsse eine ganz neue Regierung treten, damit die

neue Regierung auch eine neue Politik einführe, — eine Politik, die einer christlichen Nation würdig sei."

In dieser Stimmung der brittischen Nation und in dieser ihrer Auffassung der vorliegenden Frage liegt vielleicht das Hauptgewicht bei der gegenwärtigen Parlamentsverhandlung; jedenfalls liegt darin für alle Freunde der ostindischen Mission die große Bedeutung dieser Sache. Sollte wirklich nicht etwa blos der Bestand der Ostindischen Compagnie als solcher, sondern vor Allem die bisherige unchristliche Politik ein Ende nehmen, und sollte mit der neuen Regierung auch eine neue, eines christlichen Volkes würdige Politik in Indien eintreten, so gienge es uns auch fast wie dem Herausgeber der Dacca Zeitung, daß wir vor Freuden die Feder in die Luft werfen und ein lautes Gloria singen möchten. Allein wir sind darin, es sei offen gestanden, nicht gerade sanguinisch in unsern Hoffnungen. Wenn es allerdings seit uralter Zeit eine leidige Wahrheit ist, daß 'der Handel von keiner Moral weiß,' so gilt seit mehr als zwei Jahrhunderten das Gleiche auch von der europäischen Politik, — und ob die Politik der brittischen Krone in Indien davon eine Ausnahme machen werde, das steht erst zu erwarten. Wir halten es in dieser Beziehung mit dem Bombay Guardian, der da sagt: „Wir wollen lieber die alte Compagnie mit einer neuen Politik, als eine neue Regierung mit der alten Politik."

Bei einer so folgenreichen Aenderung aber, wie sie dem brittischen Reiche in Indien bevorzustehen scheint, ist es auch für die Missionsfreunde in hohem Grade wichtig, daß sie sich ein möglichst deutliches Bild über die bisherige Lage der Dinge zu machen bemüht sind, und deßhalb versuchen wir es nach dem Maaße unsrer Kraft, in diesen Blättern zuerst eine kurze übersichtliche Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Ostindischen Compagnie zu geben *), und dann namentlich ihre sogenannte Neutra-

*) Die nachfolgenden Mittheilungen über die Geschichte der Ostindischen Compagnie sind zum Theil entnommen aus dem Buche: Geschichte des englischen Reiches in Asien, von Neumann. Leipzig 1857, II Bände. Es ist dieß ein sehr lehrreiches und in vieler Beziehung schätzenswerthes Buch; aber der Verfasser, obwohl für das, was man Humanität nennt, oft begeistert, scheint leider gerade für die höchsten Interessen des Christenthums und der Mission keinen Sinn zu

litätspolitik gegenüber den religiösen Sitten und Vorurtheilen der Hindus und Muhamedaner, näher zu schildern.

Gleichwie in unsern Tagen großartige Unternehmungen der Industrie oder des Verkehrs (Fabriken, Eisenbahnen 2c.) auf dem Wege der Association und der Aktien-Verbindung zu Stande zu kommen pflegen, so wurde vor Zeiten der große Handelsverkehr der Welt in ganz ähnlicher Weise durch sogenannte „Compagnien" oder Handelsgesellschaften vermittelt. Darunter versteht man Verbindungen von Kaufleuten und Kapitalisten zum Behuf gemeinsamer Spekulationen, wobei Jeder nach dem Verhältniß seines gegebenen Geldbeitrags Gewinn und Verlust trägt. Die Gefahr des Verlustes wird durch die Menge der Theilhaber verringert, während andererseits die Hoffnung auf bedeutenden Gewinn dadurch erhöht wird, daß in Folge der zu Gebot stehenden bedeutenderen Mittel jede Concurrenz überwunden und beseitigt werden kann. Die Vortheile einer solchen Handelsgesellschaft werden natürlich noch außerordentlich gesteigert, wenn sie privilegirte sind, d. h. wenn durch einen vom Fürsten des Landes ertheilten Freibrief ihr das ausschließliche Recht ertheilt wird, einen bestimmten Handelsweg allein zu befahren, oder den Handel mit einer bestimmten Waare allein zu betreiben, mit Ausschluß aller übrigen Unterthanen des Landes, die nicht zur Handelsgesellschaft gehören. Ein solcher Freibrief wird vom Landesfürsten in der Regel nur auf eine bestimmte Zeit ertheilt, und dann entweder erneuert oder aufgehoben, erweitert oder beschränkt.

Ein Bund dieser Art im Großen war schon die deutsche Hansa, deren Entstehung in die Mitte des 13. Jahrhunderts fällt, und die in der Zeit ihrer Blüthe nicht weniger als 85 Städte von der Mündung der Schelde an bis nach Esthland umfaßte. Der Hauptzweck derselben war, den Handel dieser verbündeten Städte gegen Räubereien zu schützen, denselben im Ausland zu befördern und besonders das Sonderrecht des Alleinhandels nach bestimmten Gegenden hin zu wahren; ferner die von den Fürsten

---

haben. Daher seine geringschätzigen und meist auf offenbarer Unkenntniß beruhenden Bemerkungen über die indischen Missionen.

erhaltenen Privilegien zu behaupten und zu mehren, und auf gegenseitiges Recht, wie auf innere Ordnung in dem ganzen Bundesgebiet zu halten. Welche politische Macht aber diese Hansa nach und nach errang, wie sie mit Schweden und Norwegen gewaltige und glückliche Kriege führte, große Seetreffen gewann, Könige ein- und absetzte, Frankreich Befehle gab, Lissabon eroberte, England eine Buße von 10,000 Pf. St. auferlegte rc., das wissen Alle, die mit der deutschen Geschichte bekannt sind.

In kleinerem Maßstab entstanden im Lauf des 17. und 18. Jahrhunderts fast in allen Seehandel treibenden Staaten Europa's größere oder kleinere Handelsgesellschaften, welche den Alleinhandel mit irgend einem Lande jenseits der Meere oder in irgend einer bestimmten Waare an sich zu reißen bestrebt waren. Auch das rührige, unternehmende und ausdauernde Volk der Angelsachsen in Großbrittanien blieb darin nicht zurück. Als die Zahl und Bauart ihrer Kriegs- und Handelsschiffe, und Alles was zum Seewesen gehört, noch in einem wahrhaft primitiven Zustand sich befand, konnte man doch schon ein Ringen und Emporstreben dieses merkwürdigen Inselvolks wahrnehmen, das den benachbarten, weiter vorangeschrittenen Niederländern bereits einen gefährlichen Nebenbuhler ankündigte. Vor Allem waren es die Gerüchte von den fabelhaften Reichthümern, welche die Portugiesen und nachmals die Holländer aus dem Handel mit Indien und China zogen, was den rührigen Geist der brittischen Nation zu den äußersten Anstrengungen spornte. Da aber die Seemacht der Portugiesen und Holländer damals noch viel zu groß und ihre Eifersucht gegen jede fremde Betheiligung an diesem gewinnreichen Handel viel zu heftig war, als daß England schon zu jener Zeit sich mit seinen Schiffen auf die gleiche Handelsstraße hätte wagen dürfen, so tauchte zuerst die Hoffnung auf, durch die nördlichen Eismeere den Weg nach Indien und China zu finden und auf diese Weise an dem lockenden Handel sich zu betheiligen. Allein alle diese und viele spätere Versuche endeten unglücklich. Endlich im Herbst 1599 schossen etliche Bürger Londons die Summe von 30,000 Pf. St. zusammen, „um zur Ehre des Vaterlandes und zur Förderung des Handels eine Reise nach Ostindien und andern östlichen Ländern und Inseln auszurüsten". „Verschiedene Kaufleute," heißt es in der Eingabe an die Königin Elisabeth, „angetrieben durch den Er-

folg der Holländer, welche jetzt sogar hier in England Schiffe kaufen, um eine neue Reise zu unternehmen, wären nicht weniger von Eifer beseelt, den Handel ihres Landes zu erhöhen, wie die Holländer es sind zum Vortheil ihres Gemeinwesens. *) Aus diesem Grunde hätten sie sich entschlossen, einige Genossen nach Ostindien zu senden. Die Königin möge ihnen als einer Gesellschaft, welche ihre Unternehmung auf gemeinschaftlichen Schaden und Gewinn treibt, einen Freibrief mit den gewöhnlichen Sonderrechten ertheilen. Ostindien sei so weit entfernt, der Handel dahin erheische ein so bedeutendes Vermögen, daß er nur in dieser Weise könne betrieben werden." Der Freibrief dieser neuen Handelsgesellschaft wurde am letzten Tage des Jahres 1600 von der Königin unterzeichnet. Dadurch war ihr „in allen Ländern jenseits des Vorgebirgs der guten Hoffnung bis zur Südspitze Amerika's, sofern sie nicht schon im Besitze christlicher Fürsten sind, ein ausschließlicher Handel" gestattet, und zugleich ausdrücklich das Recht gegeben, „Länder und anderes Besitzthum zu erwerben". Damit trat die Ostindische Compagnie ins Leben, die nach unzähligen Wechselfällen ein Reich in Asien gegründet hat, mit dem selbst das alte römische Weltreich nicht zu vergleichen ist.

Die erste Fahrt nach dem Osten wurde mit fünf Schiffen ausgeführt. Auf der Nordwestküste der Insel Sumatra wurde gelandet und mit dem Fürsten des Landes der erste Handelsvertrag abgeschlossen. Darin wurde den Engländern zollfreie Ein- und Ausfuhr, sowie die Errichtung einer Faktorei d. h. eines Handels- und Waarenhauses zugesichert. „In eigenen Angelegenheiten," heißt es in diesem Vertrag, „mögen die Fremden nach den Gesetzen und Gewohnheiten ihrer Heimath leben und ungehindert ihre Religion ausüben. Im Verkehr mit den Eingeborenen aber müssen sie sich nach den Landesgebräuchen und Gesetzen richten. Die fremden Kaufleute haben das Recht, bei Todesfällen und andern Gelegenheiten frei über ihr Besitzthum zu verfügen." Wir erwähnen den Inhalt dieses ersten Handelsvertrages, den die Ostindische Compagnie mit einem östlichen Reiche schloß, deßhalb ausführlicher, weil derselbe später zum Musterbild diente in allen Ländern und

*) Die Holländische Compagnie gab im Jahr 1600 nicht weniger als 75 Procent Dividende, die bald auf 425 stieg.

Inseln, wo englische Kaufleute Faktoreien errichteten. Die Dividende der beiden ersten Fahrten nach den indischen Meeren trug bereits 95 Procent für die junge Handelsgesellschaft ein.

Erst im Jahr 1612 aber betraten diese unternehmenden Kaufleute das ostindische Festland. In diesem Jahre nämlich erlangten sie, alles Widerstrebens der Portugiesen ungeachtet, von dem damaligen Großmogul Dschehangir die Erlaubniß, zu Surät, einer unbedeutenden Handelsstadt am Ausfluß des Tapti (nördlich von Bombay), in der Provinz Gudscherät, eine Kaufhalle zu eröffnen. Dieß war der geringe, unscheinbare Grundstein zu dem colossalen Bau des englisch-ostindischen Reiches. Wir erwähnen übrigens schon hier, daß 56 Jahre später (1668) der König Karl II von England, der als Mitgift seiner Gemahlin, einer portugiesischen Prinzessin, die Insel Bombay erhalten hatte, diese fern liegende und für ihn kostspielige Besitzung „für ewige Zeiten als freies und gemeines Lehen" an die Handelsherren der Ostindischen Compagnie abtrat. Damit war einer der trefflichsten Häfen Indiens in ihren Besitz gekommen, und bald erhob sich daselbst eine blühende Stadt und ein überaus lebhafter und gewinnreicher Handel. Bombay wurde in kurzer Zeit so wichtig, daß es, nach Verlegung der Faktorei von Surät dahin, der Hauptort des englisch-ostindischen Handels auf der Westküste wurde.

Aber gleich einer Spinne, die an mehreren, entgegengesetzten Punkten zugleich ihre Fäden anknüpft, um dann den ganzen dazwischenliegenden Raum mit ihrem Netz nach und nach zu überspinnen, so faßte die Ostindische Handelsgesellschaft wenige Jahre nach der Niederlassung in Surät auch auf der gegenüberliegenden Koromandelküste festen Fuß. Hier waren es die Niederländer, welche den unwillkommenen Nebenbuhler ferne zu halten suchten; aber trotz aller ihrer geheimen und offenen Umtriebe gelang es den rührigen und unermüdlichen Engländern doch, ums Jahr 1621 einen Handelsverkehr dort zu eröffnen, und achtzehn Jahre später (1639) wurde an der Stelle, wo jetzt die reiche und prächtige Stadt Madräs am Ufer sich ausdehnt, eine Burg „zum heiligen Georg" erbaut, — die erste unabhängige Besitzung der Engländer in Indien. Rings um dieselbe her, auf einer kleinen Landstrecke, die ihnen von dem Landesfürsten abgetreten worden war, siedelten sich nach und nach Eingeborene an, welche vor dem Druck der einhei-

mischen Fürsten Schutz suchten, und so entstand rasch eine neue Stadt, die in kurzer Zeit den wichtigen Mittelpunkt des ganzen Handels an der Koromandelküste bildete.

Der dritte und wichtigste Punkt endlich, der schon in der frühesten Zeit besetzt wurde, war Kalkutta. Die fruchtbare, herrliche Provinz Bengalen mit ihren zahlreichen mächtigen Flüssen, welche unvergleichliche Wasserstraßen bis ins Herz von Hindostan darbieten, hatte schon längst die Aufmerksamkeit der Compagnie auf sich gezogen. Eigenthümliche, wahrhaft providentielle Umstände mußten dazu dienen, den Britten dieses herrliche Land zu öffnen. Ein englischer Arzt Boughton (sprich: Bauten) befand sich um jene Zeit am Hof des Schah Dschehan zu Delhi und heilte den Fürsten oder einen seiner Verwandten von einer Krankheit. Dafür erhielt er 1636 von dem dankbaren Schah einen Freibrief, wornach er im ganzen Reiche, ohne Zölle zu entrichten, kaufen und verkaufen könne, — eine Gunst, welche dann der eingeborene Statthalter von Bengalen auf alle Engländer ausdehnte. Auf Boughton's Einladung fanden sich auch sogleich mehrere Geschäftsführer der Compagnie ein und wurden freundlich empfangen. Faktoreien wurden an verschiedenen Stellen errichtet, und der rasch sich entwickelnde Handelsverkehr brachte ungeheuern Gewinn. Zum Dank aber für des Großmoguls Gunst knüpften sie mit dessen aufrührerischen Vasallen verrätherische Verbindungen an und unterstützten diese gegen ihr Oberhaupt. Schon glänzt den brittischen Handelsherren die Hoffnung entgegen, als Frucht ihrer Treulosigkeit und ihres Verraths weitere Gebietsabtretungen von den aufrührerischen Statthaltern zu erhalten; aber der Großmogul siegt, und die Engländer müssen froh sein, daß ihnen (20. Dez. 1686) gestattet wird, aus ihren bisherigen Wohnplätzen an einen ganz kleinen Ort am Hugli, Kalikatta genannt, überzusiedeln und ihn mit Ringmauern zu umgeben. Diese unbedeutende Burg ward, zu Ehren des damaligen Königs von England, Wilhelm des Oraniers, Fort William genannt. Der kleine Ort Kalikatta aber, oder wie er nun genannt wird Kalkutta, wurde später mit einigen andern umliegenden Orten käuflich erworben, und ist nun eine Stadt der Paläste und der Mittelpunkt der brittischen Macht in Indien geworden.

So waren im Lauf von 50 oder 60 Jahren die drei festen

Stützpunkte, Bombay, Madräs und Kalkutta, in Indien gewonnen, von denen aus das ganze ungeheure Reich Schritt für Schritt umgarnt und erobert werden sollte. Doch ehe es zu größerem Ländererwerb kam, und während die Compagnie noch unter viel Noth und Widerwärtigkeit, aber mit bewunderungswürdigem Takt und kluger Umsicht die wichtigsten Punkte Indiens mit Faktoreien besetzte, hatten diese Handelsherren in England selbst mit unzähligen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen. Schon wenige Jahre, nachdem sie (1600) von der Königin Elisabeth ihren Freibrief und das ausschließliche Recht des Alleinhandels mit Ostindien erhalten hatten, erhoben sich eifersüchtige Stimmen gegen sie. Die Ungunst der Zeiten, namentlich während der Herrschaft der gewissenlosen Stuarts und in den Jahren der englischen Revolution, brachte es mit sich, daß die Privilegien, welche der Compagnie von einem der Könige verliehen worden waren, von dessen Nachfolger oder von dem eifersüchtigen Parlament entweder nicht anerkannt, oder auf eine andere rivalisirende Gesellschaft von Handelsherren ausgedehnt wurden. Die Ostindische Compagnie hatte unaufhörlich mit andern neu entstehenden, und von den Fürsten oder dem Parlament mehr begünstigten Handelsgesellschaften zu kämpfen, also daß sie ihres Lebens und ihres Gewinns nicht froh werden konnte. Mehrmals wich sie der drohenden Concurrenz nur dadurch aus, daß sie sich mit den neuen Handelsgesellschaften förmlich verschmolz; bei der letzten und mächtigsten Nebenbuhlerin aber, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit ihr um den Preis des Alleinhandels mit Indien rang, wandte sie das seitdem so oft versuchte Mittel an, den Concurrenten durch fortgesetzte Herabsetzung der Waarenpreise, sei es auch mit ungeheuerm Verlust, zu ruiniren. „Zwei Ostindische Compagnien," schreibt der Ausschuß der alten, längst bestehenden Gesellschaft an seine Geschäftsführer in Indien, „können in England ebenso wenig neben einander bestehen, als zwei Könige in demselben Reiche. Nun, der Krieg zwischen der alten und der neuen Gesellschaft ist erklärt; in drei Jahren muß es sich zeigen, wer Sieger bleibt. . . Kauft immer und allenthalben theuer ein und verkaufet wohlfeil; der augenblickliche Verlust ist leicht zu tragen, wenn nur die Gegner dabei zu Grunde gehen!" Eine Zeitlang hielten beide Gesellschaften diesen schmählichen Krieg aus, der auf gegenseitigen Ruin berechnet war. End-

lich sannen wohlwollende Männer auf Abhülfe. Die Krone selbst und das Parlament riethen zur Vereinigung. Und diese Verschmelzung beider Gesellschaften in eine einzige unter dem Namen Vereinigte Gesellschaft der Kaufleute, die nach Ostindien handeln, — ein Name, unter dem sie bis auf den heutigen Tag besteht, — kam wirklich im Juli 1702 zu Stande. Die Capitalien und alle Besitzthümer wurden vereinigt und dadurch zugleich die Macht und der Einfluß der Gesellschaft unendlich erhöht. Erst von da an beginnt eigentlich die große Geschichte der Ostindischen Compagnie.

Hier ist auch der Ort, daß wir die innere Verfassung dieser mächtigen Gesellschaft und ihren Geschäftsgang etwas näher schildern. Die Gesammtheit aller der Capitalisten oder Kaufleute, welche die Summe von wenigstens 500 Pf. St. (so hoch beläuft sich eine Aktie) zum gemeinschaftlichen Grundstock eingeschossen haben, d. h. die Gesammtheit der Proprietors oder Eigenthümer bildet die Compagnie oder Handelsgesellschaft. Diese Gesammtheit wählt aus ihrer Mitte jährlich den Ausschuß der 24 Direktoren, in deren Hand die ganze Verwaltung liegt. Gewählt können aber nur solche „Eigenthümer“ werden, welche eine gewisse größere Anzahl von Aktien besitzen. Die Direktoren wiederum stellen aus ihrer Mitte den Präsidenten auf, der das Haupt des Ganzen ist. Die Geschäfte werden an einzelne Ausschüsse vertheilt, die aus einer Anzahl von Direktoren gebildet sind. Es gibt Ausschüsse für die staatlichen Angelegenheiten, für Rechtsfälle, für die Finanzen, für die Handelsgeschäfte im engeren Sinne, für die Marine, für die eroberten Länder, für das indische Heer rc. Die Ausschüsse erstatten dem versammelten Hof der Direktoren Bericht, und dieser faßt die entscheidenden Beschlüsse. Aber die Gesammtversammlung der „Eigenthümer“ hat das Recht, diese Beschlüsse zu jeder Zeit umzustoßen oder abzuändern. Der Präsident des Direktorenhofs ist es auch, der die Verhandlungen mit andern Körperschaften und dem Staate leitet; er besitzt die vollziehende Gewalt und repräsentirt die Compagnie nach Außen.

Dieß ist die ursprüngliche Verfassung und Verwaltung der Ostindischen Compagnie, die der Hauptsache nach sich gleich blieb bis zu dem großen Wendepunkt der Gesellschaft im Jahr 1783, von dem wir später reden werden. In Ostindien selbst war die

Verwaltung der Interessen der Compagnie und der Gang der Geschäfte anfänglich höchst einfach. Wo eine Faktorei errichtet wurde, da befand sich auch ein Geschäftsführer, der in Sachen des Handels bewandert und sonst ein energischer Charakter war. Er hatte sein Comptoir, seine Schreiber und seine Gehülfen. Innerhalb dieses kleinen Kreises war er mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen; er hatte über Alles zu entscheiden und war nur dem Hof der Direktoren Rechenschaft schuldig. Als aber die Gesellschaft Land zu erwerben anfieng, als sie in den Besitz der Insel und des Hafens von Bombay kam, als sie an der Koromandelküste und am Hugli Burgen zu bauen anfieng zum Schutz ihrer Foktoreien und ihres Ländergebiets, da erhob sich auch die Stellung des kaufmännischen Geschäftsführers zu der eines politischen Statthalters, der zugleich oberster Befehlshaber einer kleinen bewaffneten, zum Theil schon damals aus eingeborenen Sipähis bestehenden Truppe war; zu seiner Seite stand ein Rath von vier oder sechs Beamten, ohne dessen Zustimmung nichts Wichtiges unternommen werden durfte. Zur Schlichtung von Rechtsstreitigkeiten und zur Aburtheilung von Vergehungen und Verbrechen ward schon frühe ein Gerichtshof eingesetzt, der selbst über Leben und Tod zu entscheiden hatte. In den Städten, wie Madräs und Bombay, bildete sich auch eine Art Municipalrath, der die städtischen Angelegenheiten zu verwalten hatte, und in welchem auch erfahrene und landeskundige Eingeborene saßen. Endlich wurde einer der Statthalter, um Einheit in das Ganze zu bringen, zum Oberstatthalter (Generalgouverneur) ernannt, der anfangs seinen Sitz in Bombay, dann in Madräs, zuletzt in Kalkutta hatte. So bildete sich nach und nach ein förmliches und vollständiges Regierungssystem in allen seinen Theilen und Zweigen aus, das von kleinen Anfängen ausgehend schließlich so ungeheure Dimensionen annahm. Das Recht zu allen diesen Maßregeln hatte die Compagnie von der Krone und dem Parlament vermöge ihres Freibriefs erhalten. „Sie möge," heißt es darin schon ums Jahr 1650, „von nun an Land erwerben und unter der Oberhoheit der Krone Englands alle herrschaftlichen Rechte ausüben; sie könne gegen nichtchristliche Mächte Krieg führen und mit ihnen Frieden schließen; es sei ihr gestattet, Kriegsgeräthe aus dem Lande (England) zu bringen und so viel Truppen anzuwerben, als sie nur immer bedürfe; sie ernenne, ganz

unabhängig von irgend einem Einfluß der Krone oder der Regierung, ihre Beamten und Offiziere und sitze über sie in den fernen Niederlassungen zu Gericht, nach dem bürgerlichen und peinlichen Rechte des Mutterlandes."

---

2. Weitere Entwicklungen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Geschichte der Compagnie in Ostindien ins Einzelne zu verfolgen; aber das ist unzweifelhaft, daß diese Geschichte, namentlich bis gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts, eines der großartigsten und merkwürdigsten, aber freilich auch der niederschlagendsten, ja empörendsten Schauspiele ist, die die Welt darbietet.

Man kann wohl sagen, daß dem Hof der Direktoren in London der ehrgeizige Gedanke, ein großes Weltreich zu gründen, ebenso ferne lag, als dem geringsten Krämer irgend eines englischen Landstädtchens. Was sie wollten und erstrebten, das war Geld, Geld und abermals Geld. Jede höhere Idee irgend welcher Art, die über den Geldpunkt hinausgieng, blieb ihnen vollständig fremd; auf den Erwerb von Reichthümern concentrirten sich alle ihre Gedanken, ihre Pläne und Maßregeln; Anhäufung von Schätzen war das höchste Ziel, dem sie entgegensteuerten. Man muß dieß im Auge behalten. Denn aus dieser Thatsache allein sind alle ihre Maßnahmen, ist ihr ganzes Verfahren erklärbar. Vom ersten Stückchen Land an, das sie in Indien erwarben, um darauf eine Faktorei anzulegen, bis zur letzten Provinz, die sie ihrem Reiche einverleibten, hatte Alles unmittelbar und geradezu Bezug auf die Sicherung eines möglichst großen Geldgewinns. Die erste Anlegung einer Burg diente zum Schutz des Handels gegen eine halbbarbarische Bevölkerung und gegen die Uebergriffe rechtloser, habsüchtiger Fürsten Indiens. Die Aufstellung und Besoldung bürgerlicher Beamten und eines kleinen Truppenkörpers verminderte natürlich die Gewinnste, welche aus dem Handel hervorgiengen; um nun diesen Ausfall zu decken, mußte man neben dem unmittelbaren Ertrag des Handels auch ein Abgaben- und Steuersystem in den kleinen Distrikten einrichten, welche der Compagnie zugefallen waren. „Denn," heißt es in einer Depesche der Direktoren

an ihre Statthalter in Indien vom Jahr 1688, „der Handelsgewinn genügt nicht mehr; um eine Regierung zu unterhalten, bedarf man ständiger Abgaben. Die Vermehrung des Einkommens [aus Abgaben und Steuern] liegt uns wenigstens ebenso sehr am Herzen, als die Handelsgewinnste. Die letzteren unterliegen tausend Zufälligkeiten, jene hingegen sind die festen Stützen unsrer Macht. Ohne Herrschaft über Land und Leute, ohne eine Ehrfurchtgebietende Stellung, sind wir blos eine Gesellschaft von Abenteurern, denen jede Macht den Handel untersagen kann. Das ist auch der Grund, warum die einsichtsvollen Niederländer in den Verhaltungsbefehlen an ihre Geschäftsführer zehnmal so viel über Krieg und Regierung, über Mehrung des Einkommens [aus Abgaben] und über andere staatliche Verhältnisse schreiben, als über Handel und Verkehr. Dieses Verfahren mögen sich unsere Beamten zum Muster nehmen." — Und diese Beamten ließen sich das nicht zweimal sagen. Die politischen Zustände Indiens waren auch hiezu besonders günstig. Das alte Großmogulreich war in seiner Auflösung begriffen; die eingeborenen Statthalter der Provinzen befanden sich allenthalben in der Empörung wider den Padischah zu Delhi; das ganze Land war in einem anarchischen Zustand, wo „ein Jeglicher that, was ihm gut däuchte". Die Engländer machten sich das zu Nutze, und zwar mit einer Klugheit, welche Bewunderung erregen müßte, wenn ihr nicht alle und jede Sittlichkeit und Gerechtigkeit abgienge. „Die indischen Fürsten," sagt eine von einem Engländer geschriebene Geschichte der brittischen Regierung in Indien,*) „waren bei ihren eigenen Zwistigkeiten und Händeln froh, wenn sie sich die Hülfe und Unterstützung der europäischen Truppen oder der von den Britten disciplinirten eingeborenen Soldaten (Sipähis) sichern konnten. Als Gegendienst für solche Hülfe traten sie in der Regel kleinere oder größere Landstriche an die Beamten der Compagnie ab. Manche Fürsten baten die brittischen Statthalter um dauernde Ueberlassung einer bestimmten Anzahl disciplinirter Hülfstruppen, die sie zum Schutz gegen innere oder äußere Feinde in ihr eigenes Gebiet aufnahmen, und wofür sie natürlich theuer bezahlten. Um aber das Unangenehme periodischer Zahlungen zu umgehen, geschah es häufig, daß die Fürsten ein Gebiet Landes an die Compagnie

*) **Manual of british Government in India, by Humphreys. 1857.**

abtraten, dessen Ertrag an Steuern &c. der festgesetzten Zahlungssumme gleichkam. Traten aber zwischen diesen Fürsten und der Compagnie Mißverständnisse und Reibungen ein, — eine Sache, die allezeit unvermeidlich war, da beide Theile ohne Rücksicht auf Recht und Billigkeit nur ihr eigenes Interesse suchten, — so schritten die Beamten der Compagnie zu offener Feindseligkeit und Gewalt, und das Ende war in der Regel, daß ein solcher Fürst entweder des größten Theils seines Gebiets beraubt oder ganz abgesetzt und pensionirt, sein Land aber dem brittischen Reich einverleibt wurde." — So schreibt Humphreys. Die Direktoren in London aber ließen schon frühe an die Statthalter der verschiedenen Präsidentschaften die bestimmteste Weisung ergehen, durch Waffengewalt sich nicht nur zu behaupten, sondern auch immer neue Rechte und Freiheiten zu erzwingen. „Sie habe gehört," schreibt die Compagnie im Jahr 1686, „daß die indischen Fürsten da und dort die Besitzungen der Gesellschaft angreifen und ihre Freiheiten vernichten, — und zwar ohne allen Grund, ohne irgend eine Ursache (!). Wird der Compagnie keine Genugthuung, so ist sie gezwungen, durch Waffengewalt ihr Recht zu behaupten. Die widerspenstigen indischen Fürsten, das ist unumgänglich nothwendig, sie müssen gezüchtigt werden!"

Zu allem Diesem kam nun in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch der Kampf mit einer nebenbuhlerischen europäischen Macht, den Franzosen. Sie hatten schon frühe hart neben den Britten, in Pondicherry, südlich von Madräs, eine nicht unbedeutende Niederlassung gegründet. Auch sie hatten zunächst nur Handelszwecke im Auge. Die französische Nation aber hat von Haus aus etwas Ritterliches in ihrem Charakter, und Ehrgeiz und Ruhmbegier liegt viel mehr in ihrem Wesen, als Geldgeiz und Krämersinn. Daraus ist es auch erklärlich, daß in einem der französischen Statthalter von Pondicherry, dem bekannten Dupleix, zuerst die ritterliche Idee erwachen konnte, in Indien ein großes überseeisches Reich zu gründen. Eigenthümliche Umstände kamen ihm dabei zu Statten. Er hatte eine indische Prinzessin geheirathet, die ihm nicht blos ein bedeutendes Vermögen, sondern auch die genaue Kenntniß indischer Zustände als Mitgift zubrachte. Durch sie wurde in seinem Geiste zuerst jene Idee entzündet, durch sie wurden ihm die Wege gebahnt. Die wachsende Macht der

Britten schien ihm allein im Wege zu stehen; gegen sie vor Allem wandte sich seine Thätigkeit. Die Macht der Ostindischen Compagnie in Indien wäre verloren gewesen, wenn nicht der Rath der göttlichen Vorsehung festgestanden wäre, daß Indien nicht einer katholischen, sondern einer protestantischen Macht zufallen solle. Es war ein Rath ewiger Erbarmung, damals zwar verhüllt unter die dunkle Hülle großer Verbrechen und Gräuel, nun aber offenbar vor aller Welt. Einem Dupleix gegenüber erhob sich ein Clive (sprich: Cleif), der größte Held der brittisch-indischen Geschichte, der Gründer der brittischen Macht in Asien. Bis dahin ein Schreiber auf dem Handelscomptoir zu Madräs, ward er durch die Gefahr, die allen englischen Besitzungen von Seiten der Franzosen drohte, aus seinem träumerischen Wesen aufgerüttelt und zu dem Kriegshelden gebildet, dessen Name alle andern in Indien überstrahlt. Nach der Ueberwindung der französischen Gegner wandte er sich gegen die eingeborenen Fürsten. Die Schlacht bei Plassey in Bengalen (1757) legte den Grund zu dem übermächtigen brittisch-ostindischen Reich. Warren Hästings, der erste Lord Oberstatthalter zu Kalkutta (von 1772 bis 1785), vollendete den Ausbau. Was nach diesen beiden größten Männern später von andern Oberstatthaltern an Macht und Landbesitz hinzugefügt wurde, das war nur die nothwendige Folge dessen, was durch Clive und Hästings geschehen war.

Aber freilich, welch' eine Masse von Gräueln und Verbrechen schloß diese Geschichte der brittischen Herrschaft in Indien, namentlich bis zur Abberufung Hästings' in sich! Ganz England erhob einen Schrei der Entrüstung und des Entsetzens; selbst der Hof der Direktoren erschrak. Der berühmte Staatsmann Burke faßte die Geschichte der Ostindischen Compagnie bei jenen berühmten Parlamentsverhandlungen im Jahre 1784 in folgende Schilderung zusammen: „Die vom Parlament angeordneten Untersuchungen haben ergeben, daß die Compagnie durch und durch corrumpirt und völlig von dem ursprünglichen Zweck ihrer Stiftung abgekommen ist. Das ihr in ihrem Freibrief ertheilte Recht Krieg zu führen und Frieden zu schließen ist von ihr dazu mißbraucht worden, allenthalben Zwietracht zu säen und Zwistigkeiten anzuzetteln, um dann im Trüben zu fischen; alle Friedensverträge, die sie mit indischen Fürsten geschlossen, waren nur ebenso viele Veranlassungen zu treu-

losem Friedensbruch. Länder, die einst in der höchsten Blüthe standen, hat sie zu einem Zustande der Verarmung, des Verfalls und der Entvölkerung heruntergebracht, unsrer eigenen Macht zum Schaden und unserm Nationalcharakter zu einem unauslöschlichen Schimpf. Die Gesetze des Mutterlandes wurden von ihr offenkundig und fast in jeder Beziehung verachtet. Die Beamten der Compagnie haben theils dadurch, daß sie mittelst Ankaufs von Aktien das Stimmrecht in der Versammlung der Eigenthümer sich erwarben, theils dadurch, daß sie die Direktoren durch gemachte Vorschüsse zu ihren Schuldnern machten, nach und nach die vollständige und absolute Gewalt über diejenigen an sich gerissen, von denen sie sollten geleitet und in Schranken gehalten werden. So war die Compagnie genöthigt, zu den Uebelthaten und Schändlichkeiten ihrer Beamten ein Auge zuzudrücken, statt ihnen Einhalt zu thun. Die Angelegenheiten der Compagnie sind in ein wahrhaft gefährliches Stadium getreten. Viele Millionen unschuldiger und achtungswürdiger Eingeborenen, welche vor Gewalt und Unrecht zu schirmen England verpflichtet ist, stehen unter dem Druck einer gewaltthätigen, habsüchtigen und räuberischen Tyrannei ꝛc."

So schilderten die Häupter des brittischen Volks die Zustände dieser Handelsgesellschaft, und die Thatsachen, die zu Tage kamen, schienen diese Schilderung weit hinter sich zu lassen. Was Wunder, wenn das Parlament nun eingriff? Die Verwaltung der Compagnie ward von da an wesentlich eine andere. Es wurde (1783) das sogenannte Oberaufsichtsamt (Board of Control) gegründet, das einem Minister der Krone übertragen ward, und dessen Aufgabe darin bestand, alle staatlichen Anordnungen des Hofs der Direktoren zu überwachen und, wenn nöthig, zu verändern. Ohne die Unterschrift des Controlamts durfte keine Depesche nach Indien gehen. Ueberhaupt gieng von da an ein wesentlicher Theil der Verwaltung Indiens an die königliche Regierung über. Allerdings knüpften sich daran neue Uebelstände. Die Geschäftsführung in der Heimath wurde schwerfälliger, indem das Hin- und Herschicken der Verordnungen vom Ostindienhaus (dem Sitz des Direktorenhofs) nach dem Controlamt und umgekehrt, und die Ausgleichung der Ansichten, welche stets auf schriftlichem Wege geschah, den Gang der Geschäfte unendlich schleppend machte. Eine weitere Folge davon war, daß der Präsident des Direktorenhofs, statt wie

bisher die Geschäfte im Plenum der 24 (oder später 18) Direktoren abzumachen, von nun an Alles blos mit den Präsidenten der einzelnen Ausschüsse besprach *) und dann mit dem Controlamt sich ins Reine setzte; ferner daß die Generalgouverneure in Indien, um nicht durch den schleppenden Geschäftsgang in London aufgehalten zu werden, für die unmittelbare Verwaltung des indischen Reichs eine so ausgedehnte Vollmacht erhielten, daß sie an die Macht der alten römischen Proconsuln erinnert. Das Schlimmste aber war, daß fortan auf Niemand mehr die Verantwortlichkeit ruhte für das, was in Indien gethan wurde. Die Statthalter wälzten sie auf den Hof der Direktoren, diese schoben sie weiter auf den Minister des Controlamts, und umgekehrt. Keiner wollte, wenn irgend etwas mißlich gieng oder schief stand, die Schuld tragen, — ein Zustand, der in einem so wohlgeordneten Gemeinwesen, wie das des brittischen Volkes ist, geradezu unbegreiflich ist.

Dieß ist die Lage der Dinge bis auf die heutige Stunde. Nur eine bedeutungsvolle und folgenreiche Veränderung muß noch erwähnt werden. Es war nachgerade ein ganz unerträglicher Zustand geworden, nicht nur daß die ganze übrige Handelswelt Englands, die nicht zur Compagnie gehörte, von dem Handel mit dem reichsten Lande der Erde sollte ausgeschlossen sein, sondern auch daß die Regierung eines der größten Reiche der Welt in den Händen einer Handelsgesellschaft, in den Händen von Kaufleuten und Capitalisten liegen solle. Nichts ist unnatürlicher und verderblicher, als ein Handelsmonopol; aber noch schlimmer ists, wenn der Handel und gar das Monopol des Handels in den Händen der Herrscher eines Landes ist. Dagegen empört sich der Geist des 19. Jahrhunderts. Ganz England erhob sich dagegen, und im Jahr 1813, als der Freibrief der Compagnie der Erneuerung bedurfte, wurde ihr das Monopol des Handels mit Ostindien entzogen. Den ausschließlichen Handel mit China behielt sie noch; eine Krämerkönigin blieb sie somit noch ferner. Erst das Jahr 1833 machte diesem Mißstand ein völliges Ende. Ein Parlamentsbeschluß nöthigte die Compagnie, fernerhin alle und jede Betheiligung am Handel

*) Diese Conferenzen des Präsidenten des Direktorenhofs mit den Präsidenten der einzelnen Ausschüsse bildeten die sog. Secret Committee, d. h. den geheimen Ausschuß.

aufzugeben, „alle ihre Handelswaaren, alle Vorräthe und Effekten daheim und draußen zu veräußern, alle Waarenhäuser, Schiffe ꝛc. zu verkaufen und hinfort keinerlei Handelsgeschäft zu betreiben." *) Zu gleicher Zeit wurde Indien für alle Nationen eröffnet und jedem ehrlichen Manne gestattet, sich daselbst niederzulassen, Eigenthum zu erwerben ꝛc.**) Hiemit war der Ostindischen Compagnie für immer das Krämerhandwerk niedergelegt; aber den Krämergeist kann auch ein Parlamentsbeschluß nicht austreiben. An die Stelle des Monopols, das ihr bisher den Alleinhandel zwischen Indien und dem Mutterlande gesichert hatte, trat nun die Einführung eines Monopols im Innern Indiens selbst. Den Alleinverkauf des Salzes, dieses nothwendigsten aller menschlichen Lebensbedürfnisse, und des Opiums, dieses verderblichsten aller Luxusgifte, behielt sie bei und hat daraus die Hauptsummen ihrer Einkünfte bezogen. Des von Alters her ererbten Krämergeistes konnte sie bis heute in ihren Anordnungen sich nicht erwehren.

Wir wollen nicht unbillig sein. Es wäre geradezu Thorheit und Ungerechtigkeit, wenn wir läugnen wollten, daß die Regierung der Compagnie, namentlich seit 30 bis 40 Jahren, in tausend Beziehungen ein Segen für die Bevölkerung Indiens geworden ist. Nachdem einmal die mächtigsten Gegner ihrer Herrschaft niedergeworfen und unschädlich gemacht, nachdem die unwiderstehliche Ueberlegenheit angelsächsischer Kraft und Energie von ganz Indien anerkannt und an die Stelle der ewigen Kämpfe im Allgemeinen Ruhe und Ordnung getreten waren, nahm auch die Compagnie ihr eigentliches Friedenswerk kräftig und wohlmeinend zur Hand. Wo immer eine Provinz unter ihre Oberhoheit kam, da war sie bemüht, nicht nur das materielle Wohl des Landes durch Hebung des Ackerbaus, der Gewerbe, des Handels und der Industrie, durch Anlegung von prächtigen Straßen, soliden Brücken und ausgebreiteten Kanälen, durch Erbauung von Fabriken, Magazinen und Reisehäusern (Bangalo's), später durch den Bau eines colossalen Eisenbahn- und Telegraphennetzes ꝛc. zu fördern, sondern auch in die öffentliche Verwaltung, in das Abgaben- und Steuersystem und

*) Vgl. Missions-Magazin 1857, S. 204.

**) Dieser Beschluß hatte auch die Gründung unsrer Basler Mission in Indien zur Folge.

in die Rechtspflege eine solche Ordnung zu bringen, wie sie Indien unter keiner seiner früheren Regierungen gesehen hat. Länder, in denen Jahrhunderte lang nichts als Raub, Mord und Elend geherrscht hatte, blühten wunderbar auf; Wohlstand und Sicherheit des Eigenthums und der Personen kehrten überall ein, und alle Quellen öffentlicher Wohlfahrt schienen sich überall wie mit einem Zauberschlag zu eröffnen, wohin das Scepter der Compagnie reichte. Selbst Mills, der Geschichtschreiber der Ostindischen Compagnie und zugleich einer der strengsten Kritiker ihrer Regierung, sagt einmal*): „Ich bin überzeugt, daß die Compagnie während der Dauer ihrer Herrschaft mehr für ihre Untergebenen gethan, mehr guten Willen gegen sie an den Tag gelegt, an der gefährlichen Gewalt, die in ihre Hand gelegt war, weniger selbstsüchtig festgehalten, jeden Plan zur Verbesserung ihrer Verwaltung edelsinniger willkommen geheißen und zur Einführung solcher Verbesserungen sich bereitwilliger gezeigt hat, nicht nur als jede andere Regierung, die zu gleicher Zeit mit ihr existirte, sondern als alle übrigen Regierungen zusammen auf dem ganzen Erdboden." Auch die Missionare lassen der Compagnie, was ihren Eifer für die Hebung der materiellen und zeitlichen Wohlfahrt des Landes betrifft, alle Gerechtigkeit widerfahren. Missionar Campbell, der sein lehrreiches Buch über Indien im Jahr 1839 herausgab, schildert zwar die Zeiten der Eroberung des mächtigen Reiches mit den erschütterndsten Farben, wenn er spricht: „Feuer und Schwert verbreiteten ihre Verheerungen nach allen Seiten. Man hörte von nichts als von Verbrennen der Städte, von dem Hinschlachten von Alten und Jungen, von Verwüstung ganzer Provinzen, von der Niedermetzelung ganzer Armeen. Der Krieg hatte den Hunger, der Hunger die Pestilenz, und die Pestilenz ein furchtbares Sterben im Gefolge, bis die Bevölkerung der schönsten Provinzen zu einem schwachen Ueberbleibsel heruntergebracht, bis ganze Länder, die einst wie ein Garten blühten, zu einem wahren Blutacker gemacht waren. Und das Alles um des Goldes und Silbers, um der Rubinen und Diamanten willen, deren Glanz die Habgier reizte!" Aber dann zeigt Campbell auch den Umschwung der Dinge zum Besseren. „Die Regierung," schreibt er, „ist jetzt liberal, die Freiheit der Presse

*) Mills' History of India. Vol. VI. p. 286.

ungehindert, in den Regierungsstellen stehen im Allgemeinen intelligente und verdiente Männer, viele von den Richtern und Verwaltungsbeamten sind wahrhaft ausgezeichnete Leute; sie haben das Wohl des Gemeinwesens auf dem Herzen und wären für jedes andere Land eine wahre Zierde. Recht und Gerechtigkeit wird in den Gerichten gehandhabt, soweit der Arm der Regierung reicht; das Land blüht und die zeitliche Wohlfahrt der Völker, die unter dem Scepter der Compagnie stehen, ist in unverkennbarem Wachsthum begriffen."

Dieß Alles wird jeder Kenner Indiens freudig anerkennen und alle die Männer segnen, die zum zeitlichen Wohl dieses unglücklichen Landes das Ihrige beigetragen haben. Aber ist denn die Sicherung des Eigenthums und des Lebens, die Hebung des Landbaus, des Handels und der Industrie, die Anlegung von Straßen, Brücken, Kanälen, Eisenbahnen und Telegraphen, die geordnete Rechtspflege und Steuerverwaltung — ist dieß denn Alles, was eine christliche Regierung einem heidnischen Volke zu geben verpflichtet ist? Und hier ist der Punkt, wo über dem ganzen Regimente der Ostindischen Compagnie das gewaltige, erschütternde Wort des Herrn aller Herren steht: „Aber Ich habe wider dich!" — der Punkt, wo an den Wänden des Ostindienhauses in London und aller Regierungspaläste in Indien der alte Spruch zu lesen ist: Mene, Mene, Tekel, Upharsin!

---

3. Der Neutralitätsgrundsatz in Sachen der Religion.

Unter den Beschwerden und Anklagen, die während der Parlamentsuntersuchungen im Jahr 1783 gegen die Ostindische Compagnie erhoben wurden, befand sich keine über etwaige Vernachlässigung des geistlichen und ewigen Wohls der Eingeborenen Indiens. Daß die Compagnie das reiche, herrliche Land mit unersättlichem Golddurst aussauge, daß ihre Beamten sich alle Frevel der Bedrückung, der Tyrannei, des Eidbruchs gegen Volk und Fürsten zu Schulden kommen lassen, und daß dadurch die unterworfenen Provinzen zu einem „Zustand der Verarmung, des Verfalls und der Entvölkerung," wie Burke sich ausdrückte, her-

untergebracht würden, — das und noch vieles Andere wurde der Compagnie mit der außersten Erbitterung vorgeworfen; aber daß sie die Seelen ihrer Unterthanen vernachlässigt, daß sie für die ewige Rettung der Hindus und Muhamedaner nichts gethan, darüber wird mit keiner Sylbe geklagt. Konnte man vielleicht von dieser Seite her der Compagnie keine Vorwürfe machen? Stand sie wenigstens darin rein und untadelig da vor Gott und Menschen? Ach, daß es so gewesen wäre! Aber freilich in Sachen der Religion stand es damals mit der von allen Seiten hartverklagten Compagnie nicht schlimmer, als mit ihren bittern Feinden und Verklägern selbst. England glich zu jener Zeit, was seinen religiösen Zustand betrifft, einer Winterlandschaft, die von Eis und Frost starrt, und wo fast jede Regung des Lebens in einer Art von Todesschlummer untergegangen zu sein schien. Was Wunder, wenn einestheils die Compagnie und ihre Beamten in Indien weder Willens noch im Stande waren, in die tödtliche Erstarrung des indischen Heidenthums ein Element göttlichen Lebens hineinzutragen, und wenn anderntheils die Verkläger der Compagnie im Mutterlande in dieser Beziehung nichts Tadelnswerthes an ihr zu finden wußten!

Ob der Hof der Direktoren und seine indischen Beamten überhaupt bis zu jenem Zeitpunkt mit klarem Bewußtsein sich über die Frage Rechenschaft gegeben hatten, welche Pflicht sie, als eine christliche Regierung, ihren heidnischen und muhamedanischen Unterthanen gegenüber habe, ist fast zu bezweifeln. Das Bewußtsein, daß sie nicht blos eine Handelsgesellschaft, sondern auch eine Regierung sei, zu deren Obliegenheiten auch sittliche Pflichten gehören, scheint sich im Ostindienhaus nur langsam Bahn gebrochen zu haben; und wenn die Gewalt der Thatsachen sie dennoch nach und nach zur Erwägung der ihnen obliegenden Regierungspflichten hindrängte, so hatte der Krämergeist doch dabei so sehr die Herrschaft, daß alle ihre Regierungsmaßregeln sich fast ausschließlich um Erhebung von Steuern und Abgaben, um Regulirung des Handels, um Sicherung ihrer Interessen und Sonderrechte bewegten. Um geistige und geistliche Interessen, um Sachen der Religion und der höheren Bildung schienen sich die Handelsherren so wenig zu bekümmern, als die Mauersteine des Ostindienhauses, in welchem sie ihre Berathungen hielten. Allerdings sandten sie vertragsmäßig

da und dort einen englischen Geistlichen nach Indien; aber dessen Aufgabe war es nicht, sich der Eingeborenen anzunehmen, sondern der Kreis seiner Thätigkeit beschränkte sich ausschließlich auf die brittischen Compagniebeamten, deren Kinder er zu taufen, deren Ehen er einzusegnen, und denen er wenigstens an den hohen christlichen Festen wohl auch eine Predigt zu halten hatte. Von welcher Art aber damals diese „geistlichen" Herren selber waren, wie sie zum größten Theil an den schwelgerischen Trinkgelagen ihrer weltlichen Umgebung, an Tanz- und Spielparthien, an theatralischen Vorstellungen und dergleichen Antheil nahmen, ohne Anstoß oder Aergerniß zu geben, ja wie sie oft in trunkenem Zustand mitten unter andern Betrunkenen gefunden wurden und jeweilen sich nicht scheuten, das Heilige zum Gegenstand des Spottes zu machen, davon finden sich auch später noch leider Beispiele genug. Was für Einfluß auf die Evangelisirung des indischen Volks war von solchen Menschen zu erwarten?

Doch es dauerte nicht mehr lange, so hieß es auch von England: „Siehe, der Winter ist vergangen; die Blumen sind erschienen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen und die Stimme der Turteltaube läßt sich hören in unserm Lande. Der Feigenbaum würzet seine Früchte, die Weinstöcke blühen und geben ihre Frucht." Hohelied 2, 11—13. Zuerst regte sich das neue göttliche Leben in kleinen, verborgenen Kreisen, sowohl in der Staatskirche als unter den Dissenters; dann verbreitete es sich auch auf die Universitäten, vor Allem nach Cambridge (Kähmbridsch), wo der unvergeßliche Prediger Charles Simeon einen tiefgehenden und mächtig anregenden Einfluß auf die Studenten ausübte. Er wußte namentlich die jungen Theologen für die Herrlichkeit des Evangeliums wieder zu begeistern und sie zum Suchen in der Schrift zu erwecken; und während er in erster Linie für die verkommenen Gemeinden des eigenen Vaterlands eine Generation von gläubigen und wahrhaft geistlich gesinnten Predigern heranzubilden suchte, vergaß er doch auch nicht der brittischen Kolonien und der in denselben wohnenden heidnischen Bevölkerung, für welche er zunächst nicht sowohl Missionare, als vielmehr wahrhaft missionsmäßige Caplane zu erziehen und zu gewinnen bemüht war. Wer erinnert sich nicht der Namen eines David Brown, Henry Martyn, Claudius Buchanan, Thomas Thomason, Daniel Corrie, die um jene

Zeit anfiengen, als Caplane der Compagnie nach Indien zu gehen und der Mission unter den Indobritten und unter den Eingeborenen den Weg zu bahnen.

Aber eben dieß ist auch der Zeitpunkt, wo die Direktoren der Ostindischen Compagnie, gedrängt durch den erwachenden Missionsgeist, sich veranlaßt sahen, über die in Sachen der Religion zu befolgende Politik sich klar zu werden und mit vollem Bewußtsein den Weg einzuschlagen, den sie für ihre Zwecke am angemessensten hielten. Geschah es doch eben damals, daß die ersten Baptisten-Missionare (William Carey u. A.) auf dem Gebiet der Ostindischen Compagnie ihre Evangelisationsarbeit zu beginnen wünschten und von den brittischen Beamten in Calcutta Schutz und Unterstützung begehrten. Um dieselbe Zeit (1796) hatte einer der angesehensten und begütertsten Männer Schottlands, Robert Haldane, den heldenmüthigen Entschluß gefaßt, seinen prächtigen Landsitz Airthey zu verkaufen und in Gemeinschaft mit drei Predigern, Dr. Innes, Dr. Bogue und Ewing, die dafür ihre freudige Bereitwilligkeit ausgesprochen hatten, auf eigene Kosten eine Mission in Benares zu begründen. Er selbst wollte nicht blos die Kosten der Ausrüstung, der Reise und des Aufenthalts in Indien für Alle tragen, sondern er setzte auch für den Fall seines Todes die Summe von 25,000 Pf. St. (Fr. 625,000) aus, wodurch die Kosten dieser Mission bestritten werden sollten. Als Haldane den edlen Wilberforce besuchte, um ihm diesen Plan mitzutheilen, fand er denselben in einem Lehnstuhl sitzend, die Füße in Flanell eingewickelt und heftig von Fußgicht leidend. Der würdige Mann entschuldigte sich bei Haldane's Eintreten, daß er nicht aufstehen könne. Als er aber von seinem Gaste hörte, um was es sich handle, und als dieser mit glühender Begeisterung ihm den großen Plan entwickelte, da sprang der gichtkranke Mann wie elektrisirt von seinem Lehnstuhl auf und hinkte jubelnd und Gott preisend, trotz aller seiner Schmerzen, im Zimmer umher. Es handelte sich nur noch um die Erlaubniß der Direktoren der Ostindischen Compagnie. Der damalige Präsident des Controlamts, Lord Melville, ein naher Verwandter Haldane's, gab ausweichende Antworten. Der berühmte Premierminister Pitt, gleichfalls ein Verwandter Haldane's, gieng scheinbar mit Interesse auf den kühnen Plan ein, nannte ihn großartig, ja sublim, schloß aber damit, daß er

die absolute Unausführbarkeit desselben darzuthun suchte. Endlich kam die Sache vor den Hof der Direktoren im Ostindienhaus. Es galt nun eine Entscheidung. Und die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten. „Ich wollte," rief in jener denkwürdigen Sitzung einer der Direktoren, „ich wollte lieber eine Bande von Teufeln in Indien sehen, als eine Bande von Missionaren!" Die Bitte ward abgeschlagen; Haldane und seine Freunde mußten ihren Plan aufgeben.

Es war kaum anders zu erwarten. Dem Glanz des Goldes wohnt ein Zauber inne, der das Herz des Menschen verödet und für höhere Dinge des Geistes unempfänglich macht. Das Trachten nach Reichthum der Erde und das Fragen nach dem Himmelreich finden sich nirgends beisammen. Seit den fürstlichen Kaufherren zu Tyrus und den mächtigen Krämern zu Carthago ist es darin nicht anders geworden. Auch die Geldmänner der Ostindischen Compagnie haben es aufs Neue versiegelt, daß man nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen kann. Sie hatten den Mammon erwählt, so mußte Gott ferne bleiben. Deßhalb „lieber eine Bande von Teufeln in Indien, als eine Schaar von Sendboten Christi!"

Von da an war die Politik der Compagnie in Indien, was Religionssachen betrifft, klar und mit Bewußtsein entschieden. Wir wollen nicht ungerecht sein. Es gab zu allen Zeiten, daheim und draußen, unter ihnen rühmliche Ausnahmen. Auch die Gegner der Mission im Direktorenhof, — wir wollen es gerne glauben, — wollten nicht eigentlich das Christenthum selbst verläugnen oder befeinden. Sie mochten für sich selbst gute Kirchenmänner sein. Sie wollten ebenso die Fehler der katholischen Portugiesen, welche mit Feuer und Schwert und mit den Qualen der Inquisition das Christenthum einführten, als die Fehler der protestantischen Holländer, welche durch Mittel der Bestechung und des moralischen Zwangs die Eingeborenen zu Christen machten, — das Alles wollten sie vermeiden. Sie wollten freisinnig handeln und in Sachen des Gewissens und der religiösen Ueberzeugung Jedem, selbst dem Götzendiener und dem Muselman, volle und unbedingte Freiheit lassen. Als Regierung wollten sie Jeden in seinem Glauben und in seinem Cultus schützen. Volle und wahrhaft partheilose Neutralität in Sachen der Religion, — das sollte das Princip ihrer Regierung in Indien sein.

Das Alles klingt schön und vortrefflich. Wir wollen glauben, daß die Kaufherren in London es darin redlich und aufrichtig meinten, ja daß sie damit den Weg wahrer politischer Weisheit eingeschlagen zn haben meinten. Aber sie vergaßen, daß kein Mensch auf Erden in irgend einer bedeutenden Lebensfrage, am allerwenigsten in Sachen der Religion, wirklich neutral zu sein vermag. Es ist eine Unmöglichkeit. Der Mund der allerhöchsten Wahrheit und Weisheit hat es selbst ausgesprochen: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich!" Auch die Ostindische Compagnie mußte ihre schön klingende Theorie in der wirklichen Praxis Lügen strafen. Es konnte nicht anders kommen. In der Praxis werden die Herzen offenbar, und was darinnen ist. Der gleißende Neutralitätsgrundsatz gestaltete sich auf dem Boden der Wirklichkeit zu einer bis ins Unglaubliche gehenden Begünstigung des Götzendienstes und zu einer entschieden feindlichen Haltung gegen das Christenthum.

Wir übertreiben nicht. Die Geschichte selbst gibt dafür ihr trauriges, niederschlagendes Zeugniß. Indem wir nun diese Zeugnisse darzulegen versuchen, haben wir zwei Seiten der Sache, obwohl sie in der Erfahrung überall in einander greifen, dennoch bei unsrer Darstellung aus einander zu halten. Wir meinen die systematische Begünstigung des Götzendienstes einerseits, und die feindliche Abwehr aller christlichen Einflüsse auf die Eingeborenen Indiens anderseits. Unser nächstes Heft soll, so Gott will, darüber nähere Mittheilungen geben.

Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft und der indische Aufruhr.

Im Februarheft dieses Jahrgangs (S. 105) haben wir auszugsweise die Denkschrift mitgetheilt, welche die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft im Sept. 1857 aus Anlaß der indischen Meutereien an die Königin, beziehungsweise ans Parlament gerichtet hatte. Dieselbe Ge-

sellschaft veranstaltete am 12. Januar des laufenden Jahres eine große Versammlung in der berühmten Exeterhalle zu London, um die Angelegenheiten Indiens noch weiter zu besprechen. Diese Versammlung war außerordentlich besucht. Den Vorsitz führte der erste geistliche Würdenträger Englands, der Erzbischof von Canterbury; auf der Plattform befanden sich neben einer großen Zahl von Geistlichen und Laien aus London und den Provinzen auch der Graf Chichester (Präsident der kirchl. MG.), die Bischöfe von London, Winchester und Norwich, der ehemalige Bischof von Bombay (Carr), der Dekan von Carlisle, Lord Cholmondeley, die Parlamentsmitglieder Kinnaird und Verney, und viele andere angesehene und bekannte Männer. Nach Gebet und Verlesung von Jes. 26, 1—13 erhob sich der Erzbischof und eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, in welcher er den Zweck und die Bedeutung dieser außerordentlichen Zusammenkunft auseinandersetzte. „Es könnte anmaßend sein zu fragen," sagte er unter Anderem, „warum Gott die furchtbaren Greuel in Indien zugelassen habe; aber es scheint, daß eben nichts Geringeres als solche erschütternde Unglücksfälle nothwendig waren, um unsre Nation zu einem Gefühl ihrer tiefen Verantwortlichkeit und ihrer großen Schuld gegenüber von Indien aufzurütteln. Denn schon so lange ist diese zahllose Menge von Heiden unsrem Scepter unterworfen, und doch haben wir noch so wenig, — ja als Nation weniger als wenig gethan, um ihre Finsterniß zu erhellen und sie zu der Erkenntniß des Heils zu bringen, dessen Licht der Herr uns selbst so helle hat scheinen lassen . . . . Die Evangelisirung Indiens ist eine Aufgabe, welche aller Anstrengungen werth ist, deren wir fähig sind. Das Ziel, dem wir nun entgegenstreben, ist, daß mehr Missionare ausgesandt werden, durch deren Predigt und Unterricht das Christenthum in jenem umnachteten Lande weiter und gründlicher bekannt gemacht werde, als dieß bis jetzt der Fall war, und daß den Siegen, durch welche Gott unsre Waffen im offenen Felde gesegnet hat, die friedlichen, aber noch glorreicheren Siege des Kreuzes folgen mögen. Es ist ferne von uns zu wünschen, daß Mittel des Zwangs angewendet würden. Das Reich Gottes wird nicht durch Zwang ausgebreitet. Die Hindus und Muhamedaner aber werden nur langsam begreifen, daß wir die Sache, die wir zu fördern begehren, nicht auf dem Wege der Gewalt und Nöthigung durchführen wollen. Der Hindu, dessen Religion Grausamkeit ist, und der Moslem, der seinen Glauben mit Feuer und Schwert ausbreitet, wird kaum verstehen können, daß die Bekehrung des ganzen ungeheuren Landes in unsern Augen gar

keinen Werth hätte, wenn sie nicht anders als durch Zwang und Gewalt zu Stande gebracht werden könnte. Was wir allein begehren, und was unser ganzes Land wie mit Einer Stimme verlangt, das ist, daß man unsre Religion ohne Hinderung in Indien gewähren lasse. Welches auch die künftige Regierung dort sein möge, — wir rufen nicht ihren mächtigen Beistand zu Hülfe; wir begehren nur ihr Wohlwollen. Wir verlangen, daß die Regierung sich offen zum Christenthum bekenne, daß unsre Missionare freien Spielraum haben, daß die bekehrten Eingeborenen von ihr nicht wie bisher mit Feindseligkeit behandelt, sondern vielmehr ermuthigt werden."

Dieser einleitenden Rede folgte die Verlesung des Dokuments, in welchem die Committee der kirchl. MG. sich über die Maßregeln ausspricht, welche sie für die Zeit in Vorschlag bringt, wann Indien durch Gottes Gnade wieder zur Ruhe gebracht sein wird. Dieses Dokument ist zu wichtig, als daß wir es uns versagen könnten, es fast in seiner ganzen Ausdehnung hier wiederzugeben. Es wird darin zuerst auf die Denkschrift hingewiesen, die sie früher der Königin einreichte, und worin sie einestheils „eine wahrhaft christliche Politik von Seiten der indobrittischen Regierung" verlangte, und anderntheils die Nothwendigkeit eines gründlichen und auf die Bibel gegründeten Volksunterrichts für Indien darlegte. „Wenn die nächste Generation der indischen Bevölkerung," fügt sie im vorliegenden Dokument hinzu, „über die Stufe von Finsterniß und Grausamkeit, auf der ihre Vorväter standen, hinaufgehoben, wenn die Gemüther einigermaßen vorbereitet werden sollen, den Werth der christlichen Wahrheit zu würdigen, sobald sie ihnen vorgehalten wird, wenn endlich aus den Eingeborenen treue Beamte für höhere und niedere Regierungsstellen hervorgehen sollen, so muß ein verbessertes System des Volksunterrichts eingeführt werden. Nach gewöhnlicher Berechnung sind es nicht weniger als 15 bis 20 Millionen heidnischer und muhamedanischer Kinder, welche Schulunterricht empfangen sollten. Ein so riesenmäßiges Unternehmen übersteigt weit die Kräfte der Missionsgesellschaften, auch wenn ihre Mittel ums tausendfache vermehrt würden. Nur die Regierung ist im Stande, die Unterweisung der Volksmassen kräftig in die Hand zu nehmen; und es gereicht uns zu großem Danke gegen Gott, daß die Regierung von Indien in ihrem Unterrichtsdekret vom J. 1854 diese Pflicht wenigstens anerkannt, und bereits in vielen Provinzen bedeutende Verbesserungen in Betreff des weltlichen Unterrichts eingeführt hat. Was aber noch fehlt, ist die Einführung der Bibel

in die Regierungsschulen. Ehe dieß geschieht, werden diese Schulen weder auf die öffentliche Sittlichkeit wohlthätig wirken, noch den National-Charakter der indischen Bevölkerung heben und bessern. In Sachen des Volksunterrichts aber kann die Regierung mit Recht die Unterstützung und Mitwirkung der Missionsgesellschaften erwarten, sofern diese eine Anzahl eingeborener christlicher Schullehrer zu erziehen, Elementarbücher für die Schulen zu übersetzen und auszufertigen, und eine christliche Literatur in den Landessprachen zu schaffen, die Aufgabe haben. In dieser Sache ist das Interesse aller protestantischen Missionsgesellschaften gleicher Maßen betheiligt und die Mitwirkung Aller zu diesem Zwecke von höchster Wichtigkeit. Da aber die Angelegenheit des indischen Volksunterrichts am füglichsten durch eine eigene Gesellschaft betrieben wird, die sich ausschließlich damit beschäftigt, so hat sich unter dem gemeinschaftlichen Zusammenwirken der verschiedenen großen Missionsgesellschaften Londons die „Gesellschaft zur Beförderung des christlichen Volksunterrichts in Indien" (Christian vernacular Education Society for India) gebildet, deren Unterstützung die Committee Jedermann aufs angelegentlichste empfiehlt."

Nach diesen allgemeineren Bemerkungen, die auf die Förderung des Christenthums in Indien Bezug haben, kommt das Dokument auf diejenigen Fragen zu reden, die sich speciell auf die eigentliche Missionsthätigkeit beziehen, und legt der Versammlung in dieser Beziehung folgende Punkte zur Erwägung vor.

„1. Die Committee ist mit den Leitern aller andern Missionsgesellschaften aufs tiefste überzeugt, daß Gott durch die neuesten Ereignisse die christliche Kirche zu neuen und größeren Anstrengungen für die Bekehrung Indiens auffordert, und daß Er hiefür mehr als je die Thüren weit aufgethan hat. Dieselbe Ueberzeugung erfüllt die Gemüther unsrer Missionare draußen. Bei einer Conferenz, welche unsre Missionsbrüder kürzlich in Bengalen hielten, sprachen sie ihre einstimmige Meinung in folgenden Worten aus: 'Wenn wir alle Umstände dieser furchtbaren Heimsuchung des göttlichen Gerichts überschauen, so können wir einerseits nicht anderes als unsere Ueberzeugung aussprechen, daß die Sünden der in Indien lebenden Europäer in ihrem Theil mit beigetragen haben, Gottes Zorn herauszufordern; auf der andern Seite aber ist es uns nicht möglich, in Betreff des künftigen und endlichen Gelingens unsrer Arbeit irgend einem Gefühl des Verzagens Raum zu geben. Im Gegentheil, wir nehmen Vieles wahr, was uns Grund zur Hoffnung und zu neuem Muthe giebt, — Vieles, was uns antreibt, in fröhlichem

Glauben und getrostem Hoffen vorwärts zu gehen. Wir fühlen aber dringender als je die Nothwendigkeit verdoppelter Anstrengungen auf Seiten des Volkes Gottes sowohl hier als in Europa, besonders wenn wir erwägen, daß diese Rebellion, so unbeschreiblich verhängnißvoll sie auch ist, ohne Zweifel die furchtbarsten Bollwerke niederreißen wird, die dem freien Lauf des Evangeliums bisher im Wege gestanden, und von denen nicht das geringste das Kastenwesen ist.'

„2. Die Committee glaubt eine Frage nicht unbeachtet lassen zu dürfen, die jeweilen nicht gerade in wohlwollender Absicht aufgeworfen ward, — die Frage: Welchen Erfolg haben bis jetzt die indischen Missionen gehabt? Unter gewöhnlichen Umständen, und in einer Versammlung wie die gegenwärtige ist, wäre es überflüssig, auf diese Frage einzugehen. Aber gerade jetzt ist es nöthig, daß jede Frage, die auf Indien Bezug hat, bis auf den Grund untersucht werde, und deßhalb verweisen wir einen Jeden, der darüber nähere Belehrung sucht, auf zwei Schriftchen, die im Jahr 1852 von Mullens, einem erfahrenen und ausgezeichneten Missionar in Calcutta verfaßt, ebendaselbst herausgegeben und der sorgfältigen Prüfung einer Missions-Conferenz unterworfen wurden. Sie haben den Titel: 'Resultate der Missionsarbeiten in Indien' und 'Statistik der indischen Missionen'.*) Wir führen daraus nur die Eine Stelle an, wo es heißt: 'Eine genaue und vollständige Untersuchung in Betreff des Standes der christlichen Missionen in Hindostan zeigt, daß dieselben eine höhere Stellung einnehmen und mit reicheren Früchten gesegnet sind, als frühere Nachweisungen je dargethan, oder als ihre wärmsten Freunde je zu denken gewagt haben.'

„3. Die gegenwärtige Krise hat nicht nur den ächt christlichen Charakter der eingeborenen Bekehrten ans Licht gebracht und ihre Treue bewährt, sondern sie hat auch gezeigt, wie hoch dieselben sogar in der Achtung ihrer eigenen heidnischen Landsleute stehen. Die größte Zahl eingeborener Christen findet sich in Süd-Indien, und eben sie sind es, die beim Ausbruch der Meuterei in der achtungswerthesten Weise ihre Unterthanentreue an den Tag gelegt und dem Statthalter zu Madräs ihre Dienste angeboten haben. Die eingeborenen Christen zu Kischnagor in Bengalen haben denselben Sinn bewährt. In den Nordwest-Provinzen befanden sich zur Zeit des

*) Wir haben aus diesen Schriften im vorigen Jahrgange des Miss. Mag. S. 285 Auszüge gegeben.

Ausbruchs zwischen 2000 und 3000 eingeborene Christen, die zu verschiedenen Missionsgesellschaften gehören und auf verschiedene Stationen zerstreut sind; und zum Preise der göttlichen Gnade wird von dort berichtet, daß sie insgesammt fest zu ihrem Gott und treu zu ihrem Unterthanen-Eide standen. Sie haben überall die gleichen Verluste und die gleichen Leiden, selbst bis zum Märtyrertode erduldet, wie die europäischen Christen. Bis jetzt hat man nicht erfahren können, daß mehr als nur ganz wenige Individuen sich durch Furcht verleiten ließen, ihren christlichen Glauben zu verläugnen,*) während zu Bareilly und Fattepur gegen hundert derselben mit den Europäern umgekommen sind. Zu Delhi erlitt ein eingeborener Prediger, Waylayat Ali, ein bekehrter Muhamedaner, freudig und standhaft den grausamen Märtyrertod für Christum. Zu Amritsar lebte ein eingeborener Prediger, Daoud, ein bekehrter Sikh, mitten unter einer erhitzten, aufgeregten Volksmasse, welche die eingeborenen Christen mißhandelte und ihnen zu verstehen gab, daß ihre Tage gezählt seien. Als man ihn aufforderte, nach einem gefahrloseren Orte zu fliehen, erwiederte er hochherzig, er wolle lieber in seinem Hause sterben als fliehen; ermahne er ja doch selbst täglich die ihm anvertrauten Gemeindeglieder, diejenigen nicht zu fürchten, die den Leib tödten können, sondern vielmehr Gott zu fürchten. Zu Allahābad erduldete Gopinath Nandy, ein eingeborener Prediger, grausame Qualen mit unerschütterlicher Treue, indem er sich selbst durch lautes Hersagen der Worte des Herrn ermunterte: 'Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um Meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden; denn also haben sie verfolget die Propheten, die vor euch gewesen sind.' Matth. 5, 11. 12.

„In andern Distrikten fanden die eingeborenen Christen, die der Wuth der Meuterer ausgesetzt waren, Schutz bei ihren heidnischen Landsleuten. Zwei Katechisten unsrer Gesellschaft waren in einem Dorf 4 Stunden von Benares stationirt, mitten unter einer heidnischen Bevölkerung. Als nun die ganze Umgegend von Räubern und Mördern zu wimmeln anfieng, forderten die Missionare in Benares jene Katechisten auf, um

*) Daß einige Engländer während des Militäraufstandes ihren christlichen Glauben verläugnet und durch Bekenntniß zum Islam sich das leibliche Leben gerettet haben, bekannten sie selbst in den Zeitungen und haben sich dessen gerühmt. Es sind das in der Regel dieselben Leute, welche die Mission als durchaus frucht- und hoffnungslos darzustellen pflegen.

ihrer Sicherheit willen zu ihnen zu kommen. Aber die Dorfbewohner selbst baten auf's dringendste, daß jene bleiben möchten, und verbürgten sich selbst für ihre Sicherheit, und so konnten diese beiden Männer ihre friedlichen Arbeiten ungestört während der ganzen Zeit des Aufruhrs unter den Hindus fortsetzen.

„Zu Gorrackpur hat unsre Gesellschaft ein Christendorf, das 200 eingeborene Christen zählt, mit einer Kirche und mehreren Schulen. Die indobrittische Regierung hielt es für ihre Pflicht, wegen der Nachbarschaft des empörten Königreichs Audh alle Europäer sammt dem dort befindlichen Schatz nach andern Stationen zu beordern. Da kam ein dort wohnender Hindu-Radscha (Fürst) und verbürgte sich für den Schutz des Christendorfes und des sämmtlichen Missionseigenthums; er selbst unterzeichnete eine Liste sämmtlicher seiner Obhut anvertrauten Gegenstände und gab sie dem Missionar bei dessen Abzug, mit der Versicherung, Alles wieder unversehrt zurückzustellen, sobald die Unruhen vorüber sein sollten. Gleich darauf wurde Gorrackpur von den Audh-Rebellen besetzt und die grüne (muhamedanische) Fahne auf der bisherigen Wohnung des englischen Oberbeamten aufgepflanzt. Die eingeborenen Christen aber blieben viele Wochen lang ungefährdet in ihrem Dorf, bis ein Rebellenhaufe sie von dort verjagte.

„Die Treue der eingeborenen Christen hat ihnen auch in der Achtung der Europäer in Indien eine ganz neue Stellung verschafft. Ihre Hülfe und Unterstützung wurde angelegentlichst von denen gesucht, die in der Stunde der Gefahr von ihren heidnischen Dienern verlassen worden waren. Die Localbehörden zu Benares und Agra forderten sie auf, sich als Polizeimannschaft und als Kanoniere anwerben zu lassen, und im Pandschäb hat der Commissär Jeden, der die nöthige Befähigung besitze, eingeladen, sich um öffentliche Stellen innerhalb seines Amtskreises zu bewerben.

„4. Die Committee hat viel Ursache, Gott zu danken, daß, obschon ein großer Theil ihres Missionseigenthums in Indien zerstört wurde, nicht Einer ihrer Missionare das Leben verlor. Wir sprechen unsrer älteren Schwester, der Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums, unsere innigste Theilnahme aus über dem Verlust ihrer trefflichen Arbeiter, sowie andern Gesellschaften, die Gleiches erduldet haben. Wir bewundern den Glaubensmuth, mit dem diese schwer heimgesuchten Gesellschaften einen Aufruf um neue Arbeiter erlassen haben, die 'sich über den Todten mögen taufen lassen'; wir selbst aber haben die gute Zuversicht, daß Beweggründe

des Dankes gegen den Gott, der das Leben unsrer Brüder bewahrt hat, Manche veranlassen werden, sich unter die Zahl unsrer Missionsarbeiter neu einreihen zu lassen.

„5. Wenn man neben den hoffnungsvollen Aussichten, die sich draußen auf dem indischen Missionsgebiet eröffnen, noch den neu erwachten Eifer erwägt, der in der Kirche daheim für die Missionen Indiens sich neuerdings offenbart, so dürfen wir mit gutem Grund die schönsten Erfolge für die Zukunft erwarten, wenn nur die nöthigen Mittel für erweiterte Missionsthätigkeit uns dargereicht werden. Die Committee glaubt hoffen zu dürfen, daß es nicht an Leuten für das große Werk fehlen werde. Die Zahl derer, die sich ihr für den Dienst in der Mission angeboten haben, hat sich in der letzten Zeit bedeutend vermehrt. Wir glauben, daß dieß eine Erhörung unsrer Gebete ist; wir wiederholen aber die schon so oft an unsere Freunde und Mitarbeiter gerichtete Bitte auch bei dieser Gelegenheit, daß sie das Bedürfniß nach mehr Arbeitern fortwährend dem Herrn der Ernte in ihren Gebeten vortragen mögen.

„Die Hoffnungen der Mission beruhen vorzüglich auf den eingeborenen Gehülfen unter europäischer Oberleitung. Die Tauglichkeit und Befähigung solcher Arbeiter für ihre hohe Aufgabe ist jetzt außer allen Zweifel gesetzt und aller Welt bekannt. Die Beweise für die ächt christliche Gesinnung der eingeborenen Christen, wie wir sie bereits aufgeführt haben, sind ermuthigend, nicht nur wenn wir sie als das Ergebniß der bisherigen Missionsarbeit ansehen, sondern auch sofern sie eine Bürgschaft für den dauernden Bestand der indischen Christengemeinden für die Zukunft darbieten. Daß viele dieser Bekehrten schwache und unreife Christen sind, wird von Allen zugegeben. Aber es gibt viele glänzende Ausnahmen; und eben diese sind das Material, aus welchem eingeborene Lehrer und Prediger gewonnen werden können.

„6. Schließlich spricht die Committee bei dem gegenwärtigen feierlichen und bedeutungsvollen Anlaß, im demüthigen Vertrauen auf das Nahesein Jesu, das vornemlich aller Missionsthätigkeit Seiner Kirche verheißen ist, ihre Ueberzeugung aus, daß nun die Zeit gekommen ist, wo die Evangelisation von ganz Indien den protestantischen Christen Europa's und Amerika's als das Ziel vorgehalten werden muß, das sie bei allen ihren künftigen Operationsplänen zu erstreben oder wenigstens im Auge zu behalten haben.

„Bis jetzt sind die Anstrengungen der Christenheit zu Gunsten In-

diens wenig und schwach gewesen. Auf eine halbe Million Einwohner kommt nicht mehr als Ein Missionar. Ungeheure Gebiete des Landes mit vielen Millionen unsterblicher Seelen haben den Schall des Evangeliums noch gar nicht gehört. Kaum je Einer unter Tausend hat den Glauben an Christum angenommen. Wir freuen uns aber der Thatsache, daß mehr als zwanzig protestantische Missionsgesellschaften Europa's und Amerika's in Indien arbeiten. Der Herr hat ihnen Allen gesegnete Früchte ihrer Arbeit verliehen und dadurch Alle als Seine Diener anerkannt. Mag auch jede dieser Gesellschaften ihre eigene kirchliche Form oder Verfassung mitbringen, jede hält doch den Eingeborenen das uns Allen gemeinsame Heil als die 'köstliche Perle' vor. Es fällt den Eingeborenen nicht schwer, die wesentliche Einheit der Kirche Christi zu erkennen in ihrem Gegensatz gegen die falschen Religionen des Heidenthums. Die Zukunft der indischen Nationalkirche dürfen wir getrost der Hand des großen Hirten und Bischofs unsrer Seelen überlassen. Uns ziemt es nur, vor allen Dingen die Predigt vom Glauben an Christum durch ganz Indien hin erschallen zu lassen. Darauf lasset uns mit allen evangelischen Christen aller Länder mit neuem heiligem Eifer im Namen des Herrn, und im Geist der Eintracht und christlichen Liebe hinarbeiten, als auf die Hauptaufgabe unsrer Zeit.

„Die Committee in ihrem Theil wird aufs sorgfältigste erwägen, in welcher Weise sie die vermehrten Mittel, die etwa ihr zur Verfügung gestellt werden, am besten verwenden möge. Sie wird die Missionskarte Indiens aufs Neue vornehmen und sich fragen, wo bereits andere Gesellschaften arbeiten, wo die bedeutendsten und einflußreichsten Stämme wohnen, und welches die Stationen sein möchten, von denen aus die Evangelisirung des näheren und weiteren Umkreises am sichersten erzielt werden könnte. Für jetzt weisen wir nur auf die aufgeregten Nordwest-Provinzen hin. Viele Stationen dort bedürfen unmittelbare Hülfe. Mehr Arbeiter sind erforderlich in Gorrackpur, an den Gränzen von Audh; zu Bhagelpur mit seinen Santal-Stämmen; zu Dschabbelpur in Central-Indien; ferner in Pandschāb zu Amritsar, Peschauer und Multan. Die Ansprüche des Pandschāb auf Englands Dankbarkeit wird Niemand läugnen. Unsere Gesellschaft hat auch die Pflicht übernommen, ihre Missionen über das Königreich Audh auszudehnen, und zwar sowohl in Folge der großmüthigen Anerbietung von 1000 Pf. Sterl. (Fr. 25,000) für den ersten Missionar, der dahin ausgesandt würde, als auch und noch viel mehr in Folge der Aufforderung eines der edelsten Staatsmänner und Helden

Indiens, des verewigten Sir Henry Lawrence. Er war es, der die Gesellschaft veranlaßte, ihre Missionare nach dem Pandschäb zu senden, nachdem er das Land beruhigt hatte; er steuerte reichlich zu deren Unterhalt bei; und er war es, der den Wunsch aussprach, daß unsre Missionare zugleich mit ihm in Audh einziehen möchten, als er zum Civilgouverneur dieses Landes ernannt wurde. Die Besetzung Audhs mit Missionen ist jetzt eine doppelte Pflicht für unsre Gesellschaft geworden, sobald diese Provinz wieder der brittischen Herrschaft unterworfen ist.

„Während aber die Committee an die Ausdehnung ihrer Missionen denkt, verliert sie den gleich wichtigen Grundsatz, jede Station mit den nöthigen Arbeitskräften zu versehen, keineswegs aus den Augen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß jede Station, wenn die Arbeit im Segen fortgehen soll, wohl mit Missionaren versehen sein muß. Es müssen immer mehrere Brüder auf einer Hauptstation sich befinden, damit die verschiedenen Zweige der Arbeit, die Seelenpflege, die Schulen und Erziehungsanstalten, die Missionsreisen 2c. nicht ins Stocken gerathen, zumal bei den Wechseln und Veränderungen, die das indische Klima so oft zur Folge hat.

„Dieß sind die Beweggründe, welche unsre Gesellschaft zur Gründung eines 'besondern indischen Fonds' veranlassen. Wenn unsre indischen Missionen in der Weise wie wir es dargelegt haben, erweitert und verstärkt werden sollen, so bedarf es eines bedeutenden jährlichen Zuwachses in unsern Einnahmen. Die Committee spricht ihren Dank aus für viele bereits empfangene und ermuthigende Zusagen von vermehrter Unterstützung. Sie bedarf aber eine alljährlich und gleichmäßig fortgesetzte Bethätigung solcher Unterstützungen. Sie bedarf der Beisteuern der reicheren Klassen in demselben Verhältniß, wie sie sie schon seit langer Zeit von den ärmeren Klassen empfängt, — wöchentliche, monatliche, halbjährliche Gaben, wie eben der Herr Gnade gibt. Alles wird nächst Gott von der Aufnahme abhängen, welche dieser Aufruf bei den Freunden der Gesellschaft findet. Die Worte des Propheten aber sollen uns zum Trost und zur Ermuthigung dienen, wenn er spricht: 'So spricht der Herr, der Solches macht, der Herr, der es bereitet und ausrichtet; Herr ist Sein Name: Rufe zu mir, so will ich dir antworten, und will dir anzeigen große und erhabene Dinge, die du nicht weißt.' Jer. 33, 2. 3.“

Nach Verlesung dieses inhalts- und lehrreichen Dokuments folgten die Reden. Gerne möchten wir dieselben in voller Ausdehnung hier

wiedergeben; denn selten mögen in einer Missionsversammlung bedeutendere und lehrreichere Worte gesprochen worden sein. Allein der Raum dieser Blätter setzt uns Schranken. Wir müssen versuchen, von einigen dieser Ansprachen gleichsam den Rahm oben abzuschöpfen.

Unter denjenigen Rednern, die weniger durch den Glanz der Darstellung, als durch die einfache und klare Aufstellung von Thatsachen die Aufmerksamkeit der Versammlung fesselten, war das bekannte Parlamentsmitglied Arthur Kinnaird. Er hob zuerst mit gewaltigem Ernst die Versäumnisse hervor, welche England sich in Betreff Indiens habe zu Schulden kommen lassen. „England ist nun seit mehr als einem Jahrhundert im Besitz dieses ungeheuern Reiches," sprach er; „und doch haben wir seine Bevölkerung fast in einer vollständigen Unbekanntschaft mit dem Evangelium gelassen! Es ist wahr, es stehen 440 Missionare in Indien; aber was ist das unter einer Bevölkerung von 200 Millionen Seelen! Kann man das eine Evangelisation Indiens nennen? Wenn man einem Fremdling, der nie nach London gekommen wäre, sagen würde, diese ungeheure Weltstadt sei mit Gas beleuchtet, und er fände nun bei seinem Eintritt in dieselbe eine Gaslampe etwa an der London-Brücke, eine zweite in der City bei Chäring Croß, eine dritte in der Vorstadt Islington, und sonst keine einzige mehr, — was würde er denken von der vielgerühmten Beleuchtung Londons? Aber das kann uns eine Vorstellung geben von dem, was bis dahin in religiöser Beziehung für Indien gethan worden ist." — „Und doch", fuhr Kinnaird fort, „doch haben wir Ursache, für die gesegneten Erfolge dankbar zu sein, von denen bis jetzt die Arbeiten dieser kleinen Schaar von Missionaren begleitet waren. Wir dürfen den Segen nicht unterschätzen, den Gott selbst dieser kleinen Zahl von Knechten Christi bescheert hat. Wir können hinweisen auf 112,000 Bekehrte; wir können hinweisen auf die 100,000 Kinder, die in unsern Schulen und Erziehungsanstalten unterrichtet werden. Auch ist es der Erwähnung werth, daß die Regierungsschulen, aus denen die Bibel systematisch ausgeschlossen ist, nur 400 an der Zahl sind und gegenwärtig nicht mehr als 25,000 Schüler zählen, während die Missionsschulen, wo die Bibel und der biblische Unterricht die Hauptsache ist, auf mehr als 1600 sich belaufen und nahezu von 100,000 Schülern besucht werden. Folglich verhalten sich die Regierungsschulen zu den Missionsschulen wie Eins zu Vier. Ich habe die Zuversicht, daß alle evangelischen Missionsgesellschafttn mit neuem Eifer sich des Volksunterrichts in Indien annehmen werden. Dadurch wird der Verbreitung

einer gründlichen Bibelkenntniß in hohem Grade der Weg gebahnt werden, — und dieß ist um so wichtiger, da ja die heilige Schrift nur dem lesekundigen Theil der Bevölkerung Indiens, der leider bis jetzt noch sehr gering ist, zugänglich sein kann. Wie kommt es, daß, ungeachtet die brittische Bibelgesellschaft in diesem Jahrhundert nicht weniger als zehn Uebersetzungen der ganzen Bibel in indische Sprache, außerdem 17 Uebersetzungen des N. Testaments und 7 von einzelnen Theilen der Bibel veranstaltet und gedruckt hat, — daß dennoch seit dem Anfang dieses Jahrhunderts die Gesammtzahl der in Indien verbreiteten heiligen Schriften sich auf nicht mehr als vier Millionen belief? Es ist der Mangel an Volksunterricht, der Mangel an lesekundigen Leuten, was bis jetzt eine größere Verbreitung des Wortes Gottes verhindert hat. Deßhalb habe ich die Hoffnung, daß alle die verschiedenen Missionsgesellschaften, die in Indien für den Herrn arbeiten, neue und größere Anstrengungen machen werden, der indischen Bevölkerung den Segen eines christlichen Volksunterrichts zu bringen.

„Ich kann es mir aber nicht versagen, auch noch auf den außerordentlichen Segen hinzuweisen, den die Gnade Gottes auf die Mission von Tschota (Klein-)Nagpur*) gelegt hat. Innerhalb sechs Jahren wurden Eintausend der dortigen Kohls (Coles) getauft, und diese neubekehrten Christen haben die Aufrichtigkeit ihres Bekenntnisses dadurch an den Tag gelegt, daß sie nicht nur aus eigenen Mitteln ihre Kirche und ihre Schulen erbaut haben, sondern selbst als Missionare auftreten und für die Ausbreitung des Evangeliums arbeiten. Lasset mich auch hinweisen auf Tenasserim und Pegu (in Birma), wo jener reichgesegnete Knecht Christi, Adoniram Judson, arbeitete, nachdem er im J. 1812 von Brittisch-Indien durch die Behörden der Ostindischen Compagnie vertrieben worden war. Was war dort das Ergebniß der Missionsarbeiten? Dort ist nun eine christliche Bevölkerung von 100,000 Seelen; dort stehen 176 Birmanische und Karenen-Gemeinden mit 11,966 Communicanten und 2500 Schülern, von welchen letzteren 197 in dem höheren Seminar zu Rangun für das Predigtamt erzogen werden, und mit 174 eingeborenen Pastoren und Lehrern. Liegt darin nicht für uns eine Ermuthigung und Aufforderung, in unsrer Arbeit getrost vorwärts zu gehen? . . Ach, hätten wir in Nord-Indien 100,000 eingeborene Christen gehabt, statt jener 100,000 muhamedanischer und bramanischer Sipoys,

*) Es ist dieß die Mission des ehrwürdigen Predigers Goßner in Berlin.

die sich gegen uns empört haben, wir hätten wahrlich die entsetzlichen Ereignisse nicht zu beklagen, die vor Kurzem unser Reich im Osten erschüttert haben! . . ."

Unmittelbar auf Kinnaird folgte Missionar C. Reuther, früher von Prediger Goßner nach Indien ausgesandt, sodann in die Dienste der kirchlichen MG. eingetreten und seit mehreren Jahren in Dschaunpur im Distrikt Benares stationirt. Er hatte selbst alle Greuel des Militäraufstandes mit durchlebt, und wurde nun aufgefordert, aus seinen Erfahrungen Einiges mitzuheilen. Wir können nicht umhin, seine Ansprache in ihrem ganzen Umfang hier wiederzugeben.

„Nachdem ich," fieng er an, „fünfzehn Jahre in Indien zugebracht habe, so sei es mir nun gestattet, einige Worte zu Gunsten dieses unglücklichen Landes zu sagen. Da ich ein Ausländer (Deutscher) bin, so muß ich um Nachsicht und Geduld bitten. Ich werde mich kurz fassen und nur das erzählen, was ich gesehen habe. Ich bin mit meiner Familie mitten in der Gefahr, mitten in dem allgemeinen Wirrsal und Blutvergießen gestanden; aber der Herr hat uns gnädig errettet. Er hat Großes für uns gethan, deß sind wir fröhlich. Wir haben in Ihm einen Gott erfunden, der da Gebete hört und erhört; wir haben erfahren, daß Er ein mächtiger Erretter ist in der Zeit, da uns Hülfe Noth thut. Deßhalb soll, was ich sage, ausschließlich zu Seiner Ehre gesagt sein.

„Es war am 5. Juni, daß ich mit meiner Familie in dem Hause des englischen Beamten zu Dschaunpur mich befand. Dort hatten sich auch andere europäische Bewohner der Station mit ihren Frauen und Kindern eingefunden; wir zählten im Ganzen etwa 30 Personen. Die zwei Compagnieen Sikhs, die damals in Dschaunpur in Garnison lagen, standen als Schutzwache um uns her; denn die Station sollte eben von einem bedeutenden Corps meuterischer Sipoys angegriffen werden, die von Benares her gegen uns anmarschirten. Unsre Sikhs schienen treu zu sein; sie versicherten uns, daß sie bis auf den letzten Mann treu zu uns stehen werden. Aber wie die Kreter zu des Apostels Paulus Zeit allzumal Lügner waren, so sind es die Heiden in Hindostan. Wir waren noch nicht lange in der Amtswohnung der Station, als die Sikhs ihre Waffen gegen uns kehrten. Sie schossen vor unsern Augen ihren englischen Offizier nieder und ermordeten den obersten Civilbeamten. Unsre Lage war vorher schon schlimm gewesen, aber nun wurde sie ungleich bedenklicher. Wir flüchteten uns in ein kleines Zimmer zu ebener Erde

nnd verbarrikadirten uns da so gut wir konnten; aber das half uns wenig, denn die Sikhs schossen durch die Jalousie-Läden. Wir befanden uns in einer überaus hülflosen Lage; denn wir hatten weder die Mittel, uns zu vertheidigen, noch stand uns ein Weg offen zum Entfliehen. Und doch, Ein Freund stand uns zur Seite, — ein Freund, der nie im Stiche läßt, und dieser Freund war der Herr unser Gott. Zu Ihm erhoben wir unsre Herzen im Gebet, in Seinen Schutz empfahlen wir uns und unsre Kinder, und Er hat unser Flehen vernommen. Die Sikhs hörten auf zu schießen und liefen davon. Wir waren frei. Wir fühlten, daß wenn der Herr nicht mit uns gewesen wäre, so hätten uns unsre Feinde gar verschlungen. Ihm sei Ruhm und Ehre gebracht.

„Unsre Drangsale waren jedoch nicht vorüber. Die Sikhs waren noch immer nahe. Die ganze Gegend wimmelte von Meuterern. Dazu kam noch das schlimmste Gesindel, das sich allenthalben an die meuterischen Sipoys anschloß, und das gleich Raubvögeln jeden Augenblick bereit war, über uns herzufallen. Von dieser Stätte der Gefahr zu entfliehen, und zwar gerade in der furchtbarsten Hitze des Jahres, mit so vielen kleinen Kindern, das war keine leichte Sache. Einer von uns rief: 'Was geschehen soll, das muß ohne den geringsten Verzug geschehen,' — und wir Alle kamen überein, nicht nach Benares, sondern nach Dschafferäbad uns zu flüchten. Wir hatten zwei Wagen, und mit diesen lenkten wir sofort von der Benaresstraße ab. Dadurch wurden wir zum zweiten Mal errettet; denn wären wir nur eine halbe Stunde weiter auf dieser Straße gezogen, so wären wir, wie wir hernach erfuhren, einer Abtheilung der irregulären Reiterei in die Hände gefallen, die sich verschworen hatte, weder einen europäischen noch einen eingeborenen Christen zu verschonen. Sie hätten uns Alle ohne Erbarmen niedergemetzelt. Einer von uns war diese Straße gegangen, und sobald er auf diese Aufrührer stieß, ward er niedergeschossen. Wir schlugen die Gasipur-Straße ein und zogen so schnell als die Umstände es erlaubten, vorwärts; nach und nach aber fanden wir auch diese Straße so schwierig und unsicher, daß wir genöthigt waren, zu Päßsawa, etwa fünf Stunden von Dschaunpur, anzuhalten. Es gelang uns, ein kleines Boot zu miethen, in welchem wir den Fluß Gumti, der bei Gasipur vorüberfließt, hinabzufahren gedachten. Es war bereits Mitternacht; und wäre nicht auch dießmal der Herr mit uns gewesen, so wäre unser Entkommen unmöglich geworden. Die Gier nach Plünderung und die Zuchtlosigkeit der Leute war so groß, daß wir schon mit Tagesanbruch angehalten wur-

den. Bereits war ein Dorf ums andere, gleich Dschaunpur, von den Meuterern überfallen und geplündert, und dann in Brand gesteckt worden. Unsre Lage war über alle Maaßen bedenklich. Dennoch gelang es uns zweimal, aus den Händen der Frevler wieder zu entkommen. Zu Karrakack, wo wir zum dritten Mal angehalten wurden, wollten uns die Leute nicht fortlassen. Hier war die Volksmasse sehr groß und aufgeregt, und der Eine schrie das, der Andere jenes. Wir schickten nach dem Dorfschulzen. Derselbe kam mit seinen Leuten, aber er that nichts; sie kehrten uns den Rücken und überließen uns der Willkühr des wüthenden Volkshaufens. Da richtete ein zornglühender Muselman seine Augen auf mich und rief: 'Sehet, das ist der Missionar, der auf der Dschaunpur-Brücke seine Lästerungen auskramte und alle Leute zu Christen machen wollte!' Es war mir nicht unerwartet, so etwas zu hören; denn fanatische Muhamedaner nannten uns Missionare oft 'Gotteslästerer', weil wir die Lehre verkündigten, daß der gekreuzigte Christus der Sohn Gottes und der einige Heiland der Welt sei, gerade wie man dem Herrn Jesus selbst oftmals vorwarf, er habe Gott gelästert, weil er sich selbst den Sohn des lebendigen Gottes nannte. Ich weiß nicht, was uns zu Karrakack begegnet wäre, wäre nicht der Herr uns zur Seite gestanden. Gerade da die Gefahr am höchsten war, sandte Er uns einen Freund und Retter. Ein einflußreicher Mann des Ortes, ein Hindu, nahm uns in sein Haus und schützte uns da zwei Tage lang. Darauf giengen wir bei Nacht, unter dem zahlreichen Schutzgeleite von freundlichgesinnten Eingeborenen, zurück nach Pässawa, von wo wir endlich durch eine Abtheilung Europäer, die freiwillig sich angeboten hatten uns aufzusuchen, nach Benares abgeholt wurden. Diese Stadt erreichten wir nach fünf Tagen unsäglicher Gefahr Abends den 9. Juni, Gott lobend und preisend für Alles, was Er in Seiner Barmherzigkeit an uns gethan hatte.

„Vielleicht erwartet Ihr, meine Freunde, daß ich auch etwas mittheile über die Lage unsrer eingeborenen Christen in jenen Tagen der Prüfung. Und auch hier muß ich wieder zum Ruhm des barmherzigen Gottes sagen, daß Er als ein mächtiger Retter sich bewiesen hat in der Zeit, da uns Hülfe Noth that. An vielen Orten waren ihre Leiden groß; Viele haben ihr Eigenthum und ihren Verdienst verloren; Viele mußten gleich den Missionaren ihr Leben durch die Flucht retten. Andere wurden von den Feinden aufgefordert, ihren Glauben zu verläugnen; aber sie haben es vorgezogen, eher den Märtyrertod zu sterben, als daß sie vom Herrn abgefallen wären. Unser Freund Timotheus zu Asimghar

wurde von dem Sohn eines Radscha, der früher sein Schüler gewesen, aufgefordert, Muhamedaner zu werden, da er ja als Christ nicht mehr durchkommen könne. Timotheus erwiederte: 'Ich würde nie einen guten Muhamedaner abgeben, was du aus meinen Unterweisungen wohl noch wissen wirst. Ich will bleiben was ich bin, — ein Christ!' Der Fürstensohn entgegnete: 'Wärest du nicht mein Lehrer gewesen, ich hätte dir für dieses Wort den Kopf abgeschlagen!' Ein anderer unsrer eingeborenen Christen kam nahe bei unserer brennenden Missionswohnung in Dschaunpur in eine äußerst bedenkliche Lage; aber er erklärte, er werde nimmermehr seinen Herrn verläugnen. 'Ich und mein Haus,' rief er, 'wir wollen dem Herrn dienen.' Ein eingeborener Christ zu Mirat rief aus, als er sein Haus und all sein Eigenthum in Flammen aufgehen sah: 'Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobet!' Ein anderer Christ, der im Pandschâb lebt, weigerte sich, in der Stunde der Gefahr zu fliehen, weil er ja oft genug den Heiden gepredigt habe, daß man nicht die zu fürchten habe, die den Leib tödten, sondern vielmehr den Herrn fürchten müsse, welcher Leib und Seele in die Hölle zu verderben vermöge. Als ich in Benares war, nach unsrer Flucht dahin, war unter allen dortigen eingeborenen Christen unverkennbar die Stimmung herrschend: 'Mag kommen, was da will, wir bleiben auf des Herrn Seite. Er hat uns in den Tagen des Friedens und Wohlstands gesegnet, sollten wir nun nicht auch willig sein, in Seinem Namen zu leiden, wenn es also Sein Wohlgefallen wäre?'

„Diejenigen Europäer, welche unsre Christen eben als bloße Reis-Christen (d. h. als Leute, die um des Brodes willen sich zum Christenthum bekennen) anzusehen pflegten, waren bis dahin der Meinung, dieselben seien für Regierungsstellen oder sonst für wichtigere Aufgaben ganz und gar untauglich; aber die gegenwärtige Rebellion hat gezeigt, daß ihnen viel geistiges Leben inne wohnt, und daß sie nicht die verächtliche Klasse von Leuten sind, für die man sie bisher gehalten hat. Sie sind in diesen Tagen der Prüfung in vielfacher Beziehung auf festeren Boden gegründet worden. Innerlich schien ihr Glaube zu wachsen mit der wachsenden Gefahr, und wie ihr Tag war, so war auch ihre Kraft; äußerlich sind sie in der Achtung aller Europäer gestiegen. Als die brittischen Regierungsbeamten in Benares in der Zeit der höchsten Gefahr keine vertrauenswürdigen Leute mehr unter den Hindus und Muhamedanern finden konnten, da fiengen sie an, nach unsern eingeborenen Christen sich umzusehen. Schaaren derselben wurden schon im Monat Juni,

während ich dort war, angestellt; sie dienten schon damals zur vollen Befriedigung der Regierung, und dieß ist, wie ich seitdem aus Briefen von dort ersehe, noch immer der Fall.

„Anfangs glaubten Etliche, diese furchtbare Rebellion sei eine Frucht des Missionswesens in Indien. Diese Ansicht aber konnte in Indien selbst nie Boden gewinnen; die Thatsachen sprachen zu stark dagegen. Der Aufstand gieng ausschließlich von den Sipoys aus, und gerade die Sipoy-Armee war ja bis dahin gegen den Einfluß der Mission hermetisch verschlossen geblieben. Ich bin, wie schon bemerkt, 15 Jahre in Indien gewesen; aber in dieser ganzen Zeit bin ich nie in eine Sipoy-Caserne gekommen, — nicht daß ich den Wunsch nicht gehabt hätte, den Sipoys ebenso gut als allen Andern das Wort vom Kreuze zu predigen; aber es war mir dieß nie gestattet. Jedermann wußte, daß die Regierung aufs ängstlichste darauf bedacht war, den Einfluß der Missionare von der Armee ferne zu halten, — und sie hat ihn ferne gehalten. Den Missionaren standen Millionen andere Leute offen, zu denen sie freien Zugang hatten, — und deßhalb brauchten sie der eingeborenen Armee sich nicht aufzudrängen.

„Es ist bemerkenswerth, daß gerade diejenigen Heiden, die am meisten unter dem Einfluß der Mission standen, sich überall und durchweg der Regierung zugethan bewiesen. Sie waren es, die so viele Europäer und eingeborene Christen unter ihren Schutz nahmen und ihnen auf ihrer Flucht freundlich forthalfen. Nicht Ein Fall ist mir zur Kenntniß gekommen, wo solche Leute sich an die Meuterer angeschlossen hätten. Als wir auf unsrer Flucht durch ein Dorf zogen, wo ich eine Schule hatte, umringten uns die Schulknaben mit ihren Eltern, und viele von ihnen vergossen Thränen des Mitleids und der Theilnahme, als sie uns in einer so betrübten Lage sahen. Die Dorfbewohner waren bereit, für uns und für die Regierung zu thun, was nur in ihrer Macht stand.

„Als kurz vor dem Ausbruch zu Mirat sich in allen Nordwest-Provinzen das Gerücht verbreitete, daß die Regierung alle Eingeborenen durch List zu Christen machen wolle; daß das Salz, das Mehl und andere Dinge verunreinigt und mit zerriebenen Menschenknochen vermischt seien, um den Eingeborenen die Kaste zu verderben; daß jene geheimnißvollen Tschapatties oder kleine Brodkuchen*) zu demselben Zweck von der

*) Vergl. Miss.-Mag. 1857. S. 480.

Regierung umhergesandt würden; und als so Viele von den gemeinen Leuten diese Gerüchte glaubten und argwöhnisch, ja wüthend gegen die Regierung wurden, da lachten alle diejenigen, die unter dem Einfluß der Mission standen, über diese sinnlosen Gerüchte und ließen sich nicht einen Augenblick dadurch beunruhigen. Wäre die ganze Nation unter dem Einfluß der Mission gestanden, die Rebellion hätte nimmermehr unter dem Vorwand beginnen können, daß die Regierung alle Eingeborenen durch Mittel der List und Gewalt zu Christen machen wolle.

„Wäre die Mission Schuld an diesem furchtbaren Aufstand, wie hätte es geschehen können, daß wir, als wir zu Benares waren, unbewaffnet und schutzlos mitten unter das Volk gehen konnten? Gerade als die Gefahr aufs höchste gestiegen war, und als kein Europäer weder vom Civil- noch Militärstand es wagte, unbewaffnet auszugehen, da geschah es, daß ich drei meiner kleinen Kinder mitten ins Herz der Stadt Benares mitnahm, und Niemand fiel es ein, uns etwas Leids zu thun. Viele, es ist wahr, staunten mich an, aber das war Alles. Man sieht es jetzt auch in England ein, daß diese schreckliche Rebellion nicht darin ihren Grund hat, daß man das Christenthum und die Bibel in Indien verbreitete, sondern umgekehrt darin, daß man dieß nicht that. So weit als die Bibel unter das Volk kam, so weit blieb Alles ruhig; aber drüber hinaus ist alles Finsterniß und Verwirrung. Es ist ein Mißgriff zu glauben, die Bibel müsse den Eingeborenen Indiens vorenthalten werden. Die Eingeborenen fürchten sich nicht vor der Bibel; sie bewundern sie und lesen sie gerne. Unsre Dschaunpur-Mission war nur eine kleine Mission; aber wir hatten doch 500 heidnische und muhamedanische Knaben und Jünglinge im Unterricht, und hätte es uns nicht an Mitteln und Kräften gefehlt, so hätten wir viermal so viel Schüler haben können; und doch war die Bibel das erste, das Hauptbuch, das in unsern Schulen gelehrt wurde. Es ist eine wohlbekannte und bereits erwähnte Thatsache, daß, obgleich die Bibel aus den Regierungsschulen verbannt ist, in den Missionsschulen dagegen fleißig gelehrt wird, dennoch die letzteren eine viel größere Zahl von Schülern haben als jene. Ich kenne Indien genau, und kann versichern, daß die Bibel dort noch nie einen Schaden angerichtet hat. Ihre Wirkungen alle sind gut und gesegnet gewesen, und zählet darauf, dieß wird auch in alle Zukunft der Fall sein.

„Als ich zu Benares war nach unserer Flucht, erhielt ich einen sehr netten Brief von einem muhamedanischen Jungen, der in einer unserer Schulen unterrichtet worden war. Darin sagt er unter Anderem: 'Ich

weiß, daß der Herr Jesus Christus der Sohn Gottes ist, und daß alle Gewalt im Himmel und auf Erden Ihm übergeben ist, und deßhalb glaube ich, daß Er diesen Aufruhr bald dämpfen und Sein Reich in diesem Lande aufrichten wird.' Das ist auch ganz meine Ueberzeugung. Viele Missionsstationen sind zerstört worden, aber es ist kein Grund vorhanden, daß wir verzagen. Wird bei uns daheim nur brünstiger und anhaltender gebetet, und stehen draußen mehr treue Arbeiter, so wird es nicht fehlen, Indien wird noch ein Eigenthum des Herrn werden."

Unmittelbar auf Miss. Reuther folgte Herr J. C. Colquhoun (sprich: Cohün), einer der ausgezeichnetsten Männer Englands. Der Gegenstand, den er zu behandeln hatte, und die klare, geistvolle Weise, wie er denselben behandelte, ist für jeden Freund der indischen Missionen zu wichtig, als daß wir seine Rede ganz übergehen dürften. Das ihm vorgeschriebene Thema nemlich, das er besprechen sollte, lautet also: „Eine christliche Nation, welcher die Herrschaft über ein Volk anvertraut ist, das den wahren Gott nicht kennt, und das unter den socialen und sittlichen Uebeln leidet, welche allezeit von falschen Religionen unzertrennlich sind, — eine solche Nation ist verpflichtet, die wahre Religion ihren Untergebenen aufs angelegentlichste anzuempfehlen, und zwar durch solche Mittel, die mit wahrer Gewissensfreiheit und mit den Grundsätzen einer gerechten Toleranz verträglich sind."

„In England," sagte der Redner, „ist es die öffentliche Meinung, durch welche die Handlungsweise der Regierung wesentlich bestimmt wird. Zu einer Zeit nun, wo das Parlament zusammenzutreten und über die künftige Regierung Indiens zu entscheiden im Begriff ist, ist es von höchster Wichtigkeit, der öffentlichen Meinung einen klaren und genau bestimmten Ausdruck zu geben. Eine so einflußreiche Gesellschaft aber, wie die der kirchlichen MG., die über das ganze Land hin verzweigt ist, die im Herzen der Britten so tiefe Wurzeln geschlagen hat, und die deßhalb die religiöse Stimmung des Landes in so bedeutendem Maaße repräsentirt, — sie hat die Pflicht, ihre Meinung mit Besonnenheit und Ruhe auszusprechen. Nun kommt es mir vor, daß diejenigen, die mit der Regierung der 200 Millionen Bewohner Indiens beauftragt sind, ein Recht haben, sich an uns zu wenden und zu sagen: 'Die Zeit für allgemeine Phrasen und leere Deklamationen ist vorüber; saget uns klar und bestimmt, was ihr an der Regierung Indiens auszusetzen habet; saget uns einfach und nüchtern, was ihr von uns fordert.'

„Nun, auf diese Frage will ich versuchen, eine Antwort zu geben.

Und da darf ich gleich von vorne herein es aussprechen, daß es einem vernünftigen Christen unter uns nicht von ferne einfällt, von der Regierung zu fordern, daß sie nun einen religiösen Kreuzzug gegen die Götzen Indiens unternehme. Englische Toleranz würde einen solchen Kreuzzug nicht dulden; der Geist des Evangeliums kann ihn nicht zugeben. Aber während wir dergleichen entschieden von uns weisen und für jeden Eingeborenen Indiens die vollste Duldung verlangen; ja während wir fordern, daß ein Jeder seine eigenen Religionsgebräuche in voller Freiheit übe, so gemein und verwerflich sie auch sein mögen, und seinem Gotte unbeschränkt diene, so unrein auch dieser Dienst sein mag, so müssen wir uns doch zwei Beschränkungen vorbehalten, die von selbst jedem denkenden Menschen einleuchten, und die dem Wesen nach auch von der indischen Regierung anerkannt sind. Die eine ist, daß eine Religion nicht gegen die Gesetze der Menschlichkeit streiten darf, — die andere, daß sie nicht das öffentliche Schicklichkeitsgefühl verletze. Würden diese Grundsätze ehrlich und fest durchgeführt, so würde schon dadurch ohne Zweifel in der öffentlichen Sitte Indiens eine große und wohlthätige Veränderung hervorgerufen werden. Jedenfalls würden viele bis jetzt noch geduldeten Dinge, die gegen das sittliche Gefühl und gegen alle Schicklichkeit verstoßen, nicht länger sich offen zur Schau stellen dürfen. Dem sei aber, wie ihm wolle: die Duldung, die wir meinen, ist nicht Neutralität, wenn überhaupt auf Seiten der Regierung Neutralität in Sachen der Religion möglich ist. Im Gegentheil, ich sage mit voller Zuversicht, eine Regierung kann in Religionssachen nicht neutral sein; sie kann nicht über allen den verschiedenen Religionen stehen und sagen: 'Wir halten es mit keiner Parthie in Glaubenssachen.' Das ists nicht, was wir unter Toleranz verstehen; das ist Unglaube.

„Unter der Toleranz aber, die wir für Indien begehren, verstehen wir ebenso wenig das, daß man zwar den heidnischen Gebräuchen volle und unverkümmerte Freiheit gestatte, dagegen dem Christenthum keinerlei Duldung zu Theil werden lasse. Nicht das ist unsre Meinung, daß man zwar Alles was schlecht, unrein und liederlich ist vertragen, daß man den Schutz der brittischen Flagge und den schirmenden Arm der brittischen Gesetze über die Verirrungen des Heidenthums ausbreiten soll; dagegen, wenn Einer, gedrungen von den Regungen seines Gewissens, und beseelt von tiefen sittlichen Beweggründen, seinen früheren unreinen Religionsgebräuchen den Abschied gibt und sich zum Evangelium bekehrt und seine Kniee vor dem Gekreuzigten beugt, daß dann alle Aemter und

Aemtlein der brittischen Regierung und alle Stellen in den Reihen der brittischen Armee ihm für immer verschlossen seien. So ists bisher in Indien gewesen; so aber soll und darf es hinfort nicht mehr sein. Wir haben das unantastbare Zeugniß eines der größten Männer, die Indien gesehen hat, des Sir John Lawrence, daß im Pandschāb darin etwas Neues zu sehen ist, — ja hört, ein Neues, ganz Neues für Indien; und das ist, daß ein Eingeborener ein Christ sein und doch der brittischen Krone dienen darf! Das alte System ist ein großes Uebel, und unsre erste Forderung, die wir ruhig und besonnen, aber unwiderruflich an die Regierung von Indien stellen, ist die, daß es darin anders werde, daß das alte System aufhören muß. Der Grundsatz, der im Pandschāb angenommen ward, — in jener Provinz, von woher wir im Lauf der letzten Monate so oft mit klopfendem Herzen die telegraphische Botschaft vernahmen: 'Der Pandschāb ist ruhig,' — dieser Grundsatz muß durch die ganze Länge und Breite Indiens angenommen und durchgeführt werden.

„Aber wir haben noch eine andere Forderung, die wir an die Regierung stellen. Es gibt in dem religiösen System der Hindus einen Punkt, dem wir nach und nach eine Stellung, ein Gewicht eingeräumt haben, das ebenso gefährlich als ungerecht ist. Ich meine die Kaste. Was ist der Sinn jener bedeutungsvollen Erklärung, die nicht etwa in einem Privatbrief, sondern in einer amtlichen Verordnung ausgesprochen ist, daß 'die Kaste im indischen Heeresdienst nicht länger herrschen' soll? Hab' ich die Worte recht gelesen? Ist es möglich, daß dieses System, das den Kindermord sanktionirt, das die Individuen von einander strenge absondert und isolirt, das die zartesten Regungen des Herzens erstickt, den Unterthan seinem Herrscher entfremdet und einen Jeden von seinem Nächsten durch unübersteigliche Scheidewände trennt, — daß dieses System in unserm indischen Heerdienst 'herrschen' durfte? — herrschen, allerdings Gottlob nicht in der Armee von Madrās, aber absolut herrschen in der Armee von Bengalen, so vollkommen und oberherrlich herrschen, daß die Soldaten niederer Kaste diejenigen von höherer Kaste nicht einmal berühren durften, und daß die Soldaten der höheren Kaste den Gehorsam verweigerten und die Kriegszucht abschüttelten, weil diese Kriegszucht, man höre! — mit ihren Kastengesetzen sich nicht vertrug. Ich habe das gute Vertrauen, daß der jetzige Oberfeldherr Indiens, Sir Colin Campbell, nicht viel Federlesens mit diesen Kastenskrupeln machen, daß er, sobald der Friede wiederhergestellt ist, zu seinen Soldaten sagen wird: 'Ich bin angewiesen, eine bessere Kriegszucht einzuführen. Ihr habt freie

Wahl, ob ihr in unsrem Heere dienen wollt oder nicht; das steht ganz in eurem Belieben. Aber wenn ihr einmal Dienst nehmet und Sold empfanget, so thut was euch gebührt und unterwerfet euch der Kriegszucht des brittischen Heeres.' Dann werden alle jene Schrecken, alle jene tollen Einbildungen, welche die Sipoys kürzlich zur Meuterei veranlaßt haben, allenthalben verschwinden, wie sie im Pandschāb verschwunden sind, und man wird finden, daß die brittische Kriegszucht ausreicht, um ein brittisches Heer in Ordnung zu halten.

„Es ist noch ein dritter Punkt, auf den wir kommen müssen, und es ist der schwierigste und kitzlichste von allen. Man wird uns fragen: 'Was schlaget ihr denn vor in Betreff des indischen Schulunterrichts?' Gestattet mir, meine Freunde, vor allen Dingen anzugeben, was die gegenwärtige Praxis ist. Diese datirt schon von Anordnungen her, welche Lord William Bentinck während seiner Obestatthalterschaft in Indien im Jahr 1835 erließ. Er gründete, zu seiner Ehre sei es gesagt, Regierungsschulen über ganz Indien hin. Als Sir Charles Wood (ums Jahr 1854) im indischen Controlamt saß, erweiterte er dieses System, und zwar in einer Weise, die dasselbe, wenn es vollständig nach dem Wortlaut seiner Verordnung durchgeführt worden wäre, ausnehmend werthvoll gemacht hätte. Es sollten nemlich nicht blos Regierungsschulen gegründet, sondern auch an alle andern bestehenden Schulen, wenn sie nur gewissen billigen Forderungen in Betreff des darin ertheilten weltlichen Unterrichts entsprächen, Unterstützungsgelder (grants-in-aid) von Seiten der Regierung dargereicht werden. Aber in dem alten System von 1835 sowohl, als in dem neuen ebengenannten ist ein Punkt, gegen den wir protestiren müssen: ich meine die Bestimmung, daß in keiner der Regierungsschulen die Bibel gelesen werden darf. Die Bibel darf in dem Bücherschrank einer Schule aufgestellt werden gleich jedem andern Buch, um zum Nachschlagen zu dienen, wenn ein Schüler etwa einen englischen Schriftsteller wie Milton oder Spenser liest; sie darf gebraucht werden zur Erklärung europäischer Literatur, gerade so wie die Bücher über Wischnu und Schiwa gebraucht werden, wenn es sich um Erklärung indischer Schriften handelt; aber versuch' es, sie aus dem Bücherschrank zu nehmen, um aus ihr eine Glaubenslehre zu beweisen, oder sie als Richtschnur fürs Leben zu gebrauchen, und es tritt dir sofort ein absolutes Verbot entgegen, das nicht nur für Bengalen, sondern für ganz Indien gilt. Ich spreche es frei und unumwunden aus, dieses System kann und darf nicht ferner bestehen. Ich kann jenes

System verstehen, das einst ein bekannter römischer Kaiser mit den Worten aussprach: 'Ich halte alle eure mannigfachen Glaubensüberzeugungen für gleich schlecht und gleich falsch; ich betrachte alle Religionen der verschiedenen Völker meines Reiches mit einem stolzen und philosophischen Skepticismus (Zweifel).' Ein solches System ist allerdings schlecht und verderblich, aber es ist consequent. Es verletzt kein Vorurtheil, es weckt keine Leidenschaften, es läßt die Leute gehen, wie sie wollen; es läßt sie in allen möglichen Formen des Glaubens und der religiösen Sitte ungestört sich bewegen. So ist aber nicht das System der indobrittischen Regierung. Sie hat mit klarem Bewußtsein einen andern Weg eingeschlagen. Bei der Erneuerung des Freibriefs der Ostindischen Compagnie im Jahr 1813, durch welche die brittische Regierung sowohl als die Compagnie gebunden ist, ward ausdrücklich ausgesprochen, daß 'solche Maßregeln getroffen werden sollen, die auf die Einführung nützlicher Kenntnisse und religiöser Veredlung unter den Eingeborenen abzielen'. Der treffliche Erlaß des Sir Charles Wood im Jahr 1854 erkennt diese Pflicht ausdrücklich an und schärft sie ein, wenn es darin heißt: 'Es ist eine der heiligsten Pflichten, daß wir den Eingeborenen Indiens jene reichen, sittlichen sowohl als materiellen Segnungen zu bringen bemüht sind, die aus der allgemeinen Verbreitung nützlicher Kenntnisse herfließen.' Hier sind die Grundsätze brittischer Politik klar dargelegt, — und nun laßt uns sehen, wie sie in den indischen Regierungsschulen praktisch angewendet werden. Da nimmt man die Kinder der Hindus und stellt sie unter den direkten Einfluß europäischer Civilisation und Bildung. Wir wissen aber, daß unter allen Bildungsmitteln, die man je in Anwendung gebracht hat, nur Eines sich findet, das wahrhaft unser Herz reinigt, unsern Willen in heilige Schranken bringt, die Triebfedern unsres Handelns veredelt und unser ganzes Wesen aus der tiefen Entartung unsres natürlichen Zustandes emporhebt; — es ist das Evangelium! Nun sagt man: 'Schulen sollen errichtet werden, sie sollen die sittliche und geistige Hebung Indiens befördern; was aber das Erziehungs- und Bildungsmittel betrifft, das Gott zur sittlichen Hebung des Menschen, wie zu seiner materiellen Wohlfahrt angeordnet hat, so werfen wir das mit klarem Bewußtsein bei Seite. Wir wissen zwar, es gibt kein anderes, das auch nur von ferne die von uns beabsichtigten Wirkungen in dem Maaße hervorbringt, als dieses eine; und dennoch eben dieses Eine Bildungsmittel werfen wir absichtlich auf die Seite.' Meine Freunde, ein solches System kann nicht bestehen. Ich weiß, es

gibt Schwierigkeiten, die zu überwinden sind; aber was man immer thun mag, Eines wenigstens ist klar, daß Schulen gründen, von denen man den wichtigsten Hebel der Sittlichkeit und Veredlung ausschließt, so viel heißt, als ein System einführen, das vor den Augen der ganzen Welt den Stempel der Verwerflichkeit auf der Stirne trägt.

„Aber man wird fragen: 'Willst du denn, daß die Regierung durch ganz Indien Schulen mit der Bibel darin errichte, und die Eingebornen zwinge, dieselben zu besuchen?' Das sage ich nicht; das ist nicht meine Meinung. So wird's nicht in England gehalten, so soll's auch nicht in Indien sein. Wenn die Eingeborenen Indiens von sich aus heidnische Schulen ohne die Bibel errichten wollen, in denen weltliche Kenntnisse bis zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit gelehrt werden, so ist es, ich gebe es zu, Pflicht der Regierung, sie zu unterstützen. Wenn nun aber eine Missionsgesellschaft unter die Eingeborenen Indiens ihre Arbeiter aussendet, und diese finden da einen armen ungebildeten Stamm, der jedoch gerne die Bibel lesen und darin unterrichtet werden möchte, und wenn dann die Lokal-Regierung in Indien, in der Ueberzeugung von der Wichtigkeit dieser Sache, sagt: 'Gut, wir wollen euch in der Errichtung eurer Missionsschulen unter den Santals helfen und euch Unterstützungsgelder zu diesem Ende gewähren;' — da thut sichs nicht, meine Freunde, daß dann die Oberbehörde daheim, sei es der Direktorenhof im Ostindienhaus oder der Minister des Controlamts, nach Indien hinausschreibe: 'Wir gestatten dem Generalgouverneur in Calcutta nicht, daß er der kirchlichen MG. Unterstützungsgelder gewähre zur Fortführung des Erziehungswerks unter den Santals.'*) Das ist weder gerecht noch weise. Das ist eine Politik, die nicht geduldet werden kann. Man ge-

*) Die Santals sind ein roher, wilder Bergstamm in Bengalen, der wiederholt mit bewaffneter Hand in die Ebenen herabstürzte und Alles mit Raub und Mord erfüllte, bis die englischen Waffen ihre Kraft brachen. Da aber zu jeder künftigen Zeit ähnliche Ueberfälle dieser unruhigen Bergvölker zu befürchten waren, so beschloß der wohlwollende und weise Generalstatthalter von Indien, die kirchl. MG. zu bitten, durch Anlegung von Schulen unter den Santals auf die Civilisirung dieses Stammes und die Milderung ihrer Sitten hinzuwirken; — und versprach dabei, die Kosten der Schulbildung aus Staatsmitteln zu tragen; offenbar der weiseste Weg, der eingeschlagen werden konnte. Der Direktorenhof in London aber tadelte darüber den Generalstatthalter und verbot jede Unterstützung, die einer Missionsgesellschaft zugedacht wäre. Darauf bezieht sich der Redner. Anm. d. Red.

statte unsrer eigenen christlichen Religion den gleichen Schutz, das gleiche Recht, das man allen andern Religionen in Indien gewährt.

„Man wird mir einwenden, die Politik, die ich vertrete, sei ein gefährliches Ding. Man wird sagen, dadurch werde nur die Flamme einer religiösen Rebellion in Indien angezündet. Nun mich dünkt, diese Flamme hat bereits lichterloh emporgeschlagen, durch was sie auch mag angezündet worden sein. Eure Politik hat in der That das Uebel weder verhindert, noch es überwunden. Meine Antwort auf jenen Einwurf ist übrigens sehr einfach. Keine Politik ist so gefährlich, als diejenige, die aus Furcht hervorgeht. Das große Uebel unsrer bisherigen Politik aber ist eben das, daß sie in der Furcht ihren Ursprung hat, und daß sie auf keinem klaren leitenden Grundsatz ruht, den der Eingeborene hätte verstehen können. Sie scheut sich die Grundsätze des Christenthums zu bekennen, und doch hat man in die liebsten altherkömmlichen Gebräuche der Hindus und in die Grundlagen ihrer Religion mit kecker Hand eingegriffen. Wir haben der Verbrennung der Wittwen eine Ende gemacht und die Wiederverehlichung der Wittwen für gesetzlich erklärt; wir haben dem Kindermord ein Ziel gesteckt; wir haben das Gesetz aufgehoben, wornach ein Eingeborener, der sich zum Christenthum bekehrt, enterbt wird und sein Eigenthum verliert; jede dieser Neuerungen ist ein schwerer Axtschlag an die Wurzel des Hinduglaubens gewesen. Meinet Ihr, das wissen die Eingeborenen nicht? Sie wissen es vollkommen gut. Sie wissen ferner, daß, wenn junge Leute in die Regierungsschulen eintreten, dieselben nicht als Christen, das ist wahr, wieder herauskommen, aber ebenso wenig als Hindus; nicht als Leute, die an die Religion Christi glauben, — zu unsrer Schande sei es gesagt, — sondern als Leute, die weder an Wischnu noch Schiwa, noch überhaupt mehr an irgend etwas glauben. Glaubet Ihr, das merke der Bramane nicht eben so gut als wir? Weiß nicht jeder verständige Hindu, wo unser System, wo unsre Politik hinausläuft? Und muß darin nicht der argwöhnische, an Täuscherei gewöhnte, schlau durchschauende Sinn des Hindu nur ein Abbild seines eigenen Charakters erkennen? — Was ist der Charakter, der der brittischen Regierung ziemt? Gerades, offenes Handeln; ein nobler, klarer, bestimmter und männlicher Gang; nicht jene schleichende und feige Politik, die unter dem Schleier der Freundschaft ihrem Opfer naht, mit Versicherungen der Liebe und Güte die Hand an ihn legt und dann seinem väterlichen Glauben den Dolch bis ins Herz stößt. Diese Politik muß aufhören und an ihre Stelle eine offene, gerade und consequente

Handlungsweise treten. Aber dann weg mit jener Huldigung vor dem Götzendienst, weg mit jenen pomphaften Umzügen des Generalstatthalters in den unterworfenen Provinzen, welche die Macht Englands vor den Augen der Eingeborenen entfalten sollen, und wobei man sich dann in unwürdiger Artigkeit auf die Seite wendet, um in Götzentempeln Opfergaben niederzulegen und vor den Altären des Moloch sich zu beugen! Die englische Politik muß so klar und einfach sein, daß Jedermann sie versteht. Die Königin von England wird, ich bin es überzeugt, mit Freuden solche Grundsätze begrüßen; die brittische Nation wird sie fordern. Unsre Regierung in Indien soll zu den Millionen ihrer Bewohner, sie soll zu Hindus und Muhamedanern sagen: 'Wollt ihr wissen, was unser Glaube ist? Hier steht er — hier im Buch des Zeugnisses, das hoch über allen Gesetzen des Reiches steht. Sitten, Gewohnheiten, Gesetze mögen sich ändern; dieses ändert sich nicht. Darnach regieren wir. Dieß ist unser Gesetzbuch. Es hat aus uns Engländern das gemacht, was wir sind, — eine intelligente, gesittete und große Nation; von den Ordnungen dieses Buches dürfen wir nicht weichen. Es schärft uns Duldung ein gegen jeden Glauben; es fordert von uns unverletzlichen Schutz für jedes Gewissen; aber es sagt uns und sagt euch: Wollt ihr groß sein, wollt ihr glücklich sein, hier steht das, wornach ihr euch zu richten habt; hier ist die Lebensregel für das Volk von Indien wie für das Volk von England!' Das wollen wir den Millionen Indiens sagen, und dann können wir hoffen, daß bald die Zeit kommen wird, wo Indien mit uns in freiem und freudigem Gehorsam sich beuge vor dem Wort des Königs aller Könige!"



Missions-Zeitung.

Jerusalem.

Ueber die betrübenden Vorgänge zwischen dem trefflichen Bischof Gobat und dem brittischen Consul Finn in Jerusalem haben die öffentlichen Blätter in den letzten Wochen wiederholt Nachricht gegeben. Der innere und wahre Zusammenhang dieser Sache kann nur Wenigen deutlich sein, und deßhalb halten wir es für unsere Pflicht, zur Beleuchtung dieser schmerzlichen Vorfälle hier Einiges, so weit unsre Kenntniß reicht, beizutragen. — In der anglikanischen Kirche gibt es bekanntlich zwei Parteien, von denen jede nicht nur im Mutterlande England, sondern auch bis in die englischen Colonieen und Missionsgebiete hinaus außerordentlich großen Einfluß besitzt. Die eine ist die evangelische, die andere die puseyitische oder hochkirchliche Partei. Während nun die „Evangelischen“ bei sich und Andern, daheim und draußen, es bei aller Achtung und Liebe für die bestehenden kirchlichen Ordnungen doch vor Allem auf die wahre gründliche Bekehrung der Seelen von der Sünde zu dem lebendigen Gott in Christo, auf eine Erneuerung und Wiedergeburt aus dem heiligen Geiste anlegen, legen die Puseyiten ein ungebührliches Gewicht auf die kirchlichen Formen, wobei sie unverkennbar und je länger je mehr sich zur römischen Kirche hinneigen, wie denn auch fast kein Monat vergeht, wo nicht einer oder der andere dieser Hochkirchen-Männer förmlich zum Pabstthum übertritt. Deßhalb erscheint diesen Puseyiten weder die römisch-katholische Kirche, noch die griechische, armenische, abessinisch-koptische &c. als eine von der biblischen Wahrheit und Lauterkeit abgefallene, sondern sie sieht sie an als mit der protestantisch-anglikanischen Kirche vollkommen ebenbürtig, ja in manchen Theilen ihr vorzuziehen. Folglich muß sie auch jeden Versuch, evangelisirend auf diese abgefallenen und erstorbenen Kirchen einzuwirken, als eine verwerfliche Proselytenmacherei und Sektirerei betrachten, wie das von den Puseyiten auch wiederholt und mit unverblümten Worten ausgesprochen worden ist. — Als nun vor dreizehn Jahren der Bischofssitz in Jerusalem erledigt und Sam. Gobat, früher Missionar in Abessinien und seinem tiefsten innersten Wesen nach zur evangelischen Richtung sich bekennend, dafür in Vorschlag gebracht wurde, entsetzte sich die puseyitische Partei und ließ kein Mittel unversucht, diese Wahl zu verhindern. Aber der mächtige Einfluß des frommen Königs von Preußen, welcher bekanntlich Mitpatron

dieses Bisthums ist, der gesunde christliche Sinn der Königin Victoria, und die Entschlossenheit der evang. Partei in England, setzten es mit Gottes Hülfe durch, daß Gobat 1846 wirklich erwählt wurde. Wäre nun Gobat ein eitler und ehrgeiziger Mann gewesen, der den Gehorsam gegen den Befehl seines himmlischen Meisters, die erbarmende Liebe zu den verirrten Seelen um ihn her und die Mahnungen seines Gewissens dem ruhigen Besitz seines Bischofsstabs zum Opfer gebracht hätte, so wäre er einfach seinen nächsten Kirchenpflichten nachgegangen, und hätte weder um die armen Glieder der griechischen Kirche, die um ihn her wohnten, noch um die Abessinier, an denen sein Herz noch immer mit Liebe hieng, sich bekümmert. Aber das konnte ein Mann wie Gobat nicht. Jedermann weiß, wie er auf eigene Kosten evangelisch-christliche Schulen in den Städten und Dörfern Palästina's errichtete, Bibeln vertheilte, Bibelleser anstellte und das lautere Evangelium den hungernden Seelen der morgenländischen Kirchen nahe brachte, auch wie er bis nach Abessinien hin durch einfache christliche Handwerksbrüder einen Versuch der Evangelisation machte. Gobat ist auch als Bischof, gemäß dem Befehl der Apostel, ein ächter Missionar geblieben.

Der Grimm der Puseyiten stieg unter diesen Umständen natürlich mit jedem Jahr, und sie lauerten auf ihn. Im J. 1853, wenn wir nicht irren, gab ihnen die Unzufriedenheit der griechischen Geistlichkeit in Palästina einen willkommenen Anlaß, um mit der äußersten Bitterkeit den trefflichen Mann öffentlich anzugreifen. Lord Aberdeen und der Bischof von Oxford an der Spitze (beides strenge Puseyiten), trat die ganze Partei mit einer heftigen Klagschrift gegen Gobat auf und verlangte dessen Abberufung oder sofortige Einstellung aller „Proselytenmacherei." Die Lage war bedenklich. Aber der Erzbischof von Canterbury, die Häupter der kirchlichen Missionsgesellschaft, und die ganze evangelischgesinnte Partei trat für Gobat in die Schranken, und der bittere Angriff ward zur großen Freude aller Wohlgesinnten entschieden zurückgewiesen. Von da an kochte der Grimm seiner Feinde im Stillen fort. Kein Vierteljahr vergieng, wo nicht in den öffentlichen Blättern Gobat im Koth herumgezogen wurde, namentlich auch von solchen Puseyiten, die etwa von einer Reise nach dem heiligen Lande zurückgekommen waren. Auch in Jerusalem selbst, so klein auch die Zahl der englischen Einsaßen dort ist, wohnen Repräsentanten der puseyitischen Partei, und sie waren es, die dem theuern Manne auf alle erdenkliche Weise das Leben sauer zu machen bemüht waren. „Ich habe so viel Schweres," schreibt er einmal, „daß ich es für eine große Gnade ansehen würde, von dieser argen Welt abberufen zu werden." Der größte Feind Gobats aber war der englische Consul Finn in Jerusalem, der — man beachte das! — einst in des oben genannten Lord Aberdeen Familie Hauslehrer gewesen war und mit demselben in fortwährender Verbindung steht. Finn war es, der von Jerusalem aus für die Puseyiten in England die Waffen gegen Gobat schmiedete; er war es, der die Rathschläge der Feinde in England zur Ausführung in Jerusalem brachte.

Der Anlaß nun zu dem neuesten Ausbruch der Feindseligkeiten gegen Gobat ist kurz dieser: — Finn ernannte einen gewissen Simeon Rosenthal, frühern Juden, gegenwärtig Wirthshausbesitzer in der heiligen Stadt, ferner Dragoman (oder Dollmetscher) des Consuls und Lohnbedienter für die Durchreisenden, zum englischen Vice-Consul. Schon diese bürgerliche Stellung des Mannes schien ihn offenbar zum Repräsentanten der brittischen Krone in Jerusalem unfähig zu machen. Noch mehr Anstoß erregte sein zweifelhafter Charakter. Beim Bau der evangelischen Zionskirche war er mit allerlei Geschäften beauftragt, und der Verdacht, daß er dabei untreu gewesen, zog ihm einen Proceß zu, der jedoch niedergeschlagen wurde. Für Finn aber ist Rosenthal die rechte Hand. Nun erhoben die achtungswerthesten brittischen Bewohner der Stadt, Dr. Macgowan, Herr Atkinson und Herr Bailey, Bischof Gobat an der Spitze, mit aller Ehrerbietung, aber fest und entschieden, ihre Einwendungen gegen die Ernennung Rosenthals zum Repräsentanten der brittischen Krone, und wiesen dabei auf seine bürgerliche Stellung und seinen zweifelhaften Charakter hin. Dieß war Oel ins Feuer. Finn, mit Rosenthal, erhob eine Injurienklage und forderte die genannten Herren zur Verantwortung. Gobat und die Andern erklärten, daß sie die Sache vor die Regierung in England zu bringen gedächten. Ob dieß ein Formfehler war, weiß ich nicht. Der gewöhnliche Weg scheint die Berufung an den brittischen Generalconsul in Konstantinopel zu sein. Diesen wollte Finn einschlagen und forderte die vier Herren durch einen Kawaß (Polizeisoldaten) zu sich, (etwa, damit sie die Klagschrift unterzeichnen?). Diese verweigerten das persönliche Erscheinen, indem die Sache bereits an die heimathliche Regierung abgegangen sei. Nun erklärte Finn sämmtliche Herren für seine Gefangenen, d. h. sie erhielten Stadtarrest und durften die Thore Jerusalems nicht verlassen, bis Antwort von England gekommen sei. Nur Gobat erhielt die Gestattung, um seiner Gesundheit willen täglich für zwei Stunden außer der Stadt im Freien sich zu ergehen. In freundlicher Absicht mischte sich der preußische Consul, unter dessen Gerichtsbarkeit Rosenthal als geborener Preuße gehört, in die Sache und setzte letzteren nun in wirkliche Haft. Bekannt ist endlich, daß der gegenwärtige englische Minister Malmesbury, sobald er die Sache erfuhr, durch den Telegraphen die sofortige Freilassung der vier Gefangenen befahl.

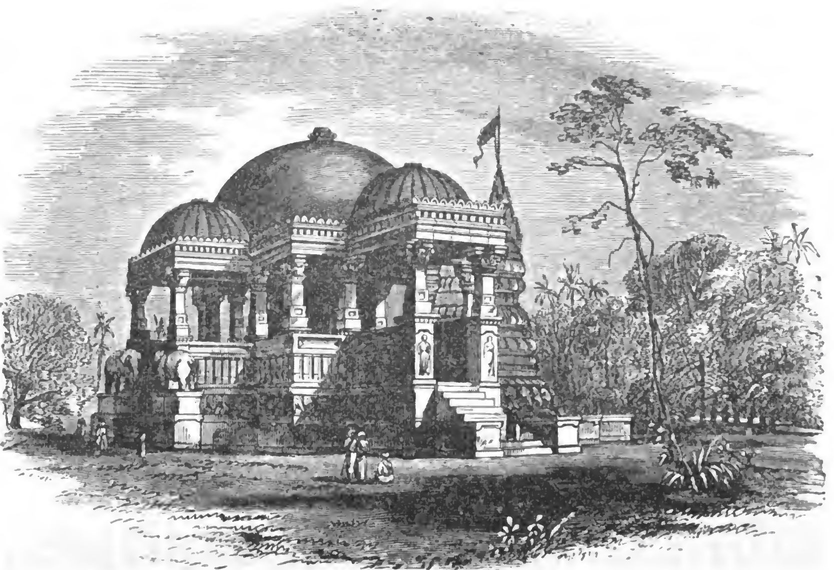
Dieß ist ungefähr der Zusammenhang dieser betrübenden Vorfälle. Die Aeußerlichkeiten daran sind geringfügig und kaum der Rede werth; aber die innere Bedeutung davon ist um so größer. Man täusche sich nicht über die Tragweite dieser Vorgänge. Es ist ein neuer Zusammenstoß der beiden Parteien, und es ist ganz wahr, was Einer gesagt hat, daß es für die Sache des Evangeliums in Palästina dießmal ein Kampf auf Leben und Tod ist. Deßhalb mögen unsere Freunde nicht an den äußeren Vorgängen mit ihrem Blick hängen bleiben, sondern sich eifrigst und mehr als je aufs Beten legen für den theuern Knecht Gottes Gobat, mit

dessen Sieg oder Unterliegen dießmal unabsehbare Folgen verknüpft sind. —

Madagaskar.

In einer Zeitung, die auf der Insel Mauritius erscheint, las man im Monat Juli 1857 folgendes: „Die Nachrichten, die wir von Madagaskar erhalten, sind von großer Bedeutung. Ein Aufruhr ist in der Provinz Emirne ausgebrochen und mehr als 4000 Insurgenten sind in der Hauptstadt Tananariwo vor der Königin erschienen, um gegen die Grausamkeiten ihrer Beamten in den Provinzen Schutz zu verlangen. Aber ihre Klagen blieben unbeachtet; dagegen wurden 1800 derselben verhaftet und ins Gefängniß geworfen, um am 1. Juni, dem größten Fest des Howa-Volkes, dem sogenannten Badefest, hingerichtet zu werden. Es scheint jedoch, daß Prinz Rakoute, als er diesen Befehl der Königin erfuhr, förmlich gegen ein so blutiges Verfahren protestirte und öffentlich erklärte, die Hinrichtung dürfe nicht stattfinden. Er fügte hinzu, daß bereits zu viel Blut während der Regierung seiner Mutter vergossen worden und daß es sein fester Entschluß sei, für die Zukunft darauf zu sehen, daß gegen das Howa-Volk ein menschlicheres und gerechteres Verfahren von Seiten der Regierung beobachtet werde. Diese Erklärung, in Gegenwart der Königin, ihrer Minister und des ganzen Hofes öffentlich ausgesprochen, hat eine unglaubliche Sensation gemacht, und man fürchtet sehr folgenreiche Ereignisse, falls die Regierung es wagen sollte, auf der Hinrichtung der Gefangenen zu bestehen. Herr Lambert, der französische Agent, hatte die Hafenstadt Tamatava am 17. Mai verlassen, um der Königin und dem Prinzen Rakoute die kostbaren Geschenke zu überbringen, deren Träger er ist. Der Prinz hatte ihm fünf seiner Adjutanten entgegengeschickt, während die Königin ihm ein zahlreiches Ehrengeleite zu seiner Verfügung stellte. Man vermuthet, daß er in etwa 10 bis 12 Tagen die Hauptstadt werde erreicht haben, also noch zeitig genug, um bei dem großen Badefest anwesend zu sein." — Das London Missionary Magazine vom Februar dieses Jahres berichtet: daß im Juli 1857 eine Anzahl Franzosen (etwa die obige Gesandtschaft?) aus der Hauptstadt der Insel verjagt wurde, und daß gleich darauf die Wuth der Heiden gegen die Christen einen neuen Ausbruch nahm. „Dreizehn Personen wurden gesteinigt und ihre Köpfe hernach auf Pfähle aufgepflanzt, ihre Weiber und Kinder aber in die Sklaverei verkauft; zwischen 50 und 60 Christen wurden dem heidnischen Gottesgericht des Giftwassers (Tangema) unterworfen, in Folge dessen acht starben, etwa 60 Andere wurden in Ketten geschmiedet, von denen zwei bald erlagen, während eine große Zahl in die Sklaverei verkauft wurde." Ach, daß das blutige Scepter, das gegenwärtig auf dieser unglücklichen Insel lastet, endlich zerbrochen und das nach dem Worte Gottes hungrige Volk endlich zur Freiheit hindurch gerettet würde.





Hindu-Tempel in Halwad, Provinz Guzerat.

Die Ostindische Compagnie

und die Mission.

Zweiter Artikel.

---

1. Vorbemerkungen.

Nachdem wir im Maiheft dieses Jahres (S. 201—227) die Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Ostindischen Compagnie kurz dargestellt und dann bei Anlaß des hochherzigen Missionsplanes eines Robert Haldane und seiner Freunde (gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts) im Allgemeinen die Stellung bezeichnet haben, welche diese mächtige Handelsgesellschaft damals zur Mission in Indien einnehmen zu müssen glaubte, liegt es uns nun ob, diesen letzteren Punkt noch genauer und mehr ins Einzelne zu beleuchten. Sollen wir aber ein wahres und richtiges Bild von dieser Sache gewinnen, so ist vor Allem nöthig, daß wir mehrere Vorbemerkungen vorausschicken, ohne deren Beachtung ein klares Verständniß des Gegenstandes, der vor uns liegt, nicht möglich wäre.

Das Erste nun, worauf wir aufmerksam machen müssen, ist der nicht immer gehörig beachtete Umstand, daß, wie bei allen bedeutenden und einflußreichen Corporationen, so auch bei der mächtigen Ostindischen Compagnie ein Unterschied zu machen ist zwischen dem System, das sie grundsätzlich angenommen hat und festhält, und den einzelnen Persönlichkeiten, welche im praktischen Leben die Träger und Ausrichter dieses Systems sind, oder den Zeiten, in denen es zur Verwirklichung kommen soll. Es

ist bei ihr, wie beim römischen Pabstthum. Das System, das diesem seit mehr als einem Jahrtausend zu Grunde liegt, — die Idee, die diesen ganzen hierarchischen Bau hervorgebracht hat und ihn fortwährend zusammenhält und erfüllt, ist zwar immer und überall die gleiche; aber die Darstellung und Verwirklichung desselben im praktischen Leben ist eine sehr wandelbare und verschiedenartige, je nachdem die Personen sind, die es repräsentiren, und je nachdem die Zeiten sind, in denen es sich zur Verwirklichung zu bringen sucht. Man vergleiche nur auf der einen Seite die Päbste Gregor VII und Innocenz III in ihren Zeiten, und den Pabst Pius IX in unsern Tagen auf der andern Seite. Man stelle einen Bischof Sailer gegenüber so manchem Bischof und Erzbischof unsrer Tage, und man wird den Unterschied nicht verkennen können. Die Einen haben die Idee des Pabstthums in ihrer ganzen Schärfe und Consequenz erfaßt und in der Praxis mit eisernem Willen und trotz aller Hemmungen und Widerstände durchzuführen gesucht; die Andern haben, theils genöthigt von der ihnen angeborenen natürlichen Milde und Weitherzigkeit, theils gezwungen durch den Geist und die Verhältnisse der Zeit, von den Forderungen des Systems Vieles, sehr Vieles nachgelassen. Wie aber auch die Personen und die Zeiten sein mögen, das System selbst bleibt dasselbe, und wenn es eben scheinen will, als habe „der Mohr seine Haut und der Pardel seine Flecken gewandelt," — schon die nächste Generation oder eine leise Umgestaltung der Zeitverhältnisse zeigt uns zu unsrem Erstaunen, daß „die Haut und die Flecken" unwandelbar dieselben geblieben sind. In ganz gleicher Weise ist es bei der Ostindischen Compagnie und ihrem Verhältniß zur indischen Mission. Am Schluß des vorigen Jahrhunderts hat sich ihre Politik in dieser Beziehung grundsätzlich ausgebildet und zu einem klaren, bewußten System gestaltet. Dieses System ist seinem innersten Wesen nach in den letzten 70 Jahren unwandelbar das gleiche geblieben und hat sich unter dem Namen der „traditionellen Politik" bis auf den heutigen Tag fortgeerbt. Es ist der graue Faden, der durch alle Maßregeln und Veranstaltungen der Compagnie in Sachen der Religion hindurchzieht, — der zuweilen zwar sich im Gewebe zu verbergen scheint, aber immer wieder zu Tage kommt und damit den Beweis liefert, daß er noch nie bis dahin wirklich abgerissen ward.

Gleichwohl stellt sich, wie beim Pabstthum, in der Wirklichkeit und im praktischen Leben die Sache sehr verschieden dar, je nachdem die Personen und Zeiten sind, durch welche und in welchen das System zur Ausführung kommen soll. Man wird oft freudig überrascht und traut seinen Augen kaum, wenn man hohe und niedere Beamte der Compagnie in Indien eine Handlungsweise beobachten sieht, welche dem System oder der „traditionellen Politik“ schnurgerade zuwiderläuft, und zwar nicht blos in neuerer Zeit erst, sondern zu allen Zeiten. Das System schmeichelt dem Heidenthum und Islam und begünstigt beides, während es dem Christenthum die Faust und die gerunzelte Stirne zeigt; und doch wie Viele sind der Beamten in Indien, die als wahre Jünger des Herrn ihren Abscheu sowohl als ihr Mitleid gegen das scheußliche Götzenwesen des Landes keinen Augenblick verbergen und mit allen Kräften zur Ausbreitung des Christenthums beitragen. Das System verbietet den europäischen Offizieren der Sipâhi-Armee auch jeden Schein eines Wunsches, das Licht des Evangeliums in die Finsterniß ihrer Untergebenen hineinleuchten zu lassen: und siehe, da gründet ein Obergeneral selbst eine Mission und zahlt Tausende von Rupies aus der eigenen Tasche für den Unterhalt von christlichen Heidenboten und Missionsschulen; dort steht ein Offizier selbst in der Uniform auf der Kanzel während der Abwesenheit des Missionars, liest die Kirchengebete und hält trotz dem besten Theologen eine herzergreifende Predigt. Und wird nicht fast der vierte Theil der Kosten unsrer eigenen Basler-Missionen in Indien durch die Beiträge der Civil- und Militärbeamten der Compagnie alljährlich getragen? — Sieht man das Alles an, so wird es uns schwer, den grauen Faden des Systems da noch zu entdecken; und doch ist er da, er ist nicht abgebrochen. Die neuesten Parlamentsverhandlungen über den Fortbestand oder die Aufhebung der Compagnie, die neuesten Maßregeln des Direktorenhofs, die Handlungsweise von Hunderten ihrer Beamten in Indien zeugen dafür. Man muß das Alles im Auge behalten. Diese letzteren Erscheinungen sind die consequente, gesetzmäßige Durchführung der „traditionellen Politik“. Jenes aber sind die Ausnahmen, die Unregelmäßigkeiten, die erfreulichen Inconsequenzen. Erst wenn ausgesprochener Maaßen die alte Politik als unhaltbar im Direktorenhof oder von dem indischen Minister-

rath erkannt und grundsätzlich dieselbe als abgeschafft erklärt wird, erst dann wirds ein Anderes werden.

Eine zweite Vorbemerkung, die wir zum Verständniß des Nachfolgenden vorausschicken müssen, betrifft den stufenmäßig fortschreitenden Kampf, den die Compagnie wegen dieses ihres Systems mit ihren Gegnern, den Vertretern der Mission, zu bestehen hatte. Man kann dabei deutlich drei Perioden unterscheiden. Die erste reicht von 1793 bis 1813, während welcher die mächtige Handelsgesellschaft, ihres Sieges und ihrer Gewalt sich bewußt, trotz des unaufhörlichen Ansturms ihrer Gegner die alte Politik in unbeschränktem Maaße und bis zur empörendsten Frivolität durchgeführt und jede Missionsthätigkeit auf ihrem indischen Gebiet grundsätzlich ausgeschlossen hat. Darauf folgt ihre erste Niederlage im Jahr 1813 und die neue zwanzigjährige Periode bis 1833, innerhalb deren die Compagnie zwar die ihr von den Missionsfreunden abgenöthigten Zugeständnisse sich gefallen lassen mußte, aber mit denkwürdiger Hartnäckigkeit dennoch das alte System fortsetzte, so viel es innerhalb der vom Parlament gezogenen Schranken nur immer möglich war. Endlich folgt das Jahr 1833 mit den neuen Abbrüchen und Einschränkungen einerseits, die die traditionelle Politik erfuhr, und den künstlichen Ausflüchten und unehrlichen Maßregeln, durch welche der Direktorenhof diese Beschränkungen zu umgehen und das alte System bis zum Jahr 1853 unter der Hand aufrecht zu halten bemüht war. Im Jahr 1853 folgten neue Zugeständnisse sehr bedeutender Art, welche die Compagnie den Forderungen des christlichen Englands zu machen genöthigt wurde. Daß aber auch seit diesem letzten Sturm, den das alte System zu bestehen hatte, das zähe Leben des letzteren keineswegs den Todesstoß erlitt, sondern vielmehr so oder anders bis auf den heutigen Tag sich zu halten sucht, ist für jeden näheren Beobachter nicht schwer zu erkennen.

Der eigenthümliche Charakter dieses ganzen langen und unaufhörlich fortgesetzten Kampfes ist der, daß der Hof der Direktoren nie selbst die Initiative zu Aenderungsmaßregeln in seiner unchristlichen Politik ergriff, sondern Schritt für Schritt aus einer Schanze um die andere gedrängt werden mußte. Jedes einzelne Zugeständniß mußte der Compagnie abgenöthigt, abgerungen werden; und daran ändert der Umstand nichts, daß einzelne Mitglie-

der des Direktorenhofs selbst oder einzelne Beamten der Compagnie in Indien jeweilen Aenderungen zum Besseren in Vorschlag brachten oder sich auf die Seite der Missionsfreunde stellten. Denn eben diese einzelnen Persönlichkeiten wurden im Direktorenhof nicht als Vertreter des in ihm waltenden Gesammtgeistes, sondern als Verräther im eigenen Lager betrachtet und bekämpft.

Behält man diese Thatsache im Auge, so läßt man sich nicht in seinem Urtheil verwirren durch einzelne edlere Erscheinungen, die allerdings zu jeder Zeit daheim und draußen uns begegnen. Auch wird man nur so den Sinn verstehen, in welchem wir die nachfolgenden, oft so traurigen Erscheinungen darstellen. Es sind nicht die Personen, es ist noch viel weniger die englische Nation als solche, die wir anklagen wollten, sondern es ist das System, es ist die traditionelle Politik, die wir bejammern und bekämpfen. Wir wissen so gut als irgend Jemand, welche Vorzüge die brittische Nation im Ganzen und Allgemeinen besitzt, welcher Adel der Gesinnung, welche Kraft und Energie des Willens, welches hohe und großartige Streben vielen Tausenden unter ihr inne wohnt, und wir trauen es ihr zu, daß sie mit Gott nicht ruhen, ja daß es ihr gelingen wird, den Bann aus ihrer Mitte zu schaffen; aber diesen Bann selbst, wie er einmal da ist und zu Englands eigenem Verderben da ist, können wir nicht anders als in seiner ganzen Verabscheuungswürdigkeit darstellen und beklagen. Können wir nicht selber uns mit unserer Unterschrift an die zahlreichen Petitionen anschließen, die aus der Mitte der brittischen Nation gegen diesen Schaden laut und energisch protestiren und vom Parlament eine neue christliche Politik in Indien fordern, so können wir wenigstens im Kämmerlein unsre Petitionen zu Dem emporsenden, der nicht blos die Herzen der Könige, sondern auch die Herzen der Direktoren im Ostindienhaus in seiner Hand hat und sie lenken kann wie Wasserbäche.

Noch eine dritte Bemerkung müssen wir voranschicken und die leitet uns dann unmittelbar in die Sache selbst hinüber. Sie betrifft die unzweifelhaft große, sehr große Schwierigkeit, welche das brittisch-ostindische Reich und seine eigenthümliche Bevölkerung einer christlichen Regierung entgegenstellt.

Auf der einen Seite nemlich steht ein Gebiet, das an Umfang ganz Europa, Rußland ausgenommen, gleichkommt mit einer

Bevölkerung, die nach den neuesten Zählungen etwa 132 Millionen, mit den mehr oder weniger unabhängigen Staaten aber 180 Millionen Seelen zählt. Diese Bevölkerung besteht theils und zum überwiegend größten Theil aus Hindus, theils aus Muhamedanern. Daß nun die Hindus und namentlich ihre geistlichen Führer, die Bramanen, mit einer unerhörten Zähigkeit und Eifersucht über ihrem vieltausendjährigen Religionssystem und über allen Bräuchen und Ordnungen halten, die dasselbe vorschreibt, ist aller Welt bekannt. Fast noch auffallender ist die stolze Abgeschlossenheit, mit der der Bekenner des Islam an seinem Glauben festhält, und die gründliche Verachtung, ja der tödtliche Haß, der ihm nicht blos gegen das Heidenthum, sondern auch gegen das Christenthum inne wohnt. Wenn nun überhaupt jedes Volk fast ohne Ausnahme, selbst das roheste und versunkenste, bis aufs Blut für seine Götter und für seinen alt väterlichen Glauben kämpft und den letzten Rest seiner nationalen Kraft und Begeisterung dafür einsetzt, — man erinnere sich nur an die 31jährigen blutigen Kämpfe der deutschen Sachsen gegen Karl den Großen, — so ist dieß in unendlich erhöhtem Maaße bei den Hindus und Muselmanen der Fall. Der Hindu ist bereit, Alles herzugeben, sein Land, seine Freiheit, sein Eigenthum, den letzten Rest seiner leiblichen Wohlfahrt; aber für seine Kaste, die seine Religion ist, setzt er sein Leben ein. Der Moslem geht weiter. Er kann mit schweigendem Groll und stummer Unterwerfung sich unter das Joch eines fremden, nicht muselmänischen Eroberers beugen; aber seinen Glauben wird er einem „Franken" oder „Giaur" (Ungläubigen) nicht nur nicht opfern, sondern er sieht es als seinen eigentlichen Beruf, als den einzigen Weg zum Paradiese an, den „Ungläubigen" zum Islam zu bekehren oder ihn zu vernichten.

Nun, dieses ungeheure Ländergebiet mit seinen Millionen Hindus und Muhamedanern ist einer Compagnie von Handelsherren und Capitalisten zugefallen, die durch eine Entfernung von 3000 Stunden, durch Weltmeere und Erdtheile davon getrennt sind, — einer Compagnie, die keine andere Zwecke verfolgt, als die des Handels, der Industrie und des daraus fließenden Gewinns; die zum Schutz dieser ihrer Interessen und zur Sicherung ihrer politischen Macht im Ganzen, wenn's hoch kommt, eine

europäische Heeresmacht von 60,000 Mann aufzustellen vermag, (und welche außerordentliche Hemmungen stellt dem europäischen Soldaten überall das verderbliche Klima Indiens in den Weg!); die somit genöthigt ist, zur Ergänzung der unentbehrlichen Streitkräfte ein Heer von 200,000 eingeborenen Hindus und Muhamedanern anzuwerben und aufzustellen, — von eben den Hindus und Muhamedanern, die mit der ängstlichsten Eifersucht über der unangetasteten Reinheit ihrer Kaste und ihres Irrglaubens wachen! Man versetze sich lebhaft in diese Lage, und man wird bekennen müssen, daß die Frage, welche Politik eine christliche Regierung unter solchen Umständen in Religionssachen befolgen solle, ungewöhnliche Schwierigkeiten darbietet. Wir müssen billig sein. Zu der Zeit, als diese Frage zum erstenmal in ihrer ganzen Bestimmtheit der Compagnie sich aufdrängte, — am Schluß des vorigen Jahrhunderts, — da lag ganz England noch wie in einem geistlichen Todesschlummer begraben. Die Interessen des Christenthums und die Forderungen des Wortes Gottes standen weit, weit im Hintergrund aller öffentlichen Fragen, und nur bei etlichen wenigen ausgezeichneten Geistern der brittischen Nation war jenes tiefere gewaltige Regen des Geistes erwacht, das später zu einem breiten und mächtig daherrauschenden Strome anwuchs. Wie war somit damals zu erwarten, daß die Compagnie, in deren Mitte ohnehin der Krämergeist Alles beherrschte, jene Frage von einem höheren, eines Christen wahrhaft würdigen Standpunkt aufgefaßt hätte! Aber die Frage kam, und sie mußte entschieden werden.

Ein dreifacher Weg des Verfahrens stand ihr offen. Sie konnte das Beispiel Karls des Großen zum Muster nehmen, der die abgöttischen Sachsen in einem mehr als dreißigjährigen Verzweiflungskampf mit dem Schwert unter das Joch des Christenthums beugte. Aber so etwas konnte ja der Compagnie gar nicht einfallen. Der freisinnige Geist der brittischen Nation, der Geist des Protestantismus, der Geist des Jahrhunderts, — Alles widerspricht einem solchen Verfahren aufs entschiedenste. Auch die physische Kraft der Compagnie hätte dazu gar nicht ausgereicht. Zudem wollte sie ja nicht eigentlich Eroberungen machen, weder auf politischem, noch auf geistigem oder geistlichem Gebiet, sondern Handel treiben wollte sie und Reichthümer erwerben; erobern will sie nur, soweit es um des Geldes und Handels willen un-

vermeidlich ist. Davon also konnte keine Rede sein. — Sie konnte aber fürs Andere in die Fußstapfen Alexanders des Großen treten, wenigstens nach Einer Seite hin. In dem hohen Geiste dieses Macedoniers lag ja die großartige erhabene Idee, daß er berufen sei, die überwundenen Völker Asiens geistig umzugestalten. Sein höchstes Streben gieng dahin, in die starre Masse des orientalischen Wesens den frischen kräftigen Sauerteig des griechischen Geistes zu mengen und Beides zu einem neuen höheren und lebensvollen Ganzen zu verschmelzen. Er war es, der die griechische Weisheit, die griechische Literatur, die griechische Bildung mitten hinein in die reichbegabte, aber erstarrte Welt Vorder- und Mittelasiens pflanzte, und zu dem Ende unter allen unterworfenen Nationen Schulen anlegte, Colonieen gründete, weise und gelehrte Männer aus dem Abendland unter sie stellte und kein Mittel unversucht ließ, um den schlummernden Geist jener Völker zu wecken, zu erleuchten, zu befruchten. Wer wüßte nicht, welch eine bedeutungsvolle Wirkung aus dieser Arbeit hervorgegangen ist? Konnte nun nicht die Ostindische Compagnie diesem großen Beispiel nachfolgen, und zwar in der höheren Weise, wie sie den Repräsentanten einer erleuchteten christlichen Nation ziemen würde? Alexander hatte sichs zum höchsten Ziel seines Lebens gestellt, das Beste, was er und die hochgebildete griechische Nation besaß, den Völkern Asiens zu bringen; sollte denn nicht die Compagnie in gleicher Weise und auf dem gleichen Wege des Unterrichts den Völkern Indiens das Beste bringen, was England besaß, — das evangelische Christenthum und die christliche Bildung? Konnte sie nicht den Hindus und Muselmanen sagen: „Sehet, was uns Britten groß, weise, gebildet und glücklich gemacht hat, das ist das Evangelium. Wir nöthigen dieses höchste und edelste Gut Englands Keinem von euch auf; die christliche Religion selbst verbietet alle und jede Art von Zwang und Nöthigung, sie fordert von Jedem freie, aus eigenster Wahl und Ueberzeugung hervorgehende Entscheidung. Aber wir bringen euch die Bibel, diese Quelle unsrer Erleuchtung, unsres zeitlichen Glückes, unsrer ewigen Wohlfahrt; wir lassen sie in alle eure Sprachen übertragen und drucken; wir fügen andere Schriften christlicher Weisheit und Bildung hinzu; wir errichten christliche Schulen in jeder Stadt, in jedem Dorf, und laden euch und eure

Kinder zu deren Benützung ein. Ihr habt freie Wahl, unsre Bücher zu lesen oder nicht, unsre Schulen zu besuchen oder nicht. Wir knüpfen an deren Gebrauch keinerlei Versprechung zeitlichen Vortheils; es fließt euch aus dem Nichtgebrauch kein bürgerlicher Nachtheil, keine Hintansetzung irgendwelcher Art. Ihr seid darin vollkommen frei. Wir würden ein Mißlingen unsrer wohlwollenden Absichten bedauern, schmerzlich bedauern, nicht weil ihr damit uns einen Nachtheil brächtet, sondern weil ihr eurem eigenen wesentlichen Wohl im Wege stündet. Wir möchten euch glücklich, weise, gerecht und groß machen, das ist der Wunsch eurer neuen Herrscher. Handlet nun selbst nach bestem Wissen und Gewissen." Das wäre einer christlichen Regierung, welcher von Gott die Herrschaft über ein heidnisches Volk anvertraut ist, würdig gewesen. Das war es auch, was im Jahr 1793 bei den bedeutungsvollen Parlamentsverhandlungen über die Angelegenheiten Indiens vom Haus der Gemeinen (House of Commons) als Forderung an die Compagnie gestellt wurde. „Es ist," heißt es in einem der damals vorgeschlagenen Paragraphen, „die Meinung dieses Hauses, daß es die ausdrückliche und heilige Pflicht der gesetzgebenden Behörde ist, durch alle gerechten und weisen Mittel die wahre Wohlfahrt der Bevölkerung der brittischen Besitzungen in Indien zu befördern; und daß zu diesem Ende solche Maßregeln getroffen werden sollten, welche stufenmäßig zur Verbreitung heilsamer Kenntnisse und zur Hebung des religiösen und sittlichen Zustandes jener Völker beitragen." Dieser Paragraph hatte ausgesprochener Maaßen zum Zweck, eine evangelisch-christliche Mission in Indien in Gang zu bringen. Aber mit unglaublicher Heftigkeit erhob sich dagegen ein Theil der Mitglieder des Direktorenhofs. Man berief eine allgemeine Versammlung der „Eigenthümer" (Proprietors, vgl. S. 212), um diesen Beschluß des Hauses der Gemeinen mit allen Mitteln zu bekämpfen. Hier wurde gesagt: „Die Aussendung von Missionaren in unsre östlichen Besitzungen ist das tollste, extravaganteste, kostspieligste, unverantwortlichste Projekt, das je von einem mondsüchtigen Schwärmer in Vorschlag gebracht worden ist. Ein solcher Plan ist verderblich, unpolitisch, nutzlos, unheilbringend, gefährlich, unfruchtbar, phantastisch. Er streitet wider alle Vernunft und gesunde Politik; er bringt den Frieden und die Sicherheit unsrer Besitzungen in Gefahr. Unsre Interessen in

Indien würden unfehlbar auf das Verhängnißvollste beeinträchtigt. Die Folge davon wäre Verwirrung und Aufruhr rc. . ." Ueber diesen Schreckgespenstern, wie sie in jener Versammlung an die Wand gemalt wurden, kamen selbst die weisen Vertreter der Nation im Parlament in Angst, und jener Paragraph fiel zu Boden. Die Compagnie triumphirte. Jeder Gedanke an eine Nachahmung des großen macedonischen Eroberers ward auf die Seite geworfen.

Es stand noch ein dritter Weg des Verfahrens offen, — der Weg der römischen Welteroberer. Wir reden nicht von der Politik der Römer in bürgerlichen Angelegenheiten, in Sachen des Rechts und der Polizei, wie sie sie unter den unterworfenen Völkern übten; wir reden von ihrem Verhältniß zu den Religionen der unterjochten Provinzen. Jedermann aber weiß, wie der eiserne Fuß der Römer überall alles Nationale zertrat, nur Eines nicht, — die Religionen ihrer geknechteten Sklaven. Ja, die Götter der überwundenen Nationen ließen sie nicht nur unangetastet, sondern sie nahmen sie aus politischer Klugheit in ihr eigenes Pantheon auf und beugten sich in schmachvoller Heuchelei ebenso vor den Thiergötzen der Egypter und den Astarten der Syrer, als vor der Diana der Epheser, dem Apollo der Griechen und ihrem eigenen Jupiter Capitolinus. Es war die Politik der Nützlichkeit und des Vortheils. Das war es, was vielen von den Herren im Ostindienhaus vollkommen zusagte; von diesem Muster lernten sie ihre politische Weisheit. War es doch zugleich schmeichelhaft zu denken, daß man in den Fußstapfen eines großen, welterobernden Volkes wandle. Der Hof der Direktoren war der ehrwürdige römische Senat, vor welchem Könige sich beugten; seine Statthalter waren die Proconsuln, die in ihrem Namen die Welt beherrschten; die Sipoy-Regimenter, von brittischen Offizieren befehligt, waren die römischen Legionen, vor denen keine Macht Asiens zu stehen vermochte. Das waren schmeichelhafte Ideen. Warum sollte Rom nicht auch in Sachen der Religion zum Muster dienen? Wir werden sehen, was für gelehrige Schüler der alten Römer sie darin waren.

„Wir geben gerne zu," sagt das englische Blatt Record, „daß die Regierung der Compagnie als solche den abgöttischen Religionen Indiens nicht darum ihre Unterstützung angedeihen ließ, weil sie etwa für dieselben irgend eine wirkliche Achtung und

Verehrung gehegt hätte. Daß bei einzelnen Individuen diese Verehrung wirklich vorhanden war, kann nicht geläugnet werden. Wir erinnern nur an den Oberst Stewart, bekanntlich nur der 'Hindu-Stewart' genannt, der seine Götzen sogar aus Indien mit sich nach England nahm, um hier den Götzendienst fortzusetzen, den er dort lieben gelernt hatte. Auch wäre es nicht schwer zu zeigen, daß der ursprüngliche Grund und Anlaß zu diesem fast unglaublichen Abfall in der Regel kein anderer war, als der, welcher Salomo's Herz 'andern Göttern nachhuren machte, daß sein Herz nicht ganz war mit dem Herrn seinem Gott.' 1 Kön. 11. Bei der Regierung aber war es eine Frage der Politik, die sich auf eine unklare Idee vollkommener Toleranz gründete. Uneingedenk ihres eigenen Bekenntnisses zum Glauben der Christen, und vergessend der heiligen Verpflichtung, die dasselbe ihnen auferlegte, in allen ihren Regierungshandlungen nach der Regel des göttlichen Wortes zu handeln, fürchteten sie einen Ausbruch des religiösen Fanatismus in Indien, durch den der Bestand ihrer Herrschaft könnte gefährdet werden, und hielten es für politisch weise, eben die Leute, die sie fürchteten, zu liebkosen und ihnen zu Gefallen zu leben. Dazu kamen noch mancherlei Gründe, die öffentliche Ordnung betreffend, welche endlich dahin führten, ein festes System in dieser Beziehung aufzustellen, welches durchzuführen sie entschlossen waren. Es bestand dasselbe nicht sowohl in dem Grundsatz einer allgemeinen Duldung aller Religionen, sondern, wie einer der Oberstatthalter selbst es ausdrückt, 'in der Unterstützung, die den Religionen der Hindus und Muhamedaner ohne Unterschied zu Theil werden sollte.'"

So redet ein großes englisches Blatt vor den Ohren der englischen Nation und des Hofs der Direktoren. Wir werden sehen, ob es wahr geredet hat.

---

2. Die Pilgertaxe.

Die anstößigste Form, in welcher diese „allgemeine Unterstützung" des indischen Götzendienstes auftrat, war die sogenannte Pilgertaxe. Es ist bekannt, daß es in Indien unter den Hindus

eine große Anzahl heiliger Wallfahrtsorte gibt, die alljährlich von Hunderttausenden besucht werden, um durch solche Pilgerfahrt und durch den Anblick des Gottes sich die ewige Seligkeit zu sichern. Jedermann kennt die Vorgänge bei dem Tempel des großen Götzen Dschagganatha („Juggernaut", wie die Engländer schreiben). Doch können wir uns nicht enthalten, theils aus den Berichten des W. Hamilton, theils aus dem lehrreichen Buche des frommen Caplans der Ostindischen Compagnie, Dr. Claudius Buchanan einiges darüber mitzutheilen. Dschagganatha oder „der Herr der Welt" hat zwar fast in allen Theilen Indiens seine Tempel, aber sein eigentlicher und berühmtester Hauptsitz ist in der Provinz Orissa, südlich von Bengalen, und zwar in der an der Meeresküste liegenden Stadt Puri, wo den Seefahrern, welche nach Calcutta steuern, schon aus weiter Ferne der 180 Fuß hohe Tempel entgegenschaut. Zu demselben gehört seit langer Zeit ein Gebiet von heiligem Grund und Boden, etwa drei Stunden im Umkreis. In der Mitte desselben, auf einem niedrigen Sandhügel, steht der kolossale und massiv aus Stein gebaute, mit den schamlosesten Bildwerken überdeckte Haupttempel, umgeben von einer Menge kleinerer Tempel und anderer Gebäude. Um das Ganze her läuft eine ins Gevierte gebaute Mauer, auf jeder Seite 650 Fuß lang und 6—8 Fuß hoch. Von dem Haupteingangsthor im Osten aus führt eine breite Treppe von 22 Stufen zu einer etwa 20 Fuß hohen Terrasse, die von einer zweiten Mauer, 445 Fuß lang auf jeder der vier Seiten, umgeben ist, und die den Haupttempel von dem Vorhof abschließt. Auf dieser Terrasse gelangt man durch eine niedrige Säulenhalle zuerst zu der Vorhalle des Tempels und durch diese in das eigentliche Heiligthum, wo das monströse, häßliche, schwarzblaue Götzenbild Dschagganatha's, mitten zwischen zwei andern Götzen, sich befindet. Zweimal des Jahres, nemlich an dem Badefest und beim Wagenfest, werden diese Bilder der herbeiströmenden Menge gezeigt. „Zu diesem Ende," sagt Hamilton, „werden sie — nicht etwa mit Anstand und Ehrerbietung, sondern mit einem Strick um den Hals von den dienstthuenden Priestern herausgezogen und mitten durch den Koth hindurch vor das äußere Thor hinausgeschleppt, bis der Götzenwagen erreicht ist, während die staunende und anbetende Menge die Luft mit dem Ruf erschüttert: Sieg dem Herrn der Welt!"

Dr. Buchanan besuchte im Jahr 1806 den Tempel des Dschagganatha während des Wagenfestes, und zwar in der Absicht, die abendländische Christenheit mit den Gräueln des indischen Götzendienstes aus eigener Anschauung bekannt zu machen. Als er noch zehn Stunden von Puri entfernt war, schreibt er (30. Mai 1806): „Schon merken wir an den vielen Menschengebeinen, die wir seit einigen Tagen auf der Straße umherliegen sahen, daß wir uns Dschagganatha nähern. Mehrere große Haufen von Pilgrimen, die aus verschiedenen Theilen des nördlichen Indiens hergekommen sind, vielleicht 2000 an der Zahl, haben sich hier an uns angeschlossen. Einige sagen, sie seien schon zwei Monate auf dem Marsch, weil sie in dieser Jahreszeit (der heißesten) mit ihren Weibern und Kindern nur langsam reisen können. Es sind einige alte Personen darunter, die gerne zu Puri sterben möchten. Ein großer Theil der Pilger stirbt auf der Straße und ihre Leichname bleiben in der Regel unbegraben liegen. Auf einer Ebene beim Fluß, nahe beim Lagerplatz der Pilger, liegen mehr als hundert Schädel. Die Hunde, Schakale und Geier scheinen hier bloß von Menschenleichen zu leben. Wohin immer mein Auge sieht, begegne ich dem Tode bald in dieser, bald in jener Gestalt."

„Diesen Morgen um 9 Uhr," schreibt er am 12. Juni, „fiel uns der Tempel Dschagganatha's aus weiter Entfernung ins Auge. Sobald die uns begleitenden Tausende ihn ansichtig wurden, erhoben sie ein Freudengeschrei, fielen nieder auf den Boden und beteten an. Die vor den Thoren Dschagganatha's versammelte Menge gleicht einer Armee."

Am 14. Juni kam Buchanan am äußern Thore des Tempels an. Ungeheure Massen von Pilgern drängten sich um ihn her, um zugleich mit ihm, ohne die Taxe bezahlen zu müssen, ins Innere einzudringen. Ehe er sichs versah, war er von dem Menschenstrom so gepackt, daß er fürchtete erdrückt zu werden. Alles drückte und drängte gegen das äußere Thor mit betäubendem Geschrei. Die englische Wache an demselben sah Buchanan's Gefahr und öffnete das Thor; aber die sich durchdrängende Masse füllte den engen Thorweg so an, daß, wenn nicht ein Pfosten des Thors vor dem Druck der Menge gewichen und umgefallen wäre, unfehlbar Mancher den Tod des Erstickens gefunden hätte. Am 18. desselben Monats, dem Hauptfesttag, wurde Dschagganatha aus dem Tempel

hervorgezogen und auf den Wagen gesetzt. „Ich komme,“ schreibt Buchanan, „von einem Auftritt, den ich nie vergessen werde. Als der Götze seinen Thron bestieg, erhob sich aus der Menge der Hunderttausende ein Jubelgeschrei, dergleichen ich nie zuvor gehört. Dann fiel Alles nieder vor dem, der auf dem Throne saß, und betete an. Noch einmal erhob die Menge ihre Stimme gleich dem Schall eines großen Donners, — aber es war mehr ein Geheul als ein wohlklingender Freudenruf ...“ Und dann schildert der Reisende alle die Gräuel, Scheußlichkeiten und ekelhaften Unzuchtsscenen, die nun folgten, woran sich in den folgenden Tagen jene blutigen Selbstopferungen schlossen, die bekanntlich darin bestanden, daß unglückliche Fanatiker, darunter selbst Frauen, unter die Räder des kolossalen Götzenwagens sich warfen und zerquetschen ließen. „Mein Gemüth,“ schreibt er, „ist von diesen Abscheulichkeiten so erschöpft, daß ich den Platz so rasch als möglich verlassen muß ... Nichts wird im Stande sein, das was ich gesehen habe, aus meinem Gedächtniß auszulöschen.“

Als in früheren Jahrhunderten die Stadt Puri samt dem Tempel unter die Herrschaft der muhamedanischen Großmogule fiel, ließen sie keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihren Haß und Abscheu gegen Dschagganatha auf alle Weise an den Tag zu legen und die Feste durch allerlei Mittel zu stören. Erst nach und nach ließ der religiöse Haß der Muhamedaner gegen diesen abscheulichen Götzendienst etwas nach und machte der Geldgier Platz, welche hier eine reiche Befriedigung fand. Sie führten nemlich eine Pilgertaxe ein, wornach von jedem Hindu, der zu dem Götzen Dschagganatha nach Puri wallfahrte, eine bestimmte Summe als Steuer erhoben wurde. Es ist mir nicht bekannt, wie hoch diese Steuer sich belief und wie sie erhoben wurde; nur so viel ist bekannt, daß zu einer Zeit dieselbe dem Schatz der muhamedanischen Fürsten gegen 900,000 Rupies (2,250,000 Franken) eintrug.

Im Jahr 1803 gieng die Provinz, in welcher Puri und der Tempel Dschagganatha liegt, in den Besitz der Ostindischen Compagnie über. Ehe jedoch Stadt und Tempel faktisch von den brittischen Truppen und Beamten besetzt wurde, ließen diese d. h. die brittischen Offiziere durch die dienstthuenden Priester den Gott anfragen, ob sein oberherrlicher Wille solches gestatte; und erst nachdem die bestochenen Bramanen eine günstige Antwort gebracht

hatten, zogen die Engländer am 18. Sept. 1803 ein. In welches Verhältniß aber sollte sich nun die Regierung der Compagnie zu Dschagganatha und seinem ganzen Gräueldienst stellen? Einem ächten Neutralitätsgrundsatz gemäß, wie ihn die Compagnie als oberstes Gesetz den Religionen Indiens gegenüber aufgestellt zu haben vorgab, wäre zu erwarten gewesen, daß der Gott und sein ganzer Götzendienst sich selbst überlassen würde, und daß die Regierung der Compagnie nur dafür gesorgt hätte, daß nichts dabei vorkomme, was gegen die Ruhe, Ordnung und Sicherheit des Staates streitet. Und wir freuen uns, sagen zu können, daß dieß in den ersten Jahren auch geschah. Es wurde jedem Hindu gestattet, den Tempel ohne Abgabe zu besuchen; den 3000 Priestern, die den Dienst des Götzen zu besorgen hatten, wurde Alles, was auf den Tempel und die Tempelgüter Bezug hatte, überlassen. Aber die Erinnerung an die Pilgersteuer, die einst den Muhamedanern so große Summen eingetragen, scheint dem Direktorenhof in London keine Ruhe gelassen zu haben. Schon in den ersten Jahren gieng vom Ostindienhaus in London der Befehl nach Indien, die Pilgertaxe wieder einzuführen und auch die Tempelgüter unter brittische Verwaltung zu nehmen. Aber dem damaligen Oberstatthalter Marquis Wellesley sei es zur Ehre gesagt, er wies die Zumuthung mit Unwillen zurück und legte im Jahr 1805 seine hohe Stelle nieder, ohne dem schmählichen Befehl Folge geleistet zu haben. Als der neue Generalgouverneur, Sir George Barlow, eintraf, legte er die Sache dem ihm beigegebenen Rath zur Prüfung vor; ach, und nur Einer der Räthe (Georg Adny) legte feierlichen Widerspruch ein und verlangte, daß sein Protest ins Protokoll eingetragen werde. Die Andern sahen den bejammernswürdigen Aberglauben ihrer heidnischen Unterthanen als eine rechtmäßige Quelle von Staatseinkünften an und erhoben den Befehl des Direktorenhofs zum Gesetz. Die Tempelgüter wurden unter brittische Verwaltung gestellt und die Pilgertaxe wieder eingeführt, wogegen die Regierung alle Ausgaben zur Unterhaltung der Tempelgebäude, zur Bezahlung der Priester und der geordneten Fortführung des Tempeldienstes übernahm. Dieß geschah im Jahr 1806. Schon im ersten Jahr belief sich die Einnahme auf 117,490 Rupies (Fr. 294,725), während die Ausgaben 69,616 Rupies betrugen. Die letzteren vertheilten sich nach amtlichen Berechnungen also:

Ausgaben für die Tafel des Götzen	Rup.	36,115
Für seine Kleidung	„	2,712
Gehalt für seine Dienerschaft, wozu auch die zahlreichen Buhldirnen gehören, die den Götzen mit unzüchtigen Tänzen zu unterhalten haben	„	10,057
Zufällige Ausgaben zu den Zeiten der Wallfahrt	„	10,989
Für des Götzen Elephanten und Pferde . .	„	3,030
Für seinen jährlichen feierlichen Umzug, wobei allein für seine englische Kleidungsstücke 2000 Rup. berechnet waren	„	6,713
Summe, wie oben,	Rup.	69,616

Allein manches in der Sache war theils noch nicht genau genug geregelt, theils fanden sich unter den Beamten, die mit dieser fluchwürdigen Aufgabe betraut wurden, Mehrere, die sich dagegen sträubten. Deßhalb folgten im Jahr 1810 neue Regulationen, welche in der wortgetreuen Uebersetzung folgendermaßen lauten:*)

„Die Oberaufsicht über den Tempel und seinen innern Haushalt wird dem Radscha (Fürst) von Khurda, übergeben. Der Generalgouverneur samt seinem Rath hat die Vollmacht, den Radscha oder seine Nachfolger für den Fall üblen Verhaltens von diesem Amt abzusetzen. Der Radscha, welcher die Oberaufsicht über den Tempel hat, ist bevollmächtigt, die Tempeldiener im Fall der Nachläßigkeit oder anderer Vergehen mit Auferlegung kleiner Bußgelder zu bestrafen oder sie ganz von ihrem Amt zu entfernen (mit Ausnahme der drei Purtscha's oder Oberbeamten des Tempels). Der Ertrag der Bußgelder fällt der Kasse der Regierung zu. Die drei Purtscha's sind durch den (brittischen) Collektor d. h. Steuereinnehmer zu bestellen, mit Vorbehalt der Bestätigung der Regierung. Sollte der Radscha Anordnungen treffen, die den festbestimmten Tempeleinrichtungen und Satzungen zuwiderlaufen, so soll der Steuereinnehmer nöthigenfalls darüber dem Oberstatthalter in Calcutta berichten. Der dritte Purtscha

*) Wir sind für die meisten der nachfolgenden Dokumente den fleißigen Nachforschungen und Sammlungen des l. Miss. Huber, früher in Calikut, zum Dank verpflichtet. Er hat dieselben in einem Aufsatz niedergelegt, den er schon 1852 an die Committee in Basel einsandte.

hat dem Steuereinnehmer Rechnung abzulegen über alle Opfer und Geschenke, die dem Götzen dargebracht werden. Die Einsammlung der Pilgertaxe wird einem eigenen brittischen Beamten übertragen, der den offiziellen Titel führt: Collektor der Pilgertaxe, und unter dem Steuereinnehmer der Provinz steht. Die Oberaufsicht über alle Steuern, sowie über die Beamten, die mit der Steuereinnahme zu thun haben, führt das Obersteueramt (Board of Revenue) in Calcutta. — Den Pilgern sollen nur zwei Zugänge zum Tempel offen gelassen werden, nemlich die Atturah Nullah auf der Nordseite und die Ghat Lokenath auf der Südwestseite der Stadt Puri. Die Pilger sollen, was die zu erlegende Taxe betrifft, in vier Klassen getheilt werden: — Die erste Klasse zahlt, wenn sie von der Nordseite her eintritt, zehn Rupies (Fr. 25), wenn von der Südwestseite her, sechs Rupies. Pilger der zweiten Klasse, von Norden her, zahlen 5, von Südwesten her, 3 Rupies. Pilger der dritten und vierten Klasse zahlen, von welcher Seite her sie eintreten mögen, nur zwei Rupies. Die erste Klasse hat freien Zugang zum Tempel während dreißig Tagen; sie müssen aber beständig von einem Panda d. h. Aufseher begleitet sein. Wünschen sie der Begleitung des Aufsehers überhoben zu sein, so haben sie dem Collektor der Pilgertaxe noch weitere zehn Rupies zu zahlen. Pilger der zweiten Klasse dürfen den Tempel während des Wagenfestes zehn, bei andern Festen nur sieben Tage besuchen. Pilger der dritten erhalten das Recht, den Tempel während des Wagenfestes fünf, zu andern Zeiten nur vier Tage lang zu besuchen; sie müssen aber fortwährend von einem Panda begleitet sein. Pilger der vierten Klasse dürfen außen vor dem Tempel sechszehn Tage lang anbeten. — Gedruckte Einlaßzettel können gegen Entrichtung der angegebenen Taxen bei dem Sekretär des Obersteueramts in Calcutta, bei den Steuereinnehmern von Cuttack und Gandscham und bei den zwei Haupteingängen zum Tempel bezogen werden. Die Form dieser Einlaßzettel ist folgender Maßen einzurichten:

NN. Einwohner von —, im Distrikt —, hat bei dem unterzeichneten Büreau die Summe von Rupies — bezahlt, und hat somit das Recht, durch den — Eingang ohne Hinderniß einzutreten und als Pilger der — Klasse sich bei dem Büreau des Collektors der Pilgertaxe zu präsentiren. Nach Vorweisung des

Einlaßzettels vor dem besagten Collektor wird er einen Paß empfangen, der ihn berechtigt, den Tempel — Tage lang zu besuchen.

Dieser Einlaßzettel soll jedesmal mit den nöthigen Daten ausgefüllt und mit dem amtlichen Siegel versehen werden. Der vom Collektor auszustellende Paß aber soll also lauten:

NN. Einwohner von —, im Distrikt —, hat das Recht, die üblichen Ceremonien unter der Begleitung des Aufsehers — während — Tagen zu vollziehen, nemlich vom — Tag des Monats — bis zum — Tag des Monats —; während dieser Zeit ist dem Inhaber dieses Passes freier Zutritt zum Tempel des Dschagganatha gestattet. Nach Ablauf dieser Zeit hat Inhaber diesen Schein auf dem Büreau des Collektors der Pilgertaxe wieder abzugeben."

So weit die Anordnungen der Regierung. Wie genau aber die Aufsicht geführt wurde, zeigt folgender Erlaß des Oberstatthalters, der sich in den Parlamentsschriften (Parl. Papers 1813 S. 20) findet: „Wir befehlen hiemit die Ausbezahlung von 10,206 Rupies zum Behuf der Erbauung einer Mauer in der Nähe des Dschagganatha-Tempels im Distrikt Cuttack. Dieser Bau ist nothwendig geworden, um zu verhüten, daß die Pilger mit Gewalt in den Tempel eindringen und somit die Bezahlung der festgestellten Pilgertaxe umgehen."

Um die Taxe zu erheben, bedurfte es einer großen Anzahl von Beamten, wie aus denselben Papieren hervorgeht. Es heißt darin: „Hauptbüreau für die Pilgersteuer 19 Beamte und Diener, mit einem Monatsgehalt von 260 Rupies; nördlicher Haupteingang 26 Beamte und Diener, mit 165 Rup. Monatsgehalt; südwestlicher Eingang 17 Beamte mit 111 Rup. Gehalt; beim Tempel selbst 15 Beamte, mit 89 Rupies. Zusammen 77 Beamte und Diener mit 625 Rupies monatlichem Gehalt. Der Gehalt des europäischen Collektors der Pilgertaxe beläuft sich auf 500 Rupies (Fr. 1250) monatlich, samt 1½ Procent Antheil an der Gesammteinnahme der Pilgertaxe." Einer der Letzteren schreibt an die Regierung in Calcutta: „Ich habe die Ehre, Sie hiemit zu benachrichtigen, daß etliche Pilger dem Dschagganatha einen brauchbaren Elephanten samt 200 Rupies zu dessen sechsmonatlichem Unterhalt zum Geschenk gemacht haben. Zum

Etat des Gottes gehören sechs Elephanten. Nach Verlauf der sechs Monate wird es nöthig sein, daß die Regierung entweder Befehl zum Verkauf des Elephanten gebe, oder aber, wenn sie es für zweckmäßig erachten sollte, denselben zum Gebrauch des Gottes beizubehalten, die nöthigen Mittel zu seinem Unterhalt anweise." — Auch der Tempel selbst wurde auf Kosten der Ostindischen Compagnie in gutem Stand erhalten und ausgebessert. „Die Kosten für Tempelreparaturen," heißt es in den Parlamentspapieren, „wurden früher durch eine besondere Collekte bestritten. Es ist uns nicht bekannt, ob diese Collekte sich auf eine bestimmte, feste Summe belief, oder wie groß diese Summe war. Künftig müssen die nöthigen Reparaturen auf Kosten der Regierung gemacht werden." (Vrgl. Parl. Papers 1813. S. 66.).

Man hat vielfach behauptet, daß die Ostindische Compagnie die Pilgersteuer in der wohlmeinenden Absicht eingeführt habe, um die Wallfahrten zu beschränken und die bethörten Götzendiener davon zurückzuschrecken. Wie stimmt aber dazu jenes Schreiben, das in den Parlamentspapieren von 1813 (S. 66) sich findet, und das also lautet: „Der Generalgouverneur und sein Rath hat mit Befriedigung wahrgenommen, daß die Pilgertaxe bei dem dießjährigen Wagenfest um ein Wesentliches gestiegen ist." — Auch war wirklich seit der Einführung der Pilgertaxe die Masse der zahlenden Wallfahrer in stetem Steigen begriffen. Im Jahr 1800 waren es 14,560 Pilger, welche die Taxe zahlten; im Jahr 1806 schon 23,291, und im Jahr 1809 sogar 33,831. Vom Jahr 1812 auf 1813 belief sich die Einnahme auf 276,890 Rupies, oder nach Abzug der Kosten von 43,450 Rupies auf einen Netto-Ertrag von 233,439 Rupies, welche nur aus der Pilgersteuer beim Tempel des Dschagganatha zu Puri in die Kasse der Ostindischen Compagnie flossen. Es hieng diese auffallende Erscheinung unzweifelhaft mit der Ueberzeugung der Eingeborenen zusammen, daß die brittische Regierung diese Pilgerfahrten nicht nur gerne sehe, sondern selbst eine Verehrung für den gräulichen Götzen habe. Mußten doch die Missionare überall den Einwurf hören: „Wenn Dschagganatha nichts wäre, warum bezöge denn die Compagnie so viele Rupies von ihm?" Oder: „Wenn Eure Religion die wahre wäre, so

würde die Regierung dieselbe unterstützen; aber sie thut das nicht; sie unterstützt vielmehr unsere Götter!"

Ein anderer vielberühmter Wallfahrtsort ist Gaya, der Geburtsort Buddha's, in der Provinz Behar, etwa 18 Stunden südlich von Patna. Die Stadt besteht aus zwei Hälften, wovon die eine ausschließlich von Bramanen (etwa 1300 Familien) bewohnt ist. Die ganze Umgebung ist voll von heiligen Plätzen, an welche die Sage irgend eine That oder Geschichte eines Gottes oder eines Heiligen anknüpft. Die zahllosen Höhlentempel, welche mit kunstvoller Hand in die Granithügel hinein gehauen sind, sowie die starr und steil emporragenden Granitfelsen, zu denen schmale Stufen emporführen, sind die wichtigsten Wallfahrtsorte. Auch die Muhamedaner haben hier einige heilige Grabstätten, deren Besuch in ihren Augen verdienstlich ist. Schon seit mehr als 600 Jahren geht der Strom der Pilger nach diesen Orten, ungeachtet schon in früher Zeit nicht nur die Grundbesitzer in und um Gaya Zollhäuser an der Straße dahin errichteten, wo von den Pilgern Steuern erpreßt wurden, sondern auch die Bramanen von Gaya, unter deren Geleite und Anweisung die Pilger alle heiligen Stätten besuchen, mit unmenschlicher Habgier die unglücklichen Opfer des Aberglaubens bis auf den letzten Heller aussaugten. Als nun die Ostindische Compagnie die Provinz Behar besetzte und somit auch Gaya in ihren Besitz kam, wurden allerdings jene zahlreichen Zollstätten sofort abgeschafft; an deren Stelle aber wurde eine feste, genau geregelte Pilgersteuer eingeführt. „Ein Agent der Regierung," so sagt Hamilton in seinem East India Gazetteer, „wurde nach Gaya gesetzt, der von jedem Pilger eine Taxe erhebt, deren Größe von der Menge der Sünden, welche jener zu sühnen begehrt, und somit von der Zahl der Ceremonien abhängt, welche er durchzumachen hat. Wer nur Einen Platz besucht, zahlt 2⅛ Rupies; wer zwei Orte besucht, zahlt 3⅜ Rupies; wer 38 Orte besucht, zahlt 4 5/16 Rupies, und endlich wer 45 heilige Stätten besucht, bezahlt 14⅛ Rupies . . . Wenn ein Pilger ankommt, führt ihn sein Gayawal (d. h. der Bramane, den er zu seinem geistlichen Führer während seines Aufenthalts in Gaya erwählt) zu dem Collektor der Pilgertaxe und gibt demselben eine Erklärung ab über die verschiedenen Ceremonien, die der Pilger durchzumachen wünscht; darauf wird ihm

gegen Erlegung der Taxe ein Schein ausgestellt, worauf der Name des Pilgers und seines Gayawal, die Zahl und Art der gestatteten Ceremonien und die Unterschrift des Collektors steht." — Im Jahr 1799 belief sich die Zahl der Gaya-Pilger, welche die Taxe bezahlten, auf 21,659; im Jahr 1811 auf 31,114. Im Jahr 1816 betrug die Gesammteinnahme 229,805 Rupies; nach Abzug der Verwaltungskosten im Betrag von 46,926 Rupies, worunter auch ein Procent für den Collektor sich befindet, blieb somit ein Nettogewinn von 182,876 Rupies, den die christliche Regierung aus dem Aberglauben und Götzendienst ihrer heidnischen Unterthanen bezog. Später stieg die Zahl der Pilger auf mehr als 100,000, ja in manchen Jahren auf 200,000, und ebendamit auch die Einnahme der Regierung auf 250,000 und sogar 300,000 Rupies.

Auch in Allahābad zog die Regierung der Compagnie aus der Verblendung ihrer heidnischen Unterthanen ihren Nutzen und machte sie zu einer Quelle glänzender Einnahmen. Diese Stadt liegt nemlich auf der Landzunge, welche durch den Zusammenfluß der beiden „heiligen" Flüsse Dschamna und Ganges gebildet wird. Die alberne Sage der Hindus fügt noch hinzu, daß auch der dritte unter den heiligen Strömen Indiens, der Sarāswati, tief unter dem Boden sich hier mit den beiden andern vereinige. Wenn nun schon das Baden auch nur in einem der genannten Flüsse dem andächtigen Hindu unfehlbar die Reinigung von allen Sünden und die ewige Seligkeit sichert, wie groß muß das Verdienst sein, am Zusammenfluß von allen dreien zu baden! „Wenn ein Pilger ankömmt," sagt Hamilton, „so setzt er sich am Rand des Stromes nieder und läßt sich am Haupt und ganzen Leib in der Weise rasiren, daß jedes Haar ins Wasser zu fallen kommt, — und jedes Haar, das so in den heiligen Strom fällt, verschafft ihm nach der Versicherung seiner heiligen Schriften einen Aufenthalt im Seligkeits-Himmel von einer Million Jahren. Nach dem Rasiren badet er sich und erwirbt dadurch nicht nur für sich, sondern auch für alle seine Vorfahren auf tausend Generationen zurück, die höchste Seligkeit. Die kräftigste Wirkung aber thut das Baden zu einer bestimmten Zeit des Jahres, wenn der Mond eine eigenthümliche Phase darbietet." — Im Jahr 1810 nun fieng die Regierung der Compagnie an, auch hier ihre Pilgertaxe zu erheben. Ein Mann, der zu Fuß kam, mußte 1 Rupie bezahlen;

wer auf einem Pferd, Wagen oder im Palankin kam, zahlte 2, und wer auf einem Elephanten sich einfand, 20 Rupies. Die 400 Barbiere aber, die hier ihr Geschäft treiben, durften bei Strafe von 50 Rupies oder drei Monate Gefängniß keinen rasiren, der nicht von dem Collektor einen Schein vorweisen konnte. Schon zwei Jahre nach der Einführung der Pilgertaxe (1812) fanden sich in Allahābad nicht weniger als 218,792 Pilger ein, welche Scheine lösten, und die Netto-Einnahme der Regierung belief sich nach Abzug von nur 3407 Rup. Verwaltungskosten auf 221,066 Rup., worunter auch 1085 Strafgelder waren. Im Durchschnitt beträgt die Zahl der Pilger jährlich etwa 100,000. Es war zu Allahābad, daß ein Hindupilger zu einem Missionar sagte: „Diesen Morgen habe ich der Compagnie meine Rupie gezahlt, — kann mir die Seligkeit denn noch fehlen? Was bedarf ich weiter?"

Die gleiche Taxe ward an andern Wallfahrtsorten, wie Kaschipur, Sarkāra, Sambal, Soru und Tripetty von der Regierung erhoben. Ein einziges Jahr (1814—15) brachte derselben folgende Summen ein:

Netto-Einnahme zu Dschagganatha	135,667	Rup.
In Gaya	182,876	„
In Allahābad	73,053	„
In Kaschipur, Sarkāra, Sambal und Itawa .	5,683	„
In Tripetty	190,000	„
Zusammen:	587,279	Rup.
oder:	1,468,197	Fr.

Wenn uns alles das, was wir bisher über die Pilgertaxe hier mitgetheilt haben, nur auf dem Wege des Gerüchts zu Ohren gekommen wäre, wir würden der Sache keinen Glauben schenken können oder wenigstens versucht sein, es für eine böswillige Uebertreibung zu halten. Aber alle diese Angaben sind aus den sichersten, amtlichen Quellen selbst geschöpft. Was sollen wir hiezu sagen? Wie ist es möglich, daß eine christliche Regierung den kläglichsten, finstersten, Leib und Seele verwüstenden Aberglauben ihrer Unterthanen, statt ihn mit allen Mitteln des Unterrichts, der Ermahnung und des eigenen Vorbilds zu bekämpfen, vielmehr zu einer willkommenen Quelle des Gewinns macht und ihm dadurch ihr eigenes vollwichtiges Siegel des Wohlgefallens aufdrückt?

Liegt darin nicht das stärkste Zeugniß, daß eine Verbindung von Kaufleuten und Krämern, eine Handelsgesellschaft, nicht im Stande ist, zugleich eine Regierung d. h. eine Erzieherin und Hirtin der Völker zu sein? Eine Handelscompagnie hat ihrer Natur nach nur Ein Ziel, nemlich die Zinsen ihres Capitals zu mehren und ihre Dividenden auf jegliche Weise zu steigern. Der Handel aber, — es ist ein leidiges, aber wahres Sprüchwort, — kennt keine Moral. Ob die Waare, die er in Gang bringt, eine verderbliche, Leib und Seele ruinirende sei, das kömmt nicht in Frage, wenn sie nur guten Absatz findet und reichen Profit trägt; ob die Quelle, aus der die Gewinnste fließen, eine trübe, sumpfige, vergiftete sei, was geht das die Handelsherren an, wenn nur die Geldkisten sich füllen.

Doch, was klagen wir die Handelsherren im fernen Indien, was klagen wir die Ostindische Compagnie an? Man gehe in die großen Badeorte unsres deutschen Vaterlandes und trete in die glänzenden Spielhöllen, die das ganze Jahr hindurch die schlimmsten Leidenschaften des Volkes, der Armen wie der Reichen, nähren, — in jene Stätten der Sünde, welche zu Gunsten Weniger die zeitliche und ewige Wohlfahrt Vieler zerstören, und an denen das Blut unzähliger Selbstmörder haftet. Warum dulden die christlichen Regierungen solche Pest? Fallen sie nicht in die Sünde der Krämerfürsten des Ostindienhauses?

Wir bedecken unser Angesicht vor Schaam und zittern vor dem Gedanken, daß die Gerichte, die über das Reich der Ostindischen Compagnie wie ein verheerender Gewittersturm hereingebrochen sind, auch uns früher oder später erreichen müssen von dem Angesichte Dessen, der gesagt hat: Ich bin heilig! Die Compagnie hat, gedrängt von der Entrüstung des brittischen Volkes, jenes Blutgeld aufgegeben, die Pilgertaxen abgeschafft, die Verbindung mit dem indischen Götzendienst zum größten Theil abgebrochen. Viele unsrer Regierungen aber wollen weder die Stimme Gottes, noch die Stimme ihrer entrüsteten Völker hören. Als im Jahr 1848 die deutsche Nation, entzündet von dem bösen Geiste des Aufruhrs, sich wider seine angestammten Fürsten erhob und sich zu Frankfurt auf den Rathsstuhl setzte, um sich selbst neue Ordnungen und Gesetze zu schaffen, da waren die Spielhöllen eines der ersten Uebel, das vor dem Verdammungsurtheil

des Volkes fallen mußte. Mitten durch die verworrenen Ideen von Recht und Unrecht, die damals die Menge bewegten, fand hier wenigstens das unbestochene Volksgewissen die richtige Spur. Aber einer der ersten Schritte, welchen die aus Gottes Gnaden wiederhergestellte Fürsten-Autorität zu thun pflegte, war die Wiederherstellung der von der ganzen deutschen Nation verurtheilten Spielhäuser. Ist das recht? Wird Gott, der Heilige, dazu schweigen? Gesegnet sei das preußische Königshaus und gesegnet seien alle die Stimmen, die sich mit ihm zu einem Ausdruck des öffentlichen Abscheu's vereinigen gegen ein Uebel, das in Gottes Augen um kein Haar geringer ist als jene Pilgertaxe, welche einst die Ostindische Compagnie von ihren heidnischen Unterthanen erhob.

---

3. Die väterliche Sorge für das Götzenwesen.

Eine andere Form der offenbaren Begünstigung des indischen Götzenwesens, zu der das sogenannte Neutralitätsprincip in der Praxis herabsank, ist jene fast unglaubliche Sorgfalt, mit der vor noch nicht allzu langer Zeit die Compagnie grundsätzlich, und manche ihrer Beamten aus besonderer Vorliebe die Götzentempel in Schutz nahm, sie vor dem drohenden Zerfall bewahrte, die zerfallenen wiederherstellte und den sinkenden Pomp der Götzenfeierlichkeiten wieder in Schwung brachte.

„Alle Tempel in Indien," heißt es in einer Mittheilung des Missionars Huber, „verdanken ihr Dasein nicht dem Zusammenwirken ganzer Gemeinwesen, sondern immer nur der Freigebigkeit einzelner Personen. Sie wurden nicht für das allgemeine Beste erbaut, sondern der Erbauer eines Tempels hat zunächst nur sich selbst im Auge. Er will ein verdienstliches Werk thun, den Göttern und Bramanen wohlgefallen und sich selbst einen großen Namen machen. Mancher thut ein Gelübde und verspricht dem oder jenem Gotte einen Tempel zu bauen, wenn er ihn aus dieser oder jener Noth, z. B. aus der Cholera oder den Pocken hilft, ihm einen Sohn schenkt ꝛc. Auf diese Weise sind bei weitem die meisten Tempel entstanden, und Indien wimmelt davon. Die minder Bemittelten bauen dann iegend ein kleines unansehnliches

Tempelchen, während die großen und reichen Tempelbauten ihr Dasein in der Regel den Radscha's oder Königen verdanken. Der Erbauer erwählt dann irgend einen Bramanen, dem er den Tempel zur Verwaltung übergibt. Dieser hat die täglichen Ceremonien zu verrichten. Ihm gehören auch alle Opfergaben, welche von andächtigen Hindus herbeigebracht werden; deßhalb liegt es auch in seinem Interesse, dem Götzen, den er bedient, einen guten Ruf zu verschaffen. Viele der größeren Tempel sind sehr reich, haben großen Grundbesitz, der von dem Stifter oder von andern Verehrern des Gottes geschenkt wurde, und besitzen gewisse Privilegien, die sie ehemals von Fürsten erhielten.

„Die größte Zahl dieser Tempel und ihrer Güter nun wurde schlecht verwaltet und mancher derselben war seinem Untergang nahe. Da kam die Regierung und nahm sie in ihren Schutz. Sie konnte es nicht ertragen, daß diese schönen Bauwerke, diese Denkmäler alter Zeit zu Grunde gehen, daß unter den Händen der habsüchtigen und gewissenlosen Bramanen die reichen Tempelschätze verschleudert und der Glanz der jährlichen Feste, die Herrlichkeit der großen Processionen und die Pracht der Götzenausschmückungen verschwinden sollten. Sie fühlte sich berufen, dem Götzendienste eine neue Unterlage zu geben. Allerdings kam es dabei viel auf die Gesinnung der einzelnen Beamten der Compagnie an. Von 1790 bis 1820 waren die höchsten Stellen in Indien in der Regel mit Männern besetzt, die wenig oder gar keine Religion besaßen, und die um gewisser Gründe willen den Hinduismus oder den Korän dem Christenthum weit vorzogen. Findet man doch noch heute schauerliche Denkmäler aus jener gottlosen Zeit; ja noch stehen die Götzentempel, welche sogenannte Christen ihren heidnischen Buhlerinnen erbaut haben. Wie sorgfältig andere dieser Beamten für den gedeihlichen Bestand und Fortgang des Götzendienstes bemüht waren, das mögen folgende Beispiele zeigen.

„In Condscheveram (eigentlich Kantschipura d. h. goldene Stadt) etwa 16 Stunden südwestlich von Madräs, befindet sich ein großer Tempel, der dem Mahadewa (d. h. Großer Gott, Schiwa) geweiht ist. Er soll einer der schönsten in Indien sein, und zeichnet sich besonders durch einen 60 Fuß breiten und 200 Fuß hohen Thurm aus, der über dem großen Portal sich erhebt. An dem jährlichen Hauptfest sollen sich einst gegen 100,000 Götzendiener

versammelt haben. Aber trotz dieser großen Theilnahme gieng auch dieser Tempel mit all seiner Pracht sichtbar dem Verfall entgegen. Nun befand sich damals ein englischer Collektor, Namens Place, in Condscheveram, dem der drohende Untergang des Götzentempels so zu Herzen gieng, daß er sich um Abhülfe an die Regierung in Madräs wandte. Es sei ihre Pflicht, den Bau zu restauriren, 'sowohl aus moralischen als politischen Rücksichten'. Es heißt darin unter Anderem: 'Wie nothwendig eine Abhülfe ist, das kann nicht schlagender dargethan werden, als wenn ich erwähne, daß der heilige Tempel, in welchem das Götterbild steht, mit gänzlicher Zerstörung bedroht ist durch die Wurzeln eines Baumes, die sich durch die Mauern gedrängt haben. Diesem Uebelstand aber kann nur durch einen Kostenaufwand abgeholfen werden, zu dem der Tempelfonds selbst nicht ausreicht. Ich möchte deßhalb die freundliche Unterstützung des Obersteueramts und der Regierung ansprechen, daß sie selbst eintrete und die Privilegien erneuere, welche diese Tempel einst von den ehemaligen Fürsten des Landes genossen haben. Die Pracht der Feste und Processionen dieses berühmten Tempels ist wegen Mangel an Fonds jämmerlich heruntergekommen, und das reiche Geschmeide, das einst das Götterbild schmückte, aber während des Kriegs verloren gieng, konnte seitdem nicht wieder ersetzt werden, weil diese Kirche (church) zu arm ist. Sowohl aus moralischen als politischen Rücksichten, — sei es, um die Eingeborenen zur Uebung der Tugend anzuregen, sei es, um gute Ordnung und Subordination zu befördern, indem man ihre Neigungen für die brittische Regierung gewinnt, — halte ich eine Beachtung dieser Sache für äußerst dringlich und wünschenswerth. Selbst die kleine Aufmerksamkeit, die ich während des letzten Festes erwies, that eine so gute Wirkung, daß die größte Harmonie unter den Festbesuchern herrschte.'

„So schreibt Herr Place. Die Regierung aber gieng bereitwillig auf diesen Vorschlag ein und stellte den Tempel mit nicht unbedeutenden Kosten wieder her. Der theilnehmende Herr Place selbst aber brachte, um die Eingeborenen 'zur Tugendübung' zu ermuntern, dem Tempel und seinem Gotte Opfer dar, welche den letzteren und die Bramanen so gefreut haben sollen, daß diese Opfer bis heute aufbewahrt und den Besuchenden gezeigt werden."

Nachdem nun einmal der Anfang gemacht war, und die Regierung sich zur Beschützerin des Götzendienstes öffentlich erklärt hatte, schritt man in dieser Richtung unaufhaltsam vorwärts. Am weitesten gieng man in der Präsidentschaft Madrās. Die Summen, welche hier die Regierung alljährlich für den Götzendienst ausgab, übersteigen die Summe, welche man in allen andern Präsidentschaften zusammen dafür verwendete. Hier waren die Civil- und Militärbeamten gezwungen, heidnische und muhamedanische Feste mit ihrer Gegenwart zu beehren, und sogar in manchen Fällen die Opfergaben der Regierung den Bramanen zu überbringen. In Madrās ließ die Regierung jährlich einen Kalender für die Hindus auf eigene Kosten verfertigen und durch ihren Sekretär austheilen. Der Eingang des Kalenders aber lautet folgender Maaßen:

„Anbetung Sri Ganēsa!*)

„Ich rufe die Hülfe dieses Gottes an, der geehrt wird von Brahma, Krischna, Mahaschwera und allen andern Göttern, in der Hoffnung, daß mir Glück zu Theil werde in meinem gegenwärtigen Geschäft.

„Diejenigen, welche im Anfang des Jahres mit ihren Verwandten und Freunden den sieben Planeten Opfer bringen und nach bestem Vermögen den Astrologen (Sterndeutern) Geschenke machen, und alles das beobachten, was in diesem Kalender vorgeschrieben ist, werden im Verlauf des Jahres von den sieben Planeten alles Gute zu erfahren haben."

Dieselbe Regierung duldete, ja beförderte eine der niedrigsten Formen des indischen Götzendienstes in ihren eigenen Amtsgebäuden.

---

*) Ganesa ist in der indischen Götterlehre der Gott der Klugheit und wird deßhalb mit einem Elephantenkopf, einem Menschenleib und vier Armen, und auf einer Ratte, dem Sinnbild der Klugheit, reitend dargestellt. In seinen vier Händen hält er ein Beil, einen Scepter, einen Rosenkranz und Schlangen. Er ist der Gott, welcher jedem Unternehmen Segen und Gedeihen schenkt, und den man deßhalb bei jedem Vornehmen anruft. Besonders ist ihm der Anfang des Jahres heilig. Die Titel, welche ihm der Hindu bei seinen Anrufungen giebt, sind: Der Elephanten-Antlitzige, der auf der Ratte Reitende, Hängeohr, Hängebauch, Freund des Wohlergehns, Vernichter der Hindernisse, Immerspender ꝛc. — Sri ist eigentlich der Name der Gemahlin des Gottes Wischnu, die Göttin des Glücks und der sinnlichen Liebe, die Erdmutter und Spenderin der Fruchtbarkeit; daher heißt sie auch: die Wankelmüthige, die Unbeständige ꝛc. Ob Sri hier nur ein Beiname des Ganesa sei, ist dem Herausgeber nicht bekannt.

Die Hindus haben nämlich alljährlich ein Fest, wo Jeder das Werkzeug anbetet, mit welchem er seinen Unterhalt erwirbt. Der Bauer betet den Pflug, der Schneider seine Nadel und der Schreiber seine Feder samt dem Schreibtisch an. In Madräs nun wurden nicht nur unter den Augen der Regierung, sondern nach ihrer Anordnung in den Amthäusern die Rechenbücher und die amtlichen Dokumente in eine Reihe gelegt und samt den Schreibtischen unter vielen Ceremonien, zu denen die Regierung das Geld gab, förmlich angebetet.

Bei den jährlichen Götzenfesten wurden die Götzen, wenn sie in Procession herumgeführt wurden, auf Befehl der Regierung mit einer Kanonensalve begrüßt, wie dieß bei der Ankunft von Fürsten oder hohen Beamten zu geschehen pflegt. In den Parlamentspapieren finden wir folgende Ordres:

„Befehl an die Madräs Garnison.

„Regierungsbefehl, Sonntag den 26. Mai 1839. Eine königliche Kanonensalve von der Salut-Batterie morgen mit Sonnenaufgang abzufeuern in Erwiederung auf die Salve, welche von den Tschepäk-Gärten abgefeuert werden wird bei Gelegenheit des Rubiul Uwal Festes."

„Regierungsbefehl, Dienstag den 15. Oct. 1839.

„Eine königliche Kanonensalve morgen abzufeuern bei Gelegenheit des Dassera Festes."

„Regierungsbefehl, Samstag den 7. Dez. 1839.

„Eine königliche Kanonensalve morgen (Sonntag!) um 1 Uhr von der Salut-Batterie abzufeuern bei Gelegenheit des (muhamedanischen) Ramadan Festes."

In Zeiten der Trockenheit und Dürre geschah es oft, daß die Regierung ihren verschiedenen Distriktsbeamten Befehl ertheilte, in ihrem Gebiet Bramanen anzustellen, welche den Götzen Waruna (Meer- und Wassergott) um Regen anflehen sollten. Im Jahr 1811 hatte die Regierung zu diesem Zweck in Cuddapah 450 Rupies ausgegeben. Im Jahr 1832 schreibt der Unterkollektor in Salem (Selim, in Süd-Indien) also: „Als ich nach Salem kam, enthielt das erste amtliche Schreiben, das mir von der Regierung zukam, eine Verwilligung von 50 Rupies für die drei mir untergebenen Distrikte, mit der Anweisung, dafür Bramanen anzustellen, welche Regen erbeten sollten. Etliche Bramanen sollten für 10

oder 12 Tage einen ihrer Götter anrufen und dabei bis an den Hals im Wasser stehen. Andere sollten angestellt werden, um die Gefahr gewisser Planeten abzuwenden, wieder Andere, die Götter zu versöhnen; alle zusammen aber sollten auf Kosten der Regierung gespeist und durch die (englischen) Beamten beaufsichtigt werden. Ich konnte diesem Befehl keine Folge leisten, denn es schien mir dieß eine öffentliche Verletzung der Gesetze Gottes zu sein."

Es schien, als wenn die Regierung keine indische Sitte, die irgend mit dem Götzenwesen zusammenhängt, hätte wahrnehmen können, ohne sie getreulich nachzuahmen und in den Kreis ihrer offiziellen Pflichten aufzunehmen. So ist es Brauch, daß reiche Hindus, um sich ein Verdienst zu erwerben, den genußsüchtigen Bramanen fette Gastmähler zu bereiten pflegen. Nun schreibt Missionar Rhenius in Süd-Indien vom J. 1831: „Der Collektor hat von der Regierung in Madräs Befehl erhalten, 40,000 Rupies (Fr. 100,000) auszuzahlen für eine gewisse Ceremonie, die im Götzentempel zu Tinevelly statt findet. Durch das Oel nemlich, das beständig über den Götzen ausgegossen wird, wurde sein Fußgestell beschädigt; es bekam Risse, Insekten nisteten sich ein und starben darin, was für den Götzen eine große Unehre ist. Es muß deßhalb das Fußgestell ausgebessert und jeder Riß sorgfältig ausgefüllt werden. Um diese Reparaturen vorzunehmen, muß man den Götzen bitten, für eine Zeitlang sich hinweg zu bemühen und nach Vollendung der Reparaturen wieder zu kommen. Bei dem Abzug und der Wiederkunft des Götzen müssen durch die Bramanen viele Ceremonien verrichtet und hunderttausend derselben für 40 Tage gefüttert werden; und zu diesem Ende hat die christliche Regierung 40,000 Rupies verwilligt."

Wenn bei den großen Festen die schwerfälligen Götzenwagen in Procession umhergezogen werden, so fehlt es oft an freiwilligen Leuten, dieselben zu ziehen; aber auch darin ließ die Regierung die Bramanen nicht im Stich. Die armen Hindus, die sich oft weder um den Götzen, noch um seinen Karren bekümmerten, wurden von der Obrigkeit gezwungen, den Wagen zu ziehen. Im Distrikt Tandschor allein geschah es, daß oft aus einem Umkreis von 3, 6 und 10 Stunden die Leute mit Gewalt herbeigetrieben wurden, um den Dienst eines Zugthiers am Götzenwagen zu thun, ohne daß sie dafür eine Entschädigung erhielten.

Eines der erschütterndsten Schauspiele aber bot jenes Yeggata-Fest dar, das im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in Madräs gefeiert wurde. Dieses Fest war so sehr in Abgang und Vergessenheit gerathen, daß seit dreißig Jahren kaum noch Jemand an dessen Begehung dachte. Ein brittischer Beamter der Compagnie aber fühlte sich gedrungen, dasselbe neu zu beleben, und durch seinen Einfluß gelang es auch wirklich, daß es aufs Neue in Gang kam. Als es nun zum erstenmal wieder gefeiert wurde, fand sichs, daß der Götze zu groß war, um durch das Stadtthor hereingebracht zu werden. Der Beamte aber glaubte nicht, daß der Götze zu groß, sondern daß das Stadtthor zu klein sei. Er wandte sich deßhalb an die Regierung und bat um Erlaubniß, das Thor abzubrechen und weiter zu machen, um, wie er sich ausdrückte, „den Hindus einen Beweis zu geben, wie bereit die Regierung sei, ihnen die Beobachtung ihrer religiösen Ceremonien auf alle Weise zu erleichtern." Die Regierung gab die Erlaubniß und trug die Kosten. An demselben Yeggata-Fest war es auch, daß die Regierung dem Götzen, d. h. den funktionirenden Bramanen Geschenke machte, die dann, als eine besonders wichtige Gabe, um den Götzen feierlich herumgetragen wurden. Die Geschenke bestanden aus goldenen Halsbändern, seidenen Schürzen und andern Stoffen.

Der Weg, der einmal eingeschlagen war, führte unvermeidlich immer weiter. Die Regierung bewies sich nicht mehr blos in einzelnen Fällen als Beschützerin des Götzendienstes, sondern sie fieng bald an, denselben ganz unter ihre Leitung und Verwaltung zu nehmen. Den nächsten Anlaß dazu gab die Verschleuderung der Tempelgüter durch die dazu bestellten Bramanen. Wo immer nun ein solcher Fall zur Kenntniß der Regierung kam, oder wo die Abgaben für die Tempelländereien nicht regelmäßig eingiengen, oder wo die Bramanenfamilie ausstarb, in deren Händen die Verwaltung eines Tempels lag, da war die Regierung sofort bereit, die Tempelgüter samt dem Götzen in ihre Obhut zu nehmen. So geschah es, daß nach und nach eine unglaubliche Zahl von Götzentempeln unter die väterliche Pflege der christlichen Regierung kam. Anfangs hielt man es so, daß der Collektor des Distrikts die Tempelgüter in seine Verwaltung nahm und den Ertrag derselben einfach in den Tempelschatz gehen ließ; allein später fand man es angemessener und vortheilhafter, das Land, das zum Tempel ge-

hörte, ganz in Beschlag zu nehmen und dafür dem Tempel eine bestimmte Summe jährlich aus dem Staatsschatz zu zahlen. Von nun an gieng Alles, was auf den Götzendienst dieser Tempel sich bezog, durch die Hand der englischen Beamten. Sie hatten für Alles zu sorgen. Tempelreparaturen, Anschaffung neuer Götzenwagen und neuer Götzen, die Anstellung und Bezahlung der Bramanen, der Maler, der Musiker, der Reissieder, der Wächter, — Alles geschah durch den brittischen Beamten und seine Angestellten; und um das Maaß voll zu machen, so erhielten auch jene liederlichen Dirnen, welche die Götzen durch ihre schamlosen Tänze zu unterhalten haben, ihren monatlichen Gehalt durch seine Hände.

Es ist wahr, die Regierung bezog aus der Verwaltung dieser Tempel in der Regel keinen pecuniären Gewinn. Von den 8292 Tempeln, welche allein in der Präsidentschaft Madräs unter ihrem Schutze standen, war es nur der eine Tempel zu Tripetty, der für sie einen Gewinn abwarf. Es ist dieß zugleich für eine Regierung von Handelsherren sehr bezeichnend. Der Gott zu Tripetty ist der Gott der Kaufleute, der zum Handel Glück bescheert. Während nun die Regierung für den Unterhalt des Tempels und Tempeldienstes jährlich die Summe von 32,500 Rup. verwenden mußte, belief sich die Einnahme der Opfer im Durchschnitt auf nicht weniger als 110,000 Rupies, so daß die Regierung einen reinen Gewinn von 77,500 Rup. in die Tasche steckte. Bei allen andern Tempeln hatte sie zu geben, entweder in der Form von freien Geschenken, oder als Ertrag für abgenommenes Tempelland. Die Schenkungen der Regierung waren sehr verschieden. Besonders bezeichnend ist, daß die größte Summe (jährlich 43,151 Rupies) dem Götzen in Seringham zu Theil wurde, der 15 Fuß hoch ist und aus solidem Gold besteht. Die ganze Summe, welche jährlich an die 8292 Tempel der Präsidentschaft Madräs von der Regierung aus dem Staatsschatz verabreicht wurde, belief sich laut offizieller Angabe auf 876,780 Rupies. Fast eben so schlimm stand es in der Präsidentschaft Bombay, wo sich die Regierung bis ins Einzelne mit dem Götzendienste befaßte. Dort zahlte sie alljährlich nicht weniger als 700,000 Rupies, um das Götzenwesen aufrecht zu erhalten. Wie es in der Präsidentschaft Bengalen in dieser Beziehung stand, ist mir nicht genauer bekannt.

Es könnten die einzelnen Züge, welche den schmachvollen Zu-

sammenhang der Ostindischen Regierung mit dem Götzendienst des Landes ins Licht stellen, noch in mannigfaltiger Weise vermehrt werden; aber es sei mit dem Bisherigen genug. Wir sind uns bewußt, nichts übertrieben zu haben. Die vorangehenden Mittheilungen sind aus Parlamentspapieren und andern amtlichen Aktenstücken geschöpft, und es wurde nur zusammengestellt, was in denselben hin und her zerstreut liegt. Wir können aber diese traurigen Berichte nicht schließen, ohne mit Dank und Freude hinzuzufügen, daß alle jene Verirrungen, in welche die Regierung der Compagnie sich verlocken ließ, seit 15—20 Jahren zum größten Theil aufgehört haben. Wir werden, so Gott will, in einem späteren Artikel die Kämpfe schildern, durch welche es in dieser Beziehung hindurch gieng.

Missionsliteratur.

Nacht und Morgen. Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Heidenmission. Gesammelt und herausgegeben von Gustav Leonhard, Diakonus zu Waldenburg und Pfarrer zu Schwaben. Leipzig bei Bredt 1857. 190 Seiten.

Mehr als 200 kleine Erzählungen, um zu zeigen 1) die Finsterniß des Heidenthums, 2) das Sehnen der Heiden nach Erlösung, 3) der Heiden Aufnahme des Heils, 4) den Wandel Bekehrter im Licht. Eine solche Zusammenstellung besonders kräftiger und anziehender Missionsbilder ist gewiß vielen Missionsfreunden für ihr Herz, vielen Eltern und Lehrern zum Zwecke des Erzählens, vielen Geistlichen für ihre Missionsstunden, aber nicht blos für diese, sondern auch für ihre Kinderlehren und Predigten, eine sehr willkommene Gabe. Nicht als sollte eine solche Sammlung von Geschichten die ernste Beschäftigung mit der Missionsgeschichte ersetzen, — das ist keineswegs des Verfassers Zweck; aber daß auch die ersteren einen großen und eigenthümlichen Segen zu stiften vermögen, bedarf keiner näheren Ausführung; wie lebendig kann z. B. durch eine gut gewählte Geschichte der Unterricht und die Predigt werden!

Fr. G.



